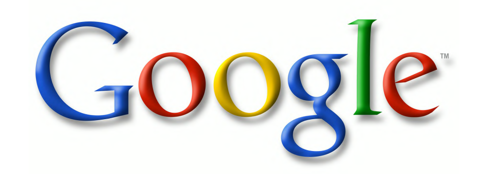
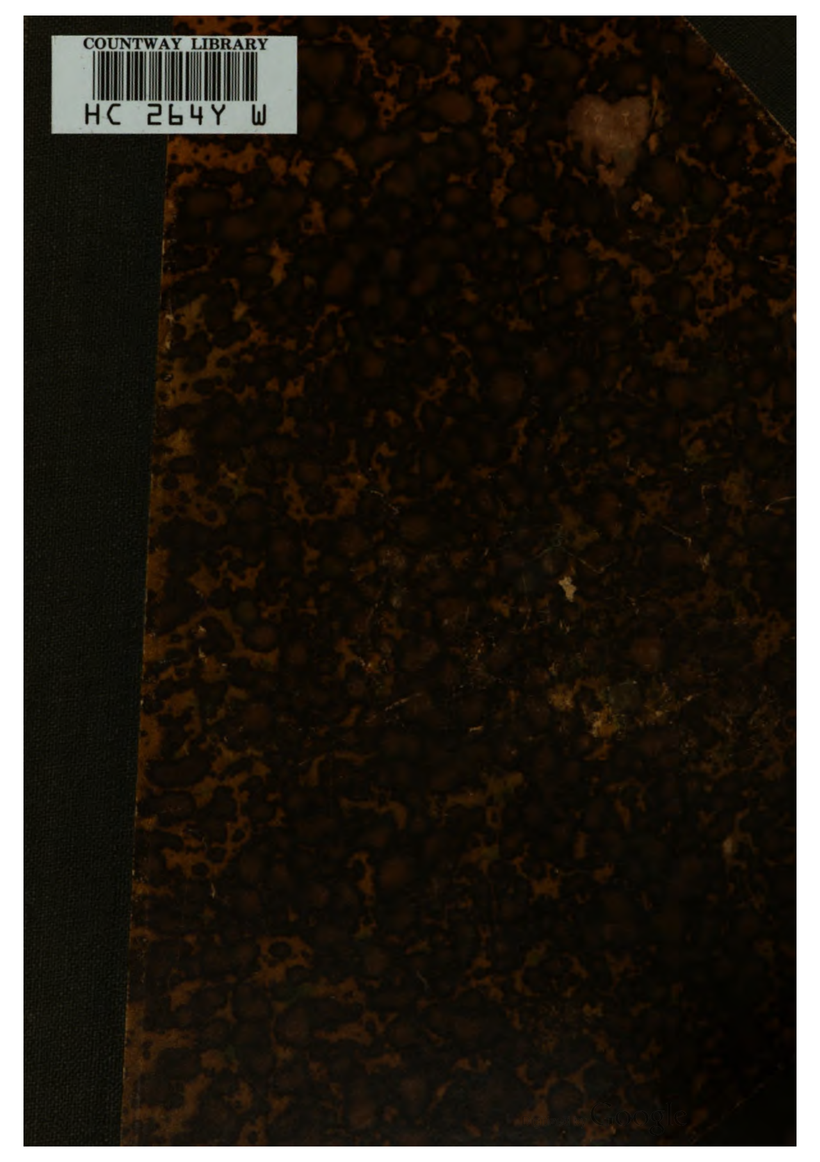



COUNTWAY LIBRARY
HC 264Y W


Digitized by Google

Aus dem Tagebuche eines Berliner Arztes.

Von

Max Ring.

Erster Band.



Leipzig,
Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.
1870.

Inhalt.

I.

Sechs Stunden am Hofe.

Mit einem negativen Vermögen von achthundert Thalern, einer geborgten Garderobe, welche ein leichtsinniger Kleiderkünstler mir anvertraut und dafür doppelt berechnet hatte und einer kleinen, aber auserlesenen Bibliothek begann ich meine praktische Laufbahn. Da unter diesen Verhältnissen mein Aufenthalt in der Residenz unmöglich war, so warf ich meine sehnsüchtigen Blicke auf irgend eine kleine Provinzialstadt. Leider waren auch diese mit Aerzten gesegnet. Nirgends zeigte sich eine offene Stelle, nirgends eine Aussicht. Vergebens las ich alle Zeitungen und Intelligenzblätter. Haushälter, Dienstmädchen, Köche und Köchinnen wurden verlangt, aber kein Arzt. Schon trug ich mich mit dem Entschluße, als Europamüder nach Amerika auszuwandern, oder in die Dienste der holländischen Compagnie zu treten und das gelbe Fieber zu heilen oder zu bekommen, als ein Brief eines Freundes meinen Plänen eine andere Richtung gab und mich dem Vaterlande erhielt.

Das verhängnißvolle Schreiben benachrichtigte mich, daß der Fürst von X. einen Hausarzt für sich, seine Beamten und Unterthanen gegen ein fixes Honorar von dreihundert Thalern, freie Wohnung, Holz und Deputat an Korn, Bier u. s. w. suche. Das Halten eines Schweines war kontraktlich garantirt und meine persönliche Gegenwart gewünscht. Sogleich machte ich mich auf den Weg und sah mich bereits als fürstlichen Leib-

arzt. Ich träumte von Gallatagen, fürstlichen Diners, schönen Hofdamen, Hofintriguen, Hofjagden und war selbst voll von reizenden Hoffnungen.

Dieselben wurden allerdings nach und nach herabgestimmt. Die nicht unbedeutenden Besitzungen des Fürsten lagen am äußersten Ende der Monarchie, in einer Gegend, wo sich wörtlich die Füchse gute Nacht sagen, da der größte Theil des Landes aus ungeheuren Waldungen besteht. Ich machte gleich bei meinem Eintritt in das Fürstenthum die Erfahrung, daß ich mich auf dem Holzwege befand. Die Bevölkerung war slavischen Ursprungs und ich hatte den Vortheil, daß ich kein Wort der polnischen Sprache kannte. Die Dörfer, welche ich passirte, boten einen höchst traurigen Anblick dar. Verfallene Hütten, Strohdächer, Papierfenster brachten mir einen keineswegs günstigen Begriff von dem Wohlstande und der Kultur meiner künftigen Patienten bei. Die Einwohner lebten in wahrhaft primitiven Zuständen und die meisten Kinder, denen ich auf meiner Reise begegnete, zeigten eine paradiesische Unschuld und schienen ein Hemde selbst dem Namen nach nicht zu kennen.

Von allerlei trüben Ahnungen erfüllt, hielt ich meinen Einzug in die Haupt- und Residenzstadt des Fürstenthums, welche wenigstens aus gemauerten Häusern mit Schindeldächern bestand. Zunächst imponirte mir das Schloß, ein großes, altes Gebäude, halb mittelalterliche Burg, halb Rokoko. Obgleich der Fürst im freundlichsten Vernehmen mit allen seinen Nachbarn stand und von seinen guten Unterthanen keine Revolution zu fürchten hatte, so hielt er doch eine bewaffnete Leibwache, eine vollständige Armee von zwölf oder fünfzehn Mann unter dem Befehl eines ausgedienten preußischen Feldwebels, der hier den Rang eines Oberbefehlshabers sämmtlicher Truppen bekleidete. Ich fand das stattliche Heer in äußerst friedlicher Lage. Da die meisten Soldaten dem Handwerkerstande angehörten, so beschäftigten sie sich mit allerlei nützlichen Arbeiten. Ein kriegerischer

Schneider flickte seine zerrissene, dottergelbe Uniform und ein Schuster ließ dieselbe Wohlthat seinem klaffenden Stiefel angedeihen. Einer dieser Helden hatte sogar einen Spinnrocken vor sich stehn und that dasselbe, was der berühmte Herkules, sein muthmaßlicher Ahnherr, in Omphales Gesellschaft vollbrachte. Nur die Schildwache ging, einem gelben Zeisig gleich, vor dem ausgetrockneten Wallgraben in gravitätischer Haltung auf und nieder, um die löbliche Straßenjugend, den einzigen Feind, von dem ein Ueberfall zu befürchten war, im Zaume zu halten.

In der Nähe des Schlosses lag das alleinige Gasthaus des ganzen Fürstenthums. Der Wirth desselben war der ehemalige Koch des verstorbenen Fürsten und seine Tafel brachte mir eben keinen sonderlichen Begriff von dem Geschmack des seeligen Herrn bei. Nachdem ich gespeist und meine beste Toilette hervorgesucht hatte, begab ich mich auf das Schloß in die Wohnung des Hofmarschalls, der mich äußerst freundlich und human empfing. Dieser hohe Würdenträger besaß bei einem mäßigen Einkommen eine überaus zahlreiche Familie. Sieben erwachsene und heirathsfähige Töchter hatten seine Haare gebleicht und die Kosten ihrer Erziehung und ihres Unerhaltes seine Vermögensumstände einigermaßen zerrüttet. In jedem jungen Mann sah er einen Erlöser von seinen Sieben. Einem solchen Umstande hatte ich wohl auch die allerdings äußerst freundliche und artige Aufnahme zuzuschreiben. Er versprach mir sogleich eine Audienz bei dem Fürsten zu verschaffen und unterließ es nicht, mir die sieben Mädchen ohne Uniform vorzustellen, welche zusammen mehr als zweihundert Jahren zählten und keineswegs mich übermäßig stolz empfingen.

Nachdem ich mich hier empfohlen hatte, unterließ ich nicht, den übrigen Hofchargen meine pflichtschuldige Aufwartung zu machen und um ihre Unterstützung zu bitten. Von allen Seiten erhielt ich die besten Zusicherungen und Versprechungen, welche den Betreffenden keine Kosten verursachten und die sie

durchaus nicht zu halten Willens wären, da jeder von diesen Leuten bereits einen andern Kandidaten für die ärzliche Stelle begünstigte. Trotz der geringen Besoldung hatten sich mehrere Bewerber aus der Nähe und Ferne gemeldet, unter denen der Fürst seine Wahl treffen wollte. — Mein Freund hatte mir eine Empfehlung an den geheimen Kabinetssekretair gegeben. Dieser, der einzige aufrichtige und gebildete Mann des ganzen Fürstenthums, theilte mir ungefragt mit, daß der Fürst sich nach Einsicht der bereits früher eingeschickten Zeugnisse für mich entschieden habe und nur noch von dem persönlichen Eindrucke, welchen ich bei der Audienz auf ihn hervorbringen würde, meine Anstellung abhängig wäre. Mit der Gewißheit, dem Fürsten äußerst sehr zu gefallen, kehrte ich, von den vielen Besuchen ermüdet, in mein Hotel zurück und begab mich in Ermangelung jeder andern Beschäftigung und Zerstreuung sofort zu Bette.

Am andern Morgen setzte mich ein freundliches Schreiben des Hofmarschalls in Kenntniß, daß ich die gewünschte Audienz nicht erlangen könnte, weil Durchlaucht wichtige Abhaltungen hätten. Zugleich erhielt ich eine Einladung zu dem an demselben Abend stattfindenden Balle, wo Hochdieselben mich zu sehen und zu sprechen wünschten. Ich war bereits von der Leidenschaft des Fürsten für den Tanz unterrichtet. Ich wußte schon, daß derselbe keinen Beamten anstellte, der sich nicht dieser Probe unterzog und als guter Tänzer bewährte. Hatte er die Wahl zwischen mehreren, gleichberechtigten Bewerbern zu treffen, so entschied er sich stets für den, welcher über die Ausbildung seines Kopfes nicht die Uebung seiner Füße vernachlässigt hatte. Der Tanz war die Schwäche, oder vielmehr die Stärke des Fürsten, jeder Ball eine Staatsangelegenheit und ein Pas konnte einen Menschen in seinen Augen heben oder stürzen.

Ich muß offen gestehen, daß mich diese gnädige Ball-Einladung beunruhigte. Ich bin nie ein vorzüglicher Tänzer gewesen. Mein Tanzlehrer, ein alter Italiener, welcher unter Napoleon als Voltigeur gedient und sich später als herum-

ziehender Balletmeister kümmerlich ernährte, hatte nie eine besondere Meinung von meinem Talente gehegt und mir alle und jede Fähigkeit für seine edle Kunst abgesprochen. Sein Urtheil lautete wörtlich: Signore, tansche Sie comme die Bäre. Dieser Umstand fiel mir bei und ich bedauerte jetzt von gänzem Herzen die Lehren und Ermahnungen des würdigen Maestro in meiner Jugend nicht besser befolgt zu haben. Jetzt brachte ich einen großen Theil des Tages vor dem Spiegel und mit Einübung einiger längst vergessenen Pas und Touren zu. Endlich kam der entscheidende Abend unter spannenden Erwartungen heran. Mit Herzklopfen machte ich eine äußerst sorgfältige Toilette. Der noch nicht bezahlte Leibrock saß wie angegossen und verrieth durch keine Falte meine Schuld. Meine Weste war weiß und rein wie die Unschuld selbst und meine Handschuhe glänzten wie frisch gefallener Schnee. Ich schmeichelte mir nicht nur die Herzen aller anwesenden Damen, sondern auch die Gunst des Fürsten und meine Anstellung blos durch meine persönliche Erscheinung zu erobern.

„Muth, Muth!" rief ich mir auf dem Wege nach dem Schlosse zu, wiederholte ich, als ich die breite, hellerleuchtete Treppe, nicht von Marmor, sondern von grauem Sandstein, hinaufstieg.

Die Flügelthüren öffneten sich, und ich trat in den Saal, der bereits von benachbarten Gutsbesitzern, adelichen und bürgerlichen Beamten mit ihren Frauen und Töchtern angefüllt war. Selbst einige Honoratioren des Städtchens hatten sich eingefunden, da der Fürst durchaus nicht allzustreng im Punkte der Etikette sich zeigte und die bürgerlichen Tänzerinnen häufig sogar den adelichen vorzog, wenn Erstere nämlich schöner und jünger waren.

Gleich bei meinem Eintritt bemerkte mich der artige Hofmarschall, und eilte auf mich zu, um mich dem Fürsten vorzustellen, welcher am andern Ende des Saales stand. Seine Durchlaucht war, wie es den Anschein hatte, ein Mann in den

besten Jahren, groß und sehr mager, mit einem gutmüthigen, aber nichtssagenden Gesicht. Er trug eine fremde Uniform, da er zugleich General einer der sechs und dreißig deutschen Potentaten war. Bei näherer Besichtigung entdeckte ich an ihm falsches Haar, falschen Backenbart, falsche Zähne, und wenn nicht irre, auch falsche Waden. Seine Wangen waren geschminkt, und seiner Haltung suchte er einen jugendlichen, fast leichtsinnigen Anstrich zu geben. Er ging nicht, sondern er tänzelte, selbst wenn er stand zuckten seine Füße in allerlei Pas. Seine Sprache war schnarrend, und dabei lachte er fortwährend, meist ohne allen Grund.

„Tanzen Sie?“ war die erste Frage, welche er an mich richtete, nachdem meine Vorstellung beendet war.

„Ein wenig, Ew. Durchlaucht,“ antwortete ich zagend, meiner Schwäche mir bewußt.

„Müssen viel tanzen, recht viel tanzen. Sehe es gerne. Alles engagiren! Sprechen uns noch später.“

Der Hofmarschall gab das Zeichen, und das eben nicht allzu gute Orchester begann mit einem rasenden Walzer.

Ich stürzte mit dem Todesmuthe der Verzweiflung auf eine von den sieben Todsünden des Hofmarschalls und stellte mich mit ihr in die Reihe der übrigen Tänzer. Bald schwebten wir durch den Saal, und ich leistete Unglaubliches. Ich stolperte nicht, ich fiel nicht, ich rannte auch kein mir vortanzendes Paar um, ich trat meiner Tänzerin weder auf die Füße, noch ihr Kleid ab, ich gerieth weder in die Mitte, wo der Kronleuchter hing, noch in eine der vier Ecken, mit einem Worte, ich that Wunder, und kam mir selbst als ein vollendeter Vestris oder Taglioni vor. Diesen unerwarteten Erfolg hatte ich aber, wie mir erst später klar wurde, nicht mir, sondern meiner wirklich ausgezeichneten Tänzerin zu danken. Sie leitete mich und riß mich fort, sie war der Schutzengel, welcher meinen Fuß vor dem Straucheln und jedem Anstoße bewahrte. Sie führte mich sicher durch den Wirbel der dahinrasenden Paare. Edles

Mädchen! Damals verkannte ich Dich und ließ mein ungetreues Auge von Deinen alternden Reizen auf die der jüngeren Damen schweifen. Vergieb mir, wenn Du noch nicht verheirathet bist! —

Nach beendetem Tanze führte ich meine Dame auf ihren Platz und dankte ihr, wenn auch nicht mit der Herzlichkeit, die sie von meiner Seite verdiente. Ich entfernte mich alsbald wieder aus der Nähe der sieben Küchlein, welche die Hofmarschallin als Mutterhenne beschirmte, obgleich sie die männlichen Geier eher heranzulocken als abzuhalten schien. Plötzlich befand ich mich dem Fürsten wieder gegenüber. Er winkte mir, und ich mußte mich ihm pflichtschuldig nähern.

„Nicht übel," schnarrte er, wie ein frisch aufgezogenes Uhrwerk, „Walzer getanzt. Habe Sie im Auge behalten. Drehen sich nur zu langsam um. Wird schon werden. Müssen die Füße mehr auswärts setzen. Wollen angestellt werden. Kann sich machen!"

Ehe ich ihm noch antworten konnte, hatte er mir den Rücken gekehrt, um mit einer sehr schönen Beamtentochter, welche er auffallend begünstigte, einige landesväterliche Worte zu sprechen.

Ich blieb voller Hoffnung zurück. Meinen Posten trug ich bereits, wie man zu sagen pflegt, in der Tasche. Leider hatte diese ein Loch, durch welches meine Anstellung fiel.

Mein erster geglückter Versuch hatte mich zu dreist gemacht. Ich tanzte mit den übrigen sechs Töchtern des Hofmarschalls der Reihe nach, bis ich an die Jüngste kam. Mit dieser war ich zum Contredanse engagirt. Durch ein unglückseliges Verhängniß gerieth ich in die Quadrille, welche der Fürst anführte. Sämmtliche Tänzer gehörten zu der Elite der Gesellschaft und waren ohne Ausnahme von Adel und courfähig, ich der einzige Bürgerliche, ein frecher Eindringling. Weiß Gott, mich hatte weder Eitelkeit, noch Stolz dahin gebracht, sondern lediglich der Wunsch meiner Tänzerin, welche durchaus in diesem

vornehmen Kreise und unter den Augen des Fürsten glänzen wollte. Ich folgte ihr, weil ich nicht anders konnte. Aller Blicke, und selbst einige Lorgnetten, waren auf mich gerichtet, man zischelte und flüsterte und lachte bereits im Voraus auf meine Kosten. Das machte mich befangen. Ich fühlte, daß ich nicht am rechten Platze stand. Was sollte ich indeß anfangen? Ich mußte ruhig ausharren. Dazu kam noch, daß ich vom Contredanse überhaupt nur sehr schwache Begriffe hatte. Es war sehr lange her, seit ich ihn zum letzten Male getanzt. Die damaligen Touren waren veraltet und neue an deren Stelle getreten, von denen meine Philosophie sich nichts träumen ließ.

Das Orchester geigte und flötete die Stradella-Quadrille. Der Fürst kommandirte in eigener Person. Die ersten Paare avancirten, und ich wollte die mir gegönnte Gelegenheit zur Bereicherung meiner choreographischen Kenntnisse benutzen. Leider unterhielt sich meine liebenswürdige Nachbarin so angelegentlich mit mir, daß ich durchaus nicht auf die Pas meiner Vorgänger achten konnte und meine verspäteten Studien aufgeben mußte. Jetzt kam die Reihe an uns. Der Fürst warf mir einen aufmunternden Blick zu. Die ersten Schritte waren gelungen, aber jeder folgende führte mich eilends dem Verderben zu. Wenn ich rechts gehen sollte, ging ich links, statt vorwärts, immer zurück. Vergebens rief der Fürst mir zu: à droite, meine demokratischen Beine schlugen stets die entgegengesetzte Richtung ein. Mit einer bewundernswerthen Consequenz reichte ich immer den falschen Arm, so daß ich die übrigen Tänzer bald in Verwirrung brachte. Ein unterdrücktes Lachen machte sich bereits hörbar, als ich nach dieser ersten Tour auf meinen Platz zurückkehrte. Meine Tänzerin, welche noch kurz vorher so freundlich war, würdigte mich keines Blickes. Sie ließ mich mein drohendes Geschick bereits ahnen. Ich war in ihren Augen in Wahrheit ein verlorener Mann. Von dieser ersten Niederlage erholte ich mich nicht mehr. In jeder folgenden Tour

legte ich neue und noch sprechendere Beweise meiner Unfähigkeit ab. Ich hörte weder den Takt der Musik, noch das Commando des zornigen Fürsten. Wie ein Trunkener taumelte ich in dem Kreise umher, immer am unrechten Orte und zur unrechten Zeit. Ich zerstörte die schönsten Figuren, zerriß die große Chaine und brachte eine solche allgemeine Confusion hervor, daß zuletzt kein Mensch mehr wußte, was er thun oder lassen sollte.

Im Gefühle meiner Schuld vermied ich in der Pause, dem Fürsten zu begegnen. Auf den Gesichtern der übrigen Gesellschaft konnte ich bereits seine höchste Ungnade lesen. Der freundliche Hofmarschall floh meine Nähe, das Siebengestirn seiner Töchter leuchtete einem jungen Referendarius, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, da er ein vortrefflicher Tänzer war. Ich wurde gemieden wie ein Aussätziger, aufgegeben wie ein Pestkranker. So stand ich verlassen, einsam und allein. Ich dachte an meine gescheiterten Pläne, an meine achthundert Thaler Schulden und an die Rechnung meines Schneiders. In diesem Augenblicke wurde ich plötzlich durch eine leise Berührung geweckt. Ich wendete mich um und erblickte erstaunt den Fürsten.

„Contredanse nicht tanzen können," sagte er mit erhitztem Gesicht. „Junger Mann sein, noch viel lernen müssen. Wo studirt haben?"

„In Berlin, Durchlaucht!"

„Wie ich sehe, gute Zeugnisse. Fleißig gewesen, aber Erfahrung die Hauptsache."

„Ich hoffe, mir dieselbe im Dienste Eurer Durchlaucht zu erwerben," sagte ich, neue Hoffnung aus dieser unvermuthet gütigen Anrede schöpfend. „An Fleiß und Mühe werde ich es gewiß niemals fehlen lassen."

„Will es glauben; aber ohne Erfahrung kein Vertrauen haben. Giebt alte Schäfer, die mir lieber wie junge Doctoren."

„Wenn es sich um Krankheiten der S c h a f e handelt, mögen

Eure Durchlaucht vollkommen Recht haben," lautete meine unbedachte Antwort.

Ich sah nur noch, wie der Fürst unter der Schminke bis an die Stirn roth wurde. Mit deutlich ausgesprochenem Unwillen drehte er mir den Rücken, einige Worte murmelnd, die ich nicht verstand. Nur so etwas wie „naseweiser Mensch sein" glaubte ich vernommen zu haben.

Nach dieser kurzen Unterredung hielt ich mein Schicksal für entschieden und meine längere Anwesenheit vollkommen überflüssig. Tanzlustig war ich nicht und ich suchte so unbemerkt als möglich aus dem Saal zu schlüpfen. An der Thür begegnete ich dem Geheimen Sekretair, meinem redlichen Gönner.

„Nun," fragte dieser, „Sie haben, wie ich sah, den Fürsten gesprochen. Hat er Ihnen Hoffnungen gemacht?"

Ich theilte ihm den Inhalt dieses Gespräches mit.

„Unglücklicher!" rief der Kabinetssekretair mit ungeheucheltem Erstaunen und doch unwillkührlich lächelnd. „Sie wissen nicht, was Sie angerichtet haben. Der Fürst läßt sich selbst seit einiger Zeit von einem Schäfer an einem alten Schaden behandeln."

„Das wußte ich wirklich nicht!" stammelte ich verlegen.

„Folgen Sie meinem Rath und reisen Sie sogleich ab; Sie können sonst noch allerlei Unannehmlichkeiten haben. Auf eine Anstellung dürfen Sie hier ohnehin nicht rechnen, da Sie nicht tanzen können."

Der wackere Mann drückte mir noch zum Lebewohl verstohlen die Hand.

Ich kehrte in mein Hotel zurück, packte meine Sachen zusammen, bestellte einen Wagen und verließ noch mit heiler Haut das Fürstenthum. — So endete mein sechsstündiges Leben am Hofe.

II.

Der erste Patient.

Mein nächstes Reiseziel nach diesem verunglückten Debut war die kleine Provinzialstadt, in welcher mein Freund als wohlbestallter Assessor des dortigen Kreisgerichtes lebte. Er empfing mich mit offenen Armen und hörte die Erzählung meiner Abenteuer am Hofe mit vieler Theilnahme an, wobei er sich dennoch nicht erwehren konnte, von Zeit zu Zeit zu lachen.

„Was soll ich aber beginnen?“ fragte ich verzweifelnd.

„Zunächst würde ich Dir rathen, hier bei mir zu bleiben. Ich besitze eine größere Wohnung, als ich brauche. Zwei bis drei Zimmer kann ich Dir abtreten. Die ärztlichen Verhältnisse scheinen mir nicht ungünstig zu sein. Unser Medicinalrath ist vornehm und bequem, er geht nur zu den reichsten Familien; des Nachts schwitzt er und läßt sich nicht gern stören. Ein junger thätiger Arzt wird von den Mittelständen gewünscht und kann mit der Zeit sein Auskommen finden. Ueberlege Dir die Sache, ich will nicht zureden. Vorläufig hast Du, wie es mir scheint, keine besseren Aussichten und deshalb glaube ich, daß mein Vorschlag noch der annehmbarste sei.

Ich war bald derselben Meinung und entschloß mich, in der kleinen Stadt zu bleiben, um so mehr, da mein baares Geld durch die Reise und verschiedene nothwendige Ausgaben bedeutend geschmolzen war. Ich nahm das herzliche Anerbieten meines Freundes an, der mir zwei Zimmer und ein kleines Kabinet großmüthig abtrat.

Am andern Tage that ich die nöthigen Schritte bei den betreffenden Behörden. Ich meldete mich bei dem Phisikus und Medizinalrath Buller, der mich mit aufgeblasener Herablassung

empfing. Die nächste Zeit verging mit der Einrichtuug, den üblichen Visiten und Gegenvisiten bei den ersten Familien der Stadt und meinen übrigen Kollegen. Mein Freund, welcher Mitglied der höheren Ressource war, führte mich daselbst ein. Im Verlauf einer Woche kannte ich die ganze Einwohnerschaft und war auch hinlänglich von ihr gekannt.

Meine Niederlassung als Arzt, Wundarzt, u. s. w. zeigte ich in dem Wochenblättchen dem geehrten Publikum ergebenst an und erwartete die Dinge und Patienten, welche kommen würden.

Es kam Niemand.

Eine Woche verging in peinlicher Erwartung, aber kein Kranker wollte sich zeigen.

Die Lage eines jungen, unbeschäftigten Arztes ist wahrhaft bemitleidenswerth; und dennoch erregt sie nur Lachen. Er wird nur allzubald die Zielscheibe der schlechten Witze. Selbst mein Freund verschonte mich nicht mit allerlei ironischen und satyrischen Bemerkungen.

Ich fing mich an zu langweilen. In meinem Unmuthe stiegen allerlei menschenfeindliche Gedanken in mir auf. Ich hätte gegen eine kleine Epidemie unter meinen jetzigen Mitbürgern durchaus nichts einzuwenden gehabt. Die ganze Stadt schien mir damals an einer empörenden Gesundheit zu leiden. Nicht einmal solche unschuldige Kinderkrankheiten, wie Masern, Scharlach oder Windpocken wollten grassiren. Ich fand es impertinent, unverzeihlich. Diese rothwangigen und wohlgenährten Menschen, deren ich täglich begegnete, nahmen auch nicht die geringste Rücksicht auf einen jungen Doctor und zeigten durchaus keine Neigung, ihm zu Gefallen, eine Apoplexie oder ein Nervenfieberchen zu bekommen.

Aus Sehnsucht nach einem Kranken wurde ich selbst fast krank. Ich hätte dann allerdings meinen Wunsch erfüllt gesehen und wenigstens mich selbst behandeln können. Ich bekam eine fieberhafte Ungeduld. Bei dem leisesten Geräusch schreckte ich empor

und stürzte nach der Thür, um den ersehnten Patienten zu begrüßen.

Jetzt hat es wirklich geklopft, endlich ein Hülfesuchender.

„Herein!" rufe ich mit lauter Stimme.

Ich springe vom Stuhle und eile meinem ersten Patienten entgegen. Schnell werfe ich noch einen Blick in den Spiegel, um zu sehen, ob meine Toilette auch in Ordnung sei und nehme eine würdevolle und gelehrte Miene an. Im Geiste sehe ich bereits einen interessanten Fall, denn der erste Patient muß immer ein interessanter Fall sein und womöglich ungeheures Aufsehen erregen.

Jetzt klopft es noch einmal und ich rufe wiederholt: „Herein!"

Die Thüre geht auf, es erscheint ein junger, elegant gekleideter Mann, der mir eine tiefe Verbeugung macht.

„Habe ich die Ehre, den Herrn Doctor zu sprechen?" fragte er.

„Der bin ich," versetzte ich mit einer Mischung von Würde und Zutrauen erweckender Freundlichkeit.

Ich bot ihm meinen besten Lehnstuhl an, in den sich der Fremde mit vielem Aplomb niederließ. Ich selbst nahm meinen Platz an seiner Seite ein. Vor mir stand mein Schreibtisch. Auf demselben lagen eine Menge Bücher aufgeschlagen, gleichsam die sprechenden Zeugen meines Fleißes und meiner Gelehrsamkeit, daneben lag der ganze ärztliche Apparat, einige chirurgische Instrumente, mein Hörrohr für Brustkranke, Receptpapiere und Schreibzeug. Es war Alles mit einer gewissen Koketterie geordnet, so daß es jedem Eintretenden in die Augen fallen und wie ich glaubte, imponiren mußte. Ich hielt bereits die Stahlfeder in der Hand, um die nöthigen Verordnungen zu treffen. Zuvor wollte ich noch ein gewissenhaftes Examen mit meinem Patienten anstellen. Zu diesem Behufe unterwarf ich seine Persönlichkeit der genauesten Beobachtung und Musterung. Er war groß und schlank gewachsen. Diesen Umstand deutete ich mir



als eine ausgesprochene Anlage zur Lungenschwindsucht. Die Röthe seiner Wangen kam mir verdächtig vor. Ich hätte wetten mögen, daß er in diesem Momente fieberte. Ehe der Aermste es ahnen mochte, hatte ich mit überraschendem Scharfsinne meine Diagnose gestellt: beginnende Phtisis im ersten Stadium. Der Fall war interessant gefährlich, aber ich hatte die beste Hoffnung, den Patienten herzustellen. Ein Glück, daß er in meine Hände fiel. Ich wollte ihm Leberthran verordnen, Seeluft athmen lassen, vielleicht eine Reise nach den kanarischen Inseln vorschlagen. Besonders versprach ich mir von dem letzten Mittel einen ungeheueren Erfolg.

Alle diese Gedanken schossen mir durch den Kopf, noch ehe der Fremde mit mir eine Sylbe gesprochen hatte. Jetzt ergriff derselbe das Wort und überhäufte mich mit Schmeicheleien und Artigkeiten.

„Ihr ausgezeichneter Ruf,“ sagte er mit verbindlichem Lächeln, „hat mich hergeführt. Verzeihen Sie daher, wenn ich störe und Ihre kostbare Zeit in Anspruch nehme.“

Ich warf mich in die Brust. Der junge Mann hatte sicher von meiner Dissertation über die Bildung der Tuberkeln in der Lunge gehört. Darüber konnte gar kein Zweifel sein.

„Es wird mich freuen,“ versetzte ich, wenn ich Ihnen dienen kann. Ich darf mir schmeicheln —“

Er ließ mich meinen Satz nicht beenden. Ueberhaupt entwickelte der Fremde eine Volubilität der Zunge, welche mich bei einem Brustkranken in Erstaunen setzte. Fast wurde ich in meiner Diagnose irre.

Er sprach mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit von allen möglichen Dingen, von den Freuden und Leiden des ärztlichen Standes, von den Einflüssen der schlechten Witterung u. s. w. Ich wollte ihn nicht unterbrechen und wartete ruhig ab, bis er selbst zu klagen anfing.

„Ich habe mich erkältet,“ begann er endlich, wie es mir schien, auf den eigentlichen Zweck seines Besuches zurückkommend.

„Jedoch das thut nichts, wer immer auf Reisen lebt, wie ich, der darf auf eine solche Kleinigkeit nicht achten.“

Dieser Leichtsinn, welcher gewöhnlich bei Lungenkranken vorzukommen pflegt, schien mir höchst tadelnswerth. Ich nahm deshalb eine ernste Miene an.

„Sie thun Unrecht,“ versetzte ich im würdigen Tone, „so wenig auf Ihre Gesundheit zu geben. Ihr Zustand scheint mir in der That bedenklich.“

„Ach! Sie scherzen. Ein Bischen Katharrh, der gar nichts zu bedeuten hat. Lumperei, pure Lumperei!“

„Verzeihen Sie,“ erwiderte ich eifrig, „in Ihrer Lage ist der unbedeutendste Katharrh schon zu fürchten. Er ist gleichsam die warnende Stimme der Natur, eine Mahnung, welche weder der Patient noch der Arzt überhören dürfen.

Augenscheinlich mußten diese schönen Worte einen tiefen Eindruck auf den sanguinischen Patienten hervorgebracht haben. Er sah mich mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens fast erschrocken an.

„Beruhigen Sie sich,“ sagte ich, um ihn wieder aufzurichten. „Ihr Uebel befindet sich noch im ersten Stadium. Bei einem zweckmäßigen Verfahren dürfen wir hoffen, seine weitere Entwickelung zu verhindern. Ich werde Sie Leberthran trinken lassen.“

„Leberthran?“ rief der Fremde mit allen Zeichen des Abscheues. „Ich bin ja gar nicht krank.“

„Das ist eben eines der hervorstechenden Symptome dieses Leidens, daß der Patient sich stets gesund oder höchstens oberflächlich unwohl fühlt. Es ist um so mehr die heilige Pflicht des Arztes, ihm nichts zu verschweigen. Ich muß Sie auf die Wichtigkeit des Falles aufmerksam machen. Nicht wahr, Sie husten?“

„Zuweilen.“

„Sie werfen Schleim aus?“

„Des Morgens, aber nur wenig.“

„Sie transpiriren in der Nacht?“

„Mitunter.“

„Erlauben Sie, daß ich Ihre Brust genauer untersuche.“

„Inkommodiren Sie sich nicht, Herr Doctor! Wenn es Ihnen aber Vergnügen macht.“ —

„Es ist dies unerläßlich. Wollen Sie nicht die Güte haben und sich auskleiden?“

„Auskleiden?“ fragte der Fremde, indem er mich zögernd anstarrte.

„Allerdings. Wenn ich mein Hörrohr ansetzen soll, so kann ich es nur auf der entblößten Brust thun. Fürchten Sie sich nicht. Ich werde Ihnen dabei durchaus keine Schmerzen verursachen. Es ist unumgänglich nothwendig.“

Ich sprach diese Worte so kategorisch, daß ein Widerspruch von seiner Seite nicht möglich war. Er fügte sich ergeben in sein Geschick und begann ein Stück seiner Toilette nach dem andern abzulegen. Während dieser Beschäftigung suchte ich ihn auf seine bevorstehende Reise nach den kanarischen Inseln vorzubereiten.

„Das hiesige Klima,“ bemerkte ich nur so beiläufig, „ist durchaus nicht günstig. Es hat ungeheure Temperatursprünge.“

„Das ist wahr. Heute warm, Morgen eine Kälte nicht zum Aushalten, unter Null.“

„Der Aufenthalt in einem südlicheren Lande würde Ihnen weit zuträglicher sein. Was meinen Sie zu Neapel?“

„Schöne Gegend, wie ich gehört habe. In Berlin bei Gropius habe ich einmal den Molo gesehen. Ausgezeichnetes Panorama. Vesuv im Hintergrunde wie eine brennende Cigarre. Hat mir sehr gefallen.“

„Ich würde indeß an Ihrer Stelle die kanarischen Inseln vorziehen. Neapel ist zu geräuschvoll und staubig. Würden es Ihre Verhältnisse wohl erlauben, die kanarischen Inseln zu Ihrem längeren Aufenthalte zu wählen?“

Während ich noch auf seine Antwort wartete, hatte der

Fremde sich vollständig ausgekleidet. Ich begann daher die genauere Untersuchung seiner Brust. Ich klopfte ziemlich stark darauf und fand überall zu meinem Erstaunen einen hellen Ton und eine vollkommen normale Resonanz. Der Umstand machte mich stutzen. Auch an dem Bau des Brustkastens und an der Bewegung der Lungen konnte ich nichts Krankhaftes bemerken. Ich nahm mein Hörrohr und lauschte mit ängstlicher Spannung. So sehr ich mich auch anstrengte, ein verdächtiges Geräusch zu vernehmen, so wollte sich doch keine Spur desselben zeigen. Offenbar hatte ich mich getäuscht. Ich verbarg indeß meine Verlegenheit und wandte mich mit einem Glück verheißenden Lächeln an den Fremden, welcher unangekleidet, vor Kälte und Aenglichkeit zitternd, vor mir stand.

„Ihre Lunge ist ganz gesund," verkündete ich triumphirend wie ein Advokat, welcher seinem Clienten den glücklichen Ausgang eines gewonnenen Prozesses anzeigt.

Der sonderbare junge Mann schien keineswegs von meinem gelehrten Ausspruch überrascht zu sein. Er verzog keine Miene und kleidete sich wieder ganz gemächlich an.

„Freuen Sie sich," fügte ich theilnehmend hinzu. „An der Brust leiden Sie nicht. Das kann ich Ihnen mit Sicherheit sagen."

„Ich habe nie daran gezweifelt."

„Wenn aber die Lunge nicht der Sitz Ihrer Leiden ist, so muß es im Unterleib zu finden sein. Worüber klagen Sie sonst; was fehlt Ihnen?"

„Mir? Nichts. Gott sei Dank, ich bin immer kerngesund gewesen."

„Aber was verschafft mir denn die Ehre Ihres Besuches?" fragte ich ganz erstaunt.

„Ich wollte blos dem Herrn Doktor meine Aufwartung machen, und mich Ihnen empfehlen. Alle die Herren Aerzte hier sind meine Kunden."

„Ihre Kunden?"

Eine Ahnung überkam mich, daß mein erster Patient gar kein Patient war. Ich befand mich in der heftigsten Aufregung.

„Herr! Wer sind Sie und was sind Sie?" fragte ich im heftigen Tone.

„Weinreisender für das Haus Kuhlmeier in Stettin. Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Karte und unseren Preiscourant überreiche. Aeußerst respektable Firma, solide Waare, zehn Prozent billiger als bei andern Häusern. Führe auch Champagner und gebe Kredit auf ein Jahr. Wegen der Bezahlung brauchen Sie sich keine Sorge zu machen. Weiß, wie es mit den Herren Doktoren geht. Das ganze Jahr wird gesät, Weihnachten kommt die Erndte; regnet Gold, Louisdore, Dukaten. Schöner Stand, den Sie erwählt haben; Helfer der Menschheit, Retter vom Tode, aber beschwerlich. Bedürfen der Aufheiterung und Stärkung. Deswegen bin ich so frei gewesen. Morgen komme ich wieder mit Proben. Wollen ein Fläschchen ausstechen. Bin Ihnen ohnehin zu Dank verpflichtet. Haben mir anfänglich wirklich Angst gemacht; dachte schon, daß Sie mich schneiden wollen, aber bin bald beruhigt gewesen. Rein wissenschaftliches Interesse, wie ich sehe. Haben mich auskleiden lassen, auf die Brust geklopft, gehört. Meine Lungen ganz gesund, hat mich sehr gefreut. Giebt mir große Beruhigung. Neue Methode. Habe davon gehört. Großartiger Fortschritt der Wissenschaft. Die Zeit geht vorwärts, wir mit, immer mit. Kuhlmeier und Compagnie kennen die Bedürfnisse der Gegenwart. Billige Waare und Kredit. Werde also zwanzig Fläschchen Laubenheimer, dreißig Bordeaux, zwanzig Champagner notiren. Spesen auf das Billigste berechnet. Erlauben Sie?"

Was sollte ich thun? — Ich mußte noch gute Miene zum bösen Spiele machen und diese Mischung von getrockneten Blaubeeren, Säure und Wasser bestellen, um nur den Zudringlichen los zu werden. Endlich empfahl sich der Weinreisende und ich hatte noch immer keinen Patienten.



III.

Eine blutige Nacht.

Nach einigen Wochen ging mein heißester Wunsch in Erfüllung und ich bekam nicht nur einen, sondern mehrere Patienten. Ich oder die Natur war so glücklich, einige schwere und interessante Kranke wieder herzustellen. Mein Ruf fing bereits an sich zu verbreiten. Wie gewöhnlich begann ich meine Praxis mit armen Leuten, deren Dankbarkeit mir Anweisungen auf den Himmel ausstellte. Meine Kasse befand sich dabei keineswegs in den glänzendsten Umständen. Indeß ich war zufrieden und was für mich die Hauptsache war, beschäftigt. Mit frischem, jugendlichen Muthe ertrug ich die vielfachen Beschwerden meines Standes.

Es ist ein mühseliges Geschäft. täglich und stündlich mit Leidenden umzugehn, von einem Krankenlager an ein Sterbebett zu treten, dem heranschleichenden Tod in das hohle Auge zu sehn und ihm doch nicht wehren zu können. Wie oft verwünschte ich meine Ohnmacht und die Rathlosigkeit der Wissenschaft. Heute erblickte ich eine arme Mutter mit überwachten, bleichen Zügen ängstlich den keuchenden Athem ihres Kindes bewachend, morgen wnrde ich aus einer heiteren Gesellschaft zu einer Sterbenden gerufen. In meinen Ohren tönte noch das Lachen und der Scherz meiner Freunde und hier empfing mich das dumpfe Röcheln des Scheidenden, das laute Schluchzen seiner trostlosen Familie. Ich kam in die Hütten der Armuth und lernte das Elend in seiner abschreckendsten Gestalt kennen. Das Innere des Herzens erschloß sich meinen Augen. Für den Arzt gibt es nur wenig Geheimnisse; er wird schnell der Vertraute, oft der einzige Freund. Der Leidende wirft vor ihm die Maske ab und er sieht den Menschen nicht nur im gewöhn-

lichen, sondern auch im geistigen Négligé. Der Schein verschwindet und er darf tiefe, tiefe Blicke in die Vergangenheit und in das Leben seiner Patienten thun. —

Es ist ein schwerer Stand.

Um Mitternacht läutet den Arzt der schrille Ton seiner Glocke wach. Schraftrunken erhebt er sich von seinem Lager und er muß hinaus in Sturm und Ungewitter, um einem Leidenden Hülfe und Trost zu bringen.

Solch eine dunkle, wüste Nacht war es, als ich durch den Klang der Glocke emporgeschreckt wurde. Ich sprang aus meinem Bette und öffnete. Ein junger Bauerbursche stand vor mir, bleich und zitternd. Er forderte mich auf, ihm sogleich auf ein benachbartes Dorf zu folgen, welches anderthalb Meilen von der Stadt entfernt lag. Während ich mich so schnell als möglich ankleidete, erzählte er mir den Unglücksfall, der sich auf dem Gute zugetragen. Auf dem Rückweg fiel ein schwerbeladener Wagen um und verletzte seinen Begleiter sehr gefährlich. Der Bursche brachte diese Geschichte in kläglichem, bewegten Tone vor. Er schien von dem Ereignisse tief erschüttert; ich fand indeß seine Erregtheit ganz natürlich und durchaus nicht auffällig. Nachdem ich mich angekleidet und die nöthigen Instrumente und Verbandstücke zu mir gesteckt hatte, ging ich mit ihm.

Es war zu Ende des Winters. Vor der Thür stand ein elender Bauernschlitten. Derselbe war mit Stroh gefüllt. Ich setzte mich auf ein solches Bündel, hüllte mich in meinen Mantel und zog die Mütze über die Ohren. Die Nacht war finster, ein naßkalter Wind schlug mir den mit Regen vermischten Schnee grade ins Gesicht. Nur zuweilen brach der Mond aus dem schwarzen zerrissenen Gewölk und beleuchtete eine trostlose Gegend. Der elende Weg führte, wie ich bei diesem schwachen Schimmer bemerken konnte, durch einen düstern Fichtenwald. Die mit Schnee bedeckten Bäume sahen wie bleiche, riesige Gespenster aus und stöhnten ächzend vom Sturm gepeitscht. Ich

weiß nicht, wie es kam, aber allerhand trübe Gedanken und schreckvolle Ahnungen überfielen mich.

Der Wald schien mir ganz geeignet zu einem Verbrechen.

Unwillkürlich warf ich von Zeit zu Zeit einen Blick auf meinen schweigenden Begleiter, der scheinbar unbekümmert auf seinem Kutschersitze saß und die Pferde zum schnellen Laufen antrieb.

Plötzlich an einer Wendung des Weges hielt der Schlitten wie von selber an. Der Bursche erhob sich und deutete mit seiner Hand auf eine dunkle Stelle in dem weißen Schnee.

„Hier, hier!" rief er keuchend, während seine Zähne klappernd zusammenschlugen. Ich wußte nicht, ob dies vor Furcht oder Frost geschah.

„Was giebts?" fuhr ich erschrocken auf.

„Nichts, nichts!" murmelte der Bursche, indem er auf die Pferde mit der Peitsche heftig einhieb.

Der Schlitten schwankte und hätte bald auf dem schlechten Wege umgeworfen. Die drohende Gefahr lenkte meine Aufmerksamkeit von dem seltsamen Benehmen des Burschen wieder ab und meine Gedanken nahmen bald eine andere Richtung.

Nach einer eben so beschwerlichen als langweiligen Fahrt langte ich auf dem Hofe an. Der Besitzer desselben kam mir entgegen und führte mich in seine Wohnung. Ich stellte sogleich genauere Nachforschungen an, hörte aber nur aus seinem Munde dasselbe, was ich bereits von dem Burschen vernommen hatte. Auf mein Verlangen wurde ich zu dem Verwundeten geführt. Dieser lag in einer dunklen Kammer auf einem einfachen Bette. Ich nahm alsbald meine Untersuchung vor. Ein schlankes und, wie ich bemerken konnte, schönes Bauermädchen leuchtete mir dabei. Der Kranke, ein junger Mann von vierundzwanzig Jahren, war vollkommen besinnungslos, sein Gesicht durch getrocknetes Blut befleckt. Er hatte die Augen geschlossen, dieselben waren selbst gegen den Lichtreiz, den ich anwendete, bereits unempfänglich. Auf meine Fragen erhielt ich

keine Antwort, da er nichts mehr sprechen konnte. Nur von Zeit zu Zeit wurde ein schauerliches Röcheln hörbar. Ich hatte es augenscheinlich mit einem Sterbenden zu thun. Indeß wollte ich nichts versäumen, deshalb nahm ich eine noch gewissenhaftere Untersuchung vor. Nachdem ich die Haare mit meiner Scheere beseitigt hatte, entdeckte ich auf dem Scheitel eine drei bis vier Zoll lange Wunde, welche den Schädelknochen durchbohrte und bis auf die Hirnhäute führte. Mit der Sonde und meinem Finger konnte ich einige lose Knochensplitter und geronnenes Blut fühlen. Bei der großen Gewalt, welche stattgefunden, und der deutlich ausgesprochenen Hirnlähmung durfte ich mir selbst von einer Trepanation, noch dazu unter so ungünstigen Umständen, keinen Erfolg versprechen. Ich gab diesen Vorsatz auf, da ich befürchten mußte, daß der Kranke während der Operation mir unter den Händen sterben würde. Statt dessen begnügte ich mich mit einer augenblicklichen Entfernung der Splitter und des geronnenen Blutes, so gut dies eben anging.

In dieser ganzen Zeit stand das junge Bauermädchen an meiner Seite. Sie hielt den Leuchter mit zitternden Händen. Ihr bleiches Gesicht verrieth einen ungewöhnlichen Schmerz und ihre Augen standen voll Thränen. So oft es ungesehen geschehen konnte, wischte sie dieselben mit der verkehrten Hand von den Wangen ab. Aus ihrem Benehmen vermuthete ich nicht mit Unrecht, daß sie zu dem Verwundeten in einem näheren Verhältniß gestanden haben mochte. Zuweilen seufzte sie aus tiefster Brust und dann blickte sie sich wieder erschrocken um, als fürchte sie beobachtet zu werden. Das Mädchen fing an mich zu interessiren.

Meine Gedanken wurden jedoch schnell von ihr abgelenkt und auf den vorliegenden Fall gerichtet.

Die eigenthümliche Form der Wunde erweckte einen unbestimmten Verdacht in meiner Seele. Die Ränder derselben waren so scharf und rein, daß sie nach meiner Meinung nur

von einem schneidenden Instrument, von einem Beil oder dergleichen herrühren konnten. Damit stand allerdings die Aussage des Burschen im Widerspruch, der mit dem Patienten allein im Wald gewesen war. Seine Behauptung, daß der Wagen umgeworfen und sein Begleiter sich dadurch eine lebensgefährliche Verletzung zugezogen habe, lautete sehr wahrscheinlich. Es war sogar möglich, daß der Sterbende durch die scharfe Kante eines herabfallenden Holzscheites in der angegebenen Weise verwundet worden war. Es ist gewiß keine Kleinigkeit, einen unverdächtigen und bisher unbescholtenen Menschen eines Mordes zu beschuldigen. Aus diesem Grunde verschloß ich vorläufig meine Gedanken in der Brust und hütete mich, meinen Verdacht auszusprechen.

Die Lippen des Verwundeten, der einzig und allein um die Wahrheit wußte, waren und blieben stumm.

Während ich noch an dem Bette des von mir aufgegebenen Patienten verweilte, trat jener Bursche so leise in die Krankenstube, daß ich kaum seine Anwesenheit bemerkte. Er blieb an der Thür stehen und wartete, bis es mir beliebte, die Rückreise mit ihm anzutreten. Ich war noch zu sehr mit dem vorliegenden Fall beschäftigt, um daran zu denken. Zufällig schlug ich meine Augen auf und begegnete den Blicken des Burschen.

Es war nur ein Moment, aber derselbe wird mir unvergeßlich bleiben.

Die Gewißheit durchzuckte mich: Dort steht der Mörder!

Woher ich diese Ueberzeugung nahm, vermag ich selbst heute bei ruhigem Nachdenken nicht anzugeben.

Die ganze Haltung und Physiognomie des Burschen verrieth sein böses Gewissen. In seinen Zügen lag eine unheimliche Neugierde, eine wilde Furcht. Seine Kniee schienen zu schlottern und er ließ den Hut fallen, welchen er in den Händen hielt. Um seine Verlegenheit zu verbergen, bückte er sich darnach. Als er sich wieder aufgerichtet hatte, war eine



merkwürdige Veränderung mit ihm vorgegangen. Sein Gesicht nahm einen gefaßten, fast starren Ausdruck an. Keine Miene verrieth eine Spur von innerer Bewegung, nur ein krampfhaftes Lächeln spielte um seine aufgeworfenen Lippen. Er sah fest und entschlossen aus. Vielleicht hatte er in diesem Moment einen zweiten Mord und zwar den meinigen beschlossen, um sich eines Mitwissers seines Verbrechens zu entledigen.

Unter diesen Umständen hielt ich es allerdings für gerathen, meine Abreise noch aufzuschieben. Am wenigsten hatte ich Lust, dieselbe in Gesellschaft des verdächtigen Burschen anzutreten. Ich sprach daher laut meine Absicht aus, erst mit Tagesanbruch zurückzukehren, unter dem Vorwande, daß der schlechte Weg zur Nachtzeit kaum zu passiren sei. Auf einen Wink seines Herrn entfernte sich der Knecht, wir waren wieder allein, nur das Mädchen blieb zugegen. Da ich voraussetzte, daß die Magd nicht der deutschen Sprache mächtig sei, so nahm ich keinen Anstand, dem Besitzer des Bauernguts meine Verdachtsgründe und Befürchtungen mitzutheilen. Aus Vorsicht geschah dies so leise als möglich. Ich hatte mich mit ihm in einen Winkel der Krankenstube zurückgezogen, wo wir heimlich mit einander flüsterten. Der Hausherr war über meine Beschuldigung nicht wenig erstaunt und gab seinem Knecht das beste Zeugniß. Erst nach einem längeren Gespräch gelang es mir, ihn zu überzeugen. Ich forderte ihn auf, den gefährlichen Burschen nicht aus den Augen zu lassen, und machte ihn für alle Folgen verantwortlich, welche aus irgend einer Nachlässigkeit von seiner Seite entspringen könnten. Wegen meiner Abreise verabredete ich mit ihm, daß er mir einen anderen Kutscher stellen müsse, wozu er sich auch bereit erklärte. Er verließ mich, um alle nöthigen Anordnungen zu treffen. Auch die Magd war hinausgegangen.

Ich blieb allein mit dem Sterbenden, dessen stockender Athem abwechselnd mit einem sägenden Geräusch mir die Nähe seines

baldigen Todes verkündete. Das zurückgelassene Licht war fast niedergebrannt und beleuchtete nur spärlich die wüste Krankenstube, das bleiche und blutbefleckte Haupt des Verwundeten, welches aus den Kissen des Bettes gespenstisch mich anstarrte, so daß ich mich eines leisen Schauers nicht erwehren konnte.

Da öffnete sich geräuschlos die Thür und der Mörder stand vor mir. Trotzdem es mir nicht an Muth fehlte, so gestehe ich doch, daß sein Anblick mir einige Furcht einjagte. Ich suchte indeß eine ganz gleichgültige Miene anzunehmen.

„Wollen wir nicht fahren?" fragte er mit ruhiger Stimme. „Es wird bald Tag."

„Du hast ja gehört, daß ich nicht eher abreisen will, bevor es ganz hell geworden ist."

O, Sie brauchen sich nicht zu fürchten! Ich kenne den Weg und werde nicht umwerfen,"

„Das glaub' ich wohl und ich fürchte mich auch nicht."

„Warum wollen Sie aber nicht jetzt fahren?" fragte er, zudringlich an mich herantretend.

„Ich werde noch warten, bis die Sonne aufgegangen ist," sagte ich in entschiedenem Tone, indem ich mich von ihm abwendete und an das Lager des Sterbenden trat, um mit anscheinender Ruhe den Puls desselben zu untersuchen.

Der Bursche blieb in einiger Entfernung stehen. Wie ich glaube, wagte er es nicht, dem Gemordeten sich zu nähern. Sicher konnte er den Anblick desselben nicht ertragen. Sein stechender Blick war lediglich auf mich gerichtet, als wollte er meine geheimsten Gedanken lesen.

Eine ängstliche Stille war eingetreten. Welche Gefühle und Gedanken mochten die Brust des Mörders bestürmen, der die ihm durch meine längere Anwesenheit drohende Gefahr vollkommen zu begreifen schien.

Meine eigene Lage kam mir in diesem Augenblicke bedenklich vor.

Zu meiner Beruhigung hörte ich nahe Schritte. Es war die schöne Magd, welche in die Krankenstube trat. Im Vorübergehen warf sie dem Burschen einen scheuen, furchtsamen Blick zu, der mir nicht entging. Sie näherte sich dem Bett, auf welchem der Verwundete lag. Mit einem Male stieß sie einen lauten, furchtbaren Schrei aus.

„Todt, todt! Er ist gestorben!" rief sie mit geisterbleichem Angesicht und gerungenen Händen.

Nur einen Moment stand sie so; starr und gelähmt, ein Bild des versteinerten Schmerzes.

Im nächsten Augenblick hatte sie den forteilenden Burschen am Arme ergriffen. Mit übernatürlicher Kraft zerrte sie ihn zu dem Lager, auf welchem der eben Entschlafene lag.

„Jureck*)! das hast Du gethan," schrie sie mit der überzeugenden und vernichtenden Kraft der Wahrheit.

Wie vom Blitze getroffen sank der Bursche zu den Füßen des Todten nieder. Eben so schnell aber erhob er sich.

„Was willst Du von mir?" fragte er mit tonloser Stimme, doch vollkommen ruhig und gefaßt.

„Das hast Du gethan," wiederholte das Mädchen in höchster Aufregung. „Läugne, wenn Du kannst. Du hast gewußt, daß ich mit Pawel versprochen war, daß wir uns zu Ostern heirathen wollten und darum hast Du ihn erschlagen."

„Das Mädchen ist toll geworden," versetzte er mit einem geringschätzigen Lächeln, welches mir erzwungen vorkam.

„Ich bin nicht toll. Ich habe nicht meinen Verstand verloren. Du aber bist Pawels Mörder."

Sie hatte ihn von Neuem gefaßt und hielt ihn an den Klappen seiner kurzen Jacke fest.

„Laß mich gehn," sagte er, indem er sich gewaltsam loszureißen versuchte.

„Ich werde Dich so lange halten, bis die Gerichte und

---

*) Georg.

der Herr Justitiarius gekommen sind," rief das entschlossene Mädchen.

„Die Gerichte! Was habe ich mit den Gerichten zu thun? Ich bin unschuldig. Was kann ich dafür, wenn der Wagen umfällt und den Pawel erschlägt?" erwiderte der verstockte Bursche.

Zugleich machte er eine neue Anstrengung sich aus ihren Armen zu befreien. Beide rangen mit einander in stummer Wuth. Der große und kräftige Bursche vermochte indeß nicht so leicht das schlanke und gewandte Mädchen zu überwältigen. Ich schwankte, ob ich mich an diesem seltsamen Kampfe betheiligen sollte. Für alle Fälle hatte ich mich in der Nähe der Thür aufgestellt, um jeden Fluchtversuch des Burschen zu vereiteln. Die muthige Magd leistete seinen wiederholten Angriffen einen hartnäckigen Widerstand. Während des Ringens hatte sich ihr bleiches Gesicht wieder geröthet, ihr langes, blondes Haar wogte aufgelöst um den gebräunten Hals und die pochenden Schläfen. Ihr dunkles Auge schleuderte vernichtende Blitze auf den Mörder ihres Bräutigams. Sie glich einem jener Cherubim der heiligen Schrift, wie er mit einem bösen Geiste kämpft. Ich muß gestehn, daß das eigenthümliche und zugleich schreckliche Schauspiel mich dermaßen fesselte, daß ich darüber Alles um mich her vergaß.

Endlich war es dem Burschen gelungen, ihren starken Händen zu entkommen, und sich von ihr loszureißen.

„Halten Sie ihn, lassen Sie ihn nicht entlaufen!" schrie sie mir zu.

Ich schrak empor und that mechanisch wie sie mir geheißen. Als der Bursche jeden Ausweg dadurch verschlossen sah, daß ich mich vor der Thüre aufpflanzte, knirschte er mit den Zähnen in wilder Wuth. Schon hob er die Hände empor, um mich fortzuschieben, aber die Magd, welche ihm keuchend folgte, hatte ihn neuerdings von hinten gefaßt und ließ ihn nicht mehr los. Zugleich kam der Hausherr mit den Gerichtsleuten,

welche indeß herbeigeholt worden waren. Auf einen Wink des Dorfschulzen wurde der Mörder von zwei kräftigen Männern ergriffen und mit einem herbeigeholten Strick an den Armen fest gebunden.

Als der Bursche sich so vollkommen überwältigt sah, gab er sich erst für verloren und legte ein vollständiges Bekenntniß ab. Er hatte aus Eifersucht den andern Knecht erschlagen, weil dieser von der schönen Magd ihm vorgezogen wurde. Im Walde und an der Stelle, wo der Schlitten mit mir hielt, hatte er mit Pawel Streit gesucht und gefunden. Dieser war ihm nichts schuldig geblieben. Von Worten kam es zu Schlägen. Mit einem kleinen Handbeil, das die Knechte bei sich führten, versetzte er ihm, wie ich richtig vermuthete, den Todesstreich. Seine Aussage trug das Gepräge der Wahrheit.

Am andern Morgen fuhr ich nach der Stadt zurück. Meinem Schlitten folgte ein zweiter, in welchem der Mörder unter genügender Bewachung gebunden lag. Er sollte dem dortigen Kreisgericht übergeben werden.

Mitten im Walde sah ich schaudernd bei den ersten Strahlen der bleichen Wintersonne einen dunklen Fleck. Es war die Stelle, wo der Mord geschehen. Eine rothe Blutlache im weißen Schnee bezeichnete den verhängnißvollen Ort.



VI.

Eine ärztliche Konsultation.

Durch die Zunahme meiner Praxis kam ich auch allmälig in mannigfache Berührung mit meinen übrigen Kollegen. Der Brodneid ist in unsrer Zeit ein in allen Ständen verbreitetes Uebel und eine Folge der immer mehr überhand nehmenden Concurrenz. Leider ist derselbe auch unter den Aerzten keine Seltenheit, sondern fast sprüchwörtlich geworden. Ein Umstand kommt dabei hinzu, der die Sache wo möglich noch verschärft. Die Beschäftigung des Arztes ist mehr geistiger Natur und der Vorzug, den ein Kollege vor dem andern genießt, deshalb mit einer gewissen Demüthigung verbunden. Der beschäftigte Arzt gilt in den Augen des Publikums gewöhnlich auch für gelehrter und kenntnißreicher, als der minder glückliche Rival. Daß dieses Vorurtheil nicht immer gerechtfertigt ist, brauche ich wohl kaum erst zu erwähnen. In keinem Stande kommt es so viel auf äußere Zufälligkeiten an, als in dem unsrigen. Eine imponirende Figur, natürliche oder künstliche Würde, allerlei erlaubte oder unerlaubte Hülfsmittel, vor Allem ein gewisses Savoir faire verleihen oft dem Charlatan und Tropf das Uebergewicht über seine Kollegen, die solche Wege nicht einschlagen wollen oder nicht verstehen.

Der bereits von mir erwähnte Medizinalrath Buller hatte auf die bezeichnete Weise seinen großen Ruf und eine einträgliche Praxis erlangt. Er genoß das Vertrauen der ganzen Stadt und seine Worte galten für Orakelsprüche. Auf seine übrigen Kollegen blickte er mit verletzendem Hochmuthe herab. Wenn zufällig in seiner Gegenwart von ihnen gesprochen wurde, so zuckte er verächtlich mit den Achseln und murmelte allerlei verfängliche Reden, durch die er zwar nur verblümt zu verstehn

gab, daß man solchen Anfängern nicht einen Hund oder eine Katze, geschweige einen Menschen zur Behandlung anvertrauen dürfe. Kam er gar am Krankenbette mit einem Kollegen zusammen, so ließ er diesen nicht die Ueberlegenheit seines Wissens, sondern seiner Stellung auf höchst unangenehme Weise fühlen. Er erlaubte sich zwar keine offene Ungezogenheiten, aber dafür entschädigte er sich durch eine Reihe von zweideutigen Mienen und Worten, welche ganz danach berechnet waren, den früheren Arzt in den Augen der unerfahrenen Laien herabzusetzen. Gewöhnlich tadelte er alle Anordnungen und verwarf jeden noch so passenden und zweckmäßigen Vorschlag des andern Kollegen. Zuweilen ließ er die bereits von diesem angewandten Mittel als unnütz oder sogar schädlich bei Seite stellen. Dafür verschrieb er ganz dasselbe Mittel nur in anderer Form und durch irgend einen gleichgültigen Zusatz eines Syrups oder Säftchens unkenntlich gemacht. So wurden der Patient und seine Umgebung durch niedere Kniffe getäuscht. Wurde der Medizinalrath zu einem gefährlichen Kranken hinzugezogen, so schnitt er ein höchst bedenkliches Gesicht und schalt auf die bisherige Behandlungsweise. Den nächsten Anverwandten des Patienten gab er dann deutlich zu verstehn, daß der behandelnde Kollege mehrere unverzeihliche Fehler begangen habe, worüber man sich bei neuen Anfängern ohne alle Erfahrungen und Kenntnisse nicht wundern dürfe; jetzt sei es fast zu spät, man habe ihn, nämlich den Medizinalrath, nicht zur rechten Zeit gerufen und er könne daher nicht für den Ausgang einstehn; er müsse ohnehin immer gut machen, was andere Leute verderben. — Selbst bei leichteren Fällen übertrieb er die Gefahr, um seine Verdienste und die von ihm geleistete Hülfe um so höher veranschlagen zu können.

Durch medizinische Kenntnisse zeichnete er sich keineswegs besonders aus; dafür besaß er manche Eigenschaft, welche einigermaßen seinen erlangten Ruf und die ausgebreitete Praxis, wenn auch nicht rechtfertigten, doch wenigstens erklärlich finden

ließen. Er war gut gewachsen, groß und breitschultrig wie ein Portier, seine Toilette immer sorgfältig gewählt. Nie erschien er anders als mit weißer Halsbinde und Weste, was ihm ein besonders feierliches Ansehen verlieh. In dem Knopfloch seines blauen Leibrockes schaukelte sich ein Orden und die kleine goldene Kette verrieth, daß der Eigenthümer derselben noch eine ganze Menge derartiger Auszeichnungen zu erwarten habe. Sein volles, rosiges Gesicht glänzte wie mit Eiweiß angestrichen von einer angenommenen Menschenfreundlichkeit. Jeder Zug an ihm war berechnete Würde. Er stand mit Würde, ging mit Würde, aß mit Würde und trank mit Würde. Wie ein vollendeter Schauspieler vergaß er keinen Augenblick seine eingelernte Rolle. Sein ganzes Wesen hatte etwas Geziertes, was bei ihm bereits zur zweiten Natur geworden war. Statt zu sprechen, lispelte er; wenn er eine Prise aus seiner goldenen Dose nahm, so geschah dies mit einem Aufwande von Ueberlegung und berechneter Feinheit, welche einer besseren Sache würdig schienen. Um Stoff zur Unterhaltung war er nie verlegen. Er wußte eine Menge kleiner pikanter Geschichtchen und Anekdötchen zu erzählen, welche er bei gelegener Zeit anbrachte. Selbst einige frivole Scherze verschmähte er nicht in Gesellschaft von verheiratheten Damen, die darüber natürlich außer sich geriethen, ihn schalten, kicherten und schließlich versicherten, daß der Medizinalrath sehr liebenswürdig und gefährlich sei. Alle Frauen schwärmten für ihn, besonders die Mütter heirathsfähiger Töchter, da er seit einiger Zeit Wittwer und in jeder Beziehung eine treffliche Partie zu nennen war. Auch den meisten Männern imponirte er durch eine gewisse Zungengeläufigkeit. Nie bin ich in meinem späteren Leben einem Menschen wieder begegnet, der mit so großer Wichtigkeit das Unbedeutendste zu sagen verstand. In einer großen Brühe von Worten schwammen kaum einige Brocken von gesundem Menschenverstand, aber dieses Chaos verwirrter Begriffe betäubte dermaßen den Zuhörer, daß dieser wirklich etwas Tiefes oder Bedeutendes gehört zu haben glaubte.

Außer diesen Gaben besaß der Medizinalrath noch eine schöne, weiße, fette und wohlgepflegte Hand, die alle Mädchen, Frauen und besonders Wittwen bezaubernd fanden. Kurz, er war ein höchst charmanter Mann und der beliebteste Arzt in der Stadt und Umgebung.

Bisher hatte ich noch keine Gelegenheit gehabt, mit dem Medizinalrath am Krankenbette zusamenzutreffen, oder vielmehr zu stoßen, da ich auf ein kleines Scharmüzel mit ihm mich gefaßt machen konnte. Ich war nämlich fest entschlossen, mich weder durch seine Arroganz, noch durch sein Ansehn einschüchtern zu lassen. Endlich trat der längst vorhergesehene Fall wirklich ein. Ich war über Land gereist, in meiner Abwesenheit wurde der Medizinalrath zu einem meiner Patienten ge-ufen. Ich behandelte nämlich den einzigen Sohn des Syndikus, einen zwölfjährigen, talentvollen Knaben, an einem leichten Fieberanfall, wie er grade in diesem Alter bei sensiblen Kindern im Frühjahr vorzukommen pflegt. Ich hielt den Zustand keineswegs für bedenklich, oder gar gefährlich und sprach auch unbefangen den Angehörigen gegenüber diese Meinung aus. Indeß trat im Laufe des Tages eine leichte Verschlimmerung ein und es war den besorgten Eltern nicht zu verdenken, daß sie einen zweiten Arzt unter diesen Verhältnissen herbeizogen. Gegen Abend kam ich von meiner kleinen Reise zurück und besuchte den Patienten. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich von dem Syndikus, daß der Medizinalrath dagewesen, den Fall für äußerst bedenklich erklärt, von einer drohenden Gehirnentzündung gesprochen und eine neue Medizin verschrieben habe. Zugleich bemerkte ich in dem Benehmen der mir sonst befreundeten Familie eine auffallende Veränderung. Das frühere Vertrauen, welches ich hier genoß, war augenscheinlich gewichen und hatte einer zurückhaltenden Kälte Platz gemacht. Man schien nicht mehr meinen beruhigenden Worten rechten Glauben zu schenken und kaum auf das zu hören, was ich sprach und anordnete. Diese Wandlung schrieb ich natürlich dem Einflusse und den

Verleumdungen des Medizinalrathes zu. Ich irrte mich auch nicht. Denn wie ich später erfuhr, hatte er meine Abwesenheit benutzt, um mich so viel als möglich herabzusetzen. Nachdem ich den Kranken nochmals genau untersucht hätte, entfernte ich mich ohne meinen Verdruß merken zu lassen. Der Syndikus begleitete mich bis vor die Thür und forderte mich auf, am andern Tage zu einer bestimmten Stunde mit dem Medizinalrath zusammen zu kommen und über den betreffenden Fall zu konsultiren. Seine Worte enthielten keinen direkten Vorwurf, aber in dem Tone seiner Stimme lag unverkennbar die Anschuldigung verborgen, daß ich die Krankheit vernachlässigt und das Leben seines Kindes gefährdet habe.

Mißmuthig und und verstimmt machte ich noch einige Besuche. Was ich hier und da noch an demselben Abende erfuhr, war eben nicht geeignet, mich aufzuheitern. In der ganzen Stadt war, wie ich hören konnte, das Gerücht verbreitet, daß ich den Sohn des Syndikus an den Rand des Grabes durch Leichtsinn und Unkenntniß gebracht habe. — Der Medizinalrath besaß einen großen Anhang, eine Schaar begeisterter Helfershelfer, welche seinen Ruf überall ausposaunten. Alle alten und jungen Weiber, denen er eine frivole Schmeichelei gesagt, alle Mütter mit ihren heirathsfähigen Töchtern, alle seine Ressourcen — und Tafelfreunde, die er zu seinen trefflichen Diners eingeladen, erhoben ihre Stimme gegen mich und zum Lobe ihres Herrn und Meisters. Der Vorfall wurde erzählt, kommentirt, mit Glossen versehen, übertrieben und schließlich mir jede mögliche Schuld beigemessen. Allgemein hieß es, ich hätte das arme Kind falsch behandelt, die Krankheit gänzlich verkannt, eine giftige Medizin verschrieben, ja wäre nicht der Medizinalrath noch zur rechten Zeit hingerufen worden, so müßte der Patient bereits eine Leiche sein.

Mein Ruf stand auf dem Spiel, was aber sollte ich beginnen?

Solchen Verleumdungen gegenüber steht der rechtschaffene Arzt

hülflos und ohne Vertheidigungsmittel da. Er kann sich nicht auf die Wahrheit berufen, denn dieselbe ist am Krankenbette äußerst schwierig oder gar nicht auszumitteln. Selbst die Sektion giebt nicht immer Aufschluß über die Richtigkeit seiner Ansichten. So hängt sein Renommée von jedem Zufall ab. Ein Wort, ein verfängliches Achselzucken des Kollegen, das Geschwätz der Basen und Kaffeeschwestern, das Urtheil der Kinderfrauen und Wickelweiber entscheiden über seine Tüchtigkeit, sein Wissen und schließlich über sein Geschick. Indem ich diesen Gedanken nachging, verwünschte ich zum ersten Male meinen Beruf, den ich aus inniger Neigung und gegen den Willen meines Vaters gewählt hatte. Unmuthig schloß ich mich in meine Stube ein und überließ mich den traurigsten Empfindungen. Es giebt in der That kein Gefühl, das bitterer ist, als diese Hülflosigkeit der Niederträchtigkeit und Dummheit gegenüber.

Voll trauriger Gedanken begab ich mich erst spät zu Bett. Endlich stellte sich der Schlaf auch wieder ein und der alte Menschenfreund ließ mich die Arroganz, den Brodneid der Kollegen und das Geklätsch des Publikums vergessen. Ein freundlicher Traum entschädigte mich sogar für die Leiden der rauhen Wirklichkeit. Aber auch dieser Trost ist dem Arzt nur selten gegönnt. Der Schlummer gehört ihm nicht und selbst das Glück, welches ihm im Traum erscheint, wird ihm zu oft gewaltsam entrissen.

Diese Nacht verlief ohne Störung. Am frühen Morgen ging ich schon wieder meinen Berufsgeschäften nach.

So rückte die Stunde allmälig heran, welche zur Konsultation mit dem Medizinalrath bestimmt war.

Im Laufe des Tages kam ich, wie gewöhnlich, in die Apotheke, um daselbst einige Anordnungen zu treffen. Bei dieser Gelegenheit ließ ich mir auch das Rezept vorlegen, welches der Medizinalrath für den Sohn des Syndikus verschrieben hatte. Zu meiner Ueberraschung machte ich dabei eine seltsame Entdeckung, welche ich zu benutzen mir vornahm. Ich erbat mir

die Erlaubniß von dem Apotheker, das betreffende Rezept mitnehmen zu dürfen. So ausgerüstet begab ich mich nach der Wohnung des Syndikus, um die verabredete Konsultation abzuhalten.

Ich bin immer der Meinung gewesen, daß Kosultationen zweier oder gar mehrerer Aerzte nur in den seltensten Fällen wirklich nöthig und ersprießlich sind. Das Sprüchwort behauptet zwar, das vier Augen besser sehen als zwei, aber diese vier Augen sind meist von Eitelkeit verblendet und sehen durch die gelbe Brille des Brodneides. Längst sind die Vorgänge am Krankenbette kein Geheimniß mehr und die dabei stattfindenden Zwistigkeiten der Kollegen haben seit Jahrhunderten der Satyre einen reichen Stoff geboten

Ein alter Praktiker, dem eine reiche Erfahrung zu Gebote stand, pflegte zu sagen: Ein Arzt ist ein Ganzer, zwei Aerzte erst zwei Halbe, und ich stimme dieser Ansicht aus vollem Herzen bei. Entweder laufen die Konsultationen auf eine freundliche Besprechung hinaus, wo man sich von allen möglichen Dingen und am wenigsten vom Kranken unterhält,. oder sie verwandeln sich in widrige Zänkereien, welche mehr Schaden als Nutzen bringen.

Ich hatte hinlänglich Zeit, diesen und ähnlichen Gedanken nachzuhängen, da der Herr Medizinalrath noch immer nicht erschienen war. Er ließ stets auf sich warten. Es war dies einer seiner Kunstgriffe, dem jüngeren und minder beschäftigten Kollegen seine Würde und das Uebergewicht seiner Stellung auch deutlich fühlbar zu machen. Die Zwischenzeit benutzte ich zu einem nochmaligen genauen Examen und zur Feststellung meiner Diagnose. Ich gewann dadurch die vollkommene Ueberzeugung von der Richtigkeit meiner Ansichten und sah getrost der Konsultation entgegen. Mittlerweile trat der Medizinalrath geräuschvoll ein. Die Eltern des Patienten begrüßten ihn mit allen Zeichen des Zutrauens und der Unterwürfigkeit, die man einem rettenden Gotte nur erweisen kann. Er nickte ihnen freundlich

und herablassend zu und näherte sich dem Krankenlager, ohne von meiner Anwesenheit die geringste Notiz zu nehmen. Mit Absicht suchte er mich vollständig zu ignoriren. Seine Fragen richtete er ausschließlich an die besorgte Mutter. Dieselben waren ganz darauf berechnet, nicht den Zustand des Patienten zu erforschen, sondern nur den Glauben von seiner eigenen Allwissenheit und Unfehlbarkeit zu erregen.

„Das Kind hat wieder schlecht geschlafen?“ lispelte er mit gezierter Stimme.

„In der That, er war sehr unruhig und hat sich fortwährend herumgeworfen,“ bekräftigte die Mutter.

„Slimm, sehr slimm! Kein Slaf, das deutet auf ein Leiden des Gehirns. Früher war der Knabe gewiß recht lebhaft, sehr talentvoll und machte bewunderungswürdige Fortschritte in der Schule; nicht wahr?“

„Ganz so, wie Sie es beschreiben. Mein Karlchen war immer der Erste in seiner Klasse,“ erwiederte die Frau des Syndikus, vollkommen von dem außerordentlichen Scharfblick des großen Arztes überzeugt, der zugleich so fein der mütterlichen Eitelkeit zu schmeicheln verstand.

Der Medizinalrath warf einen triumphirenden Blick rings umher, als wollte er alle Welt zum Zeugen seiner Allwissenheit nehmen, darauf setzte er in ähnlicher Weise das Krankenexamen fort. Er forschte nach einer Menge von unwesentlichen Dingen, lediglich um sich den Anschein der größeren Gründlichkeit zu geben. Oft enthielten seine Fragen nur das, was er eben aus dem Munde der Eltern über den Zustand des Kranken bereits erfahren hatte. Seine Worte waren aber so geschickt gestellt, daß seine Zuhörer über seine Kenntnisse ganz außer sich geriethen und ihn für den ersten Arzt der Welt halten mußten, dem nichts verborgen blieb.

Endlich war das Examen beendet und es trat eine Pause ein, welche ich dazu benutzte, mich bemerkbar zu machen. Ich stellte mich ihm als den behandelndeu Arzt vor, gab meine Ansicht über den vorliegenden Fall und die bisher angewandten

Mittel zu erkennen. Mit geringschätzigem Lächeln hörte er auch meinen Bericht, den Zerstreuten spielend. Zuweilen zuckte er nur mit den Achseln, oder er warf der besorgten Mutter einen bezeichnenden Blick zu, der ihr deutlich seine Verwunderung zu erkennen gab, wie man nur einem so jungen und unerfahrenen Arzte das Leben eines so theueren Kindes anvertrauen könne. Dann nahm er wieder eine Prise, klappte die Dose geräuschvoll zu, behielt sie aber spielend in der Hand, und drehte sie mit affectirter Gleichgültigkeit zwischen seinen Fingern.

Mit einem Male unterbrach er meinen Bericht.

„Son gut, son gut," lispelte er wieder. „Ich sehe, Sie haben den Fall etwas leicht genommen. Die Sache steht aber slimm, sehr slimm. Wir haben es mit einem beginnenden hydrops acutus, einer hitzigen Gehirnhöhlenwassersucht zu thun. Die Krankheit ist sehr swer und kann von einem jungen Arzte leicht verkannt werden."

Diese Unverschämtheit trieb mir zwar das Blut zum Kopfe, dennoch suchte ich mich zu beherrschen und die größte Ruhe zu behaupten. Auf die Angehörigen des Patienten brachte die wohlberechnete Rede des Medicinalraths die beabsichtigte Wirkung hervor. Die zärtliche Mutter zerfloß über die Gefahr, von der sie den Knaben bedroht sah, in Thränen und der Syndikus nahm ein sehr ernstes, vorwurfsvolles Gesicht mir gegenüber an. Ich ließ mich indeß keineswegs einschüchtern, da ich trotz aller dieser Umstände meines Sieges gewiß war. Ohne irgend eine Empfindlichkeit zu verrathen, hörte ich noch eine weitschweifige Auseinandersetzung des Medicinalraths über das Wesen der hitzigen Gehirnhöhlenwassersucht an, die im belehrenden Tone von ihm abgehalten wurde und wobei mir die Rolle des unwissenden Schülers von ihm zuertheilt schien. Jedes Wort war auf meine vollständige Demüthigung abgesehen.

Die leichtgläubigen Eltern hörten diesem ärztlichen Vortrage mit einer wahrhaft rührenden Andacht zu, obgleich sie unmöglich eine Sylbe davon verstehen konnten. Das hinderte sie jedoch

nicht, den größten Respect für einen Mann zu empfinden, der im Kathederton und mit hochtönenden Phrasen einen medizinischen Blödsinn zum Besten gab, der aber jedem Laien imponiren mußte. Endlich hatte der Medizinalrath seinen wissenschaftlichen Vorrath erschöpft und er kam auf den eigentlichen Zweck unserer Zusammenkunft zurück.

„Wenn es dem Herrn Kollegen gelegen ist," sagte er herablassend zu mir, „so können wir unsere Konsultation im Nebenzimmer beginnen."

„Das ist nicht nöthig," versetzte ich mit größter Ruhe, „da wir vollkommen über die Behandlung des Patienten einig sind."

Der Medizinalrath sah mich überrascht an. Eine solche Nachgiebigkeit hatte er wahrscheinlich nicht von mir erwartet und er belohnte meine Demuth mit einem freundlich aufmunternden Lächeln. Dasselbe schien zu sagen: der junge Mensch sieht sein Unrecht ein und ist so zerknirscht, daß man ihn schonen kann. In diesem Sinne nahmen auch die Eltern des Kranken meine Worte auf.

„Also wir sind vollkommen einverstanden?" bemerkte der Medizinalrath mit einem triumphirenden Blick auf seine Umgebung.

„So sehr," erwiederte ich, jetzt jede Schonung bei Seite setzend, „daß Sie, verehrter Herr College, dem Kranken bereits gestern dieselbe Medicin verordnet haben, die ich vorher verschrieben. Ich kann nicht mehr von Ihnen verlangen, da Sie dadurch meiner Diagnose und Behandlung vollkommen beizustimmen scheinen."

„Das ist nicht wahr," stammelte er verlegen und wurde dabei purpurroth.

„Ich war auf einen solchen Einwand gefaßt und habe deshalb die nöthigen Beweismittel mit zur Stelle gebracht. Hier sind die beiden Rezepte. Sie lauten ganz gleich bis auf ine u nbedeutende Kleinigkeit. Der Herr Medizinalrath haben

statt eines weißen, einen rothen Syrup genommen. Allerdings eine wichtige Veränderung. Wollen Sie sich nicht selber davon überzeugen?"

Ich reichte die beiden Rezepte nicht dem Medizinalrath, sondern dem erstaunten Syndikus, welcher der lateinischen Sprache vollkommen mächtig war und mit einiger Nachhülfe von meiner Seite sich vollkommen von der Richtigkeit meiner Angaben überzeugen konnte. Zum Ueberfluß berief ich mich auf das Zeugniß des Apothekers oder jedes beliebigen Collegen, der die Gleichheit der Rezepte nur bestätigen würde.

Natürlich endete hiermit die ganze Konsultation. Der Medizinalrath entfernte sich verwirrt mit zornglühendem Angesicht. Auf Wunsch des Syndikus behandelte ich das Kind nach wie vor. In einigen Tagen war es gänzlich wieder hergestellt.

Mein Ruf, der bereits durch die geschäftige Verläumdung gelitten hatte, ging aus diesem Kampfe ungetrübt hervor. Aber wie viele jüngern Aerzte sind so glücklich, wenn sie mit einem Buller am Krankenbette zusammenkommen. Wie oft erliegen sie solchen gemeinen Kunstgriffen eines pfiffigen Charlatans, der sich kein Gewissen daraus macht, den verwerflichen Spruch in Anwendung zu bringen:

Mundus vult decipi; das Publikum muß getäuscht werden. —

V.

Eine Wahnsinnserklärung.

Von Seiten des Obergerichts zu R. hatte ich den Auftrag erhalten, einen Mann zu untersuchen und über seine Zurechnungsfähigkeit ein motivirtes Gutachten abzugeben. Zwei Aerzte hatten ihn bereits für wahnsinnig erklärt, er jedoch glaubte sich bei diesem Ausspruche nicht beruhigen zu dürfen und appellirte dagegen. Das betreffende Gericht mußte seinen Einwand als gerechtfertigt ansehen und ordnete deshalb die Superrevision an.

Zu diesem Zwecke fuhr ich eines Tages in Begleitung des mir befreundeten Assessors und eines zweiten Kollegen nach dem Aufenthaltsorte des Mannes ab. Er war Müller und wohnte zwei bis drei Stunden von der Stadt entfernt auf dem Lande. Dort sollte in Gegenwart des Justitiarius und der Aerzte, welche das erste Urtheil über ihn abgegeben, die Verhandlung stattfinden.

Bei dem Mißbrauch, der in einem solchen Falle leicht getrieben werden kann, verlangt das Gesetz ausdrücklich das übereinstimmende Zeugniß zweier Sachverständigen und der gehörigen Behörden. Diese Bedingungen zu einer Wahnsinnserklärung waren hier allerdings vorhanden, und doch sprachen, wie aus den Akten erhellte, viele Gründe zu Gunsten des Angeschuldigten; ja es lag sogar der Verdacht nahe, daß man einen sonst ganz verständigen Mann mit aller Gewalt für wahnsinnig erklären wollte.

Der Müller lag schon seit Jahren im Streit mit dem Gutsbesitzer, einem Dorfmagnaten, der in ächt patriarchalischer Weise hier sein Wesen trieb. Der Baron war der Tyrann seiner Untergebenen und herrschte durch Furcht und Schrecken vollkommen unbeschränkt. Wehe dem armen Bauer, oder dem Häus-

ler, der sich gegen ihn und seine Gewaltthätigkeiten aufzulehnen wagte! Willkührliche Prügel und Kerkerstrafen waren dem kühnen Empörer gewiß. Mit der Polizei vertraut und von einem gefälligen und gewissenlosen Justitiar unterstützt, erlaubte sich der Herr Baron ungestraft die schreiendsten Ungerechtigkeiten gegen seine Unterthanen. Die armen Leute in jener Gegend, des Lesens und Schreibens meistens unkundig, kannten natürlich die Gesetze nicht, welche zu ihrem Schutz gegeben sind. Dieselben waren so gut wie gar nicht für sie vorhanden. Der Justitiarius, der das Recht handhaben sollte, wurde in jener Zeit von dem Gutsbesitzer angestellt, besoldet und war natürlich dessen untergebener Diener, meist der Tafelfreund, der mit ihm zechte, jagte und spielte. Was stand von ihm zu erwarten? —

So war die Gerechtigkeitspflege auf diesem Dorfe beschaffen. Die Dienstleute und Bauern fügten sich in ihr Schicksal, nahmen ihre Prügel und Leiden mit landesüblicher Gleichgültigkeit und Indolenz hin und küßten noch die schwere Hand des gestrengen Herrn. Alle fügten sich ohne Ausnahme, nur der Müller nicht. Er allein lehnte sich gegen diese Willkührherrschaft auf und führte eine kühne Sprache und einen erbitterten Krieg gegen den Baron. Er ließ sich keine Ungerechtigkeit gefallen, klagte, wenn ihm eine solche widerfuhr, bei den betreffenden Behörden und erhielt auch in den meisten Fällen Recht und Abhülfe seiner Beschwerden. — Ein solches Beispiel war zu gefährlich für die übrigen Gutsunterthanen, um es in der Nähe zu dulden. Der Baron versuchte alle erlaubten und unerlaubten Mittel, um den Müller zu entfernen und aus seinen Eigenthum zu verdrängen. Es gelang ihm nicht. Der Müller ließ sich weder durch Drohungen einschüchtern, noch durch allerlei Chikanen zwingen. Die Prozesse, welche er mit dem Baron führte, endeten fast immer zu seinem Vortheil und er hatte nach und nach eine solche Gesetzeskunde sich erworben, daß er weder ihn noch den Justitiarius fürchtete.

Allerdings fand er dabei einen schweren Stand. Der fort-

währende Kampf mußte ihn nothwendiger Weise in eine andauernde Spannung und Erbitterung versetzen. In diesem Zustande mochte er wohl auch Dinge gethan und Worte gesprochen haben, die er bei ruhiger Ueberlegung gewiß vermieden hätte. Sein energischer Charakter neigte überhaupt zu einer gewissen Heftigkeit und Maßlosigkeit, die um so mehr gegen die sklavische Indolenz und Unterwürfigkeit der übrigen Bevölkerung abstach. Die ewigen Verfolgungen, denen er bisher ausgesetzt gewesen, riefen eine entsprechende gereizte Stimmung in ihm hervor, so daß er an einem permanenten Fieber zu leiden schien. Auf alle diese Umstände baute der Baron einen neuen Plan, sich seines gefürchteten Gegners für immer zu entledigen.

Plötzlich verbreitete sich im Dorfe die Nachricht, daß der Müller wahnsinnig geworden sei. Man erzählte sich von ihm eine Reihe von tollen Reden und Handlungen, welche allerdings geeignet waren, dies Gerücht zu bestätigen. Die Gutspolizei, das heißt der Baron selbst, hielt es demnach für seine Pflicht, den angeblich Wahnsinnigen unschädlich zu machen. Zu diesem Zwecke wurde der Müller vorläufig eingesperrt und damit er ja keinen Schaden anrichtete, auch gebunden. Nachdem diese Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, ließ der Baron den ihm befreundeten Physikus des Kreises kommen, um die Unzurechnungsfähigkeit und Gemeinschädlichkeit des Gefangenen amtlich zu konstatiren.

Alle diese Schritte waren durchaus gesetzmäßig und den Gutsherrn konnte auch nicht der geringste Vorwurf einer Rechtsverletzung treffen.

Der Physikus war ein alter, gutmüthig jovialer Herr und mit einer zahlreichen Familie gesegnet. Er liebte ein Glas Wein, noch mehr eine ganze Flasche und ließ dann häufig Fünfe gerade sein. Als Hausarzt des Barons erhielt er ein ziemlich ansehnliches Honorar und außerdem noch Heu und Hafer für seine Equipage. Auf ein Säckchen Kartoffeln, Roggen oder Weizen kam es dem wohlhabenden Gutsbesitzer auch nicht

an. Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft und eine Hand wäscht die andere. Dabei darf man nicht etwa annehmen, daß der Herr Physikus ein bestechlicher Beamter war. Gott behüte! Er übersah nur zuweilen eine Kleinigkeit, eine Wunde oder Beule an dem Kopfe eines zerprügelten Bauern und das konnte ihm kein Mensch verdenken, da der Baron ein guter Kunde war und es an allerlei Nebenvergütigungen für eine derartige Kurzsichtigkeit nicht fehlen ließ. Die Wunde des Bauern heilte in kurzer Zeit und die Prügel waren bald verschmerzt.

Dem besagten Physikus und einem befreundeten Kollegen desselben wurde nun eines Tages der Müller vorgestellt. Das Gefängniß hatte die Exaltation des ohnehin reizbaren Mannes auf das Höchste gesteigert. Der Grund seiner Einsperrung war ihm nicht unbekannt geblieben und hatte ihn in eine furchtbare Aufregung versetzt. Der bloße Gedanke, daß man ihn für wahnsinnig hielt, brachte den sonst vernünftigen Müller wirklich dem Wahnsinne nahe. Bei seinem Erscheinen sah er die Blicke aller Anwesenden auf sich gerichtet. Sein Aeußeres war nicht geeignet, dem bestehenden Vorurtheile zu widersprechen. Seine Wangen waren eingefallen, seine Augen glühten in stiller Wuth, sein Bart war im Gefängniß gewachsen und die wirren Haare, welche um seine Stirn ungekämmt hingen, gaben ihm ein wildes und vernachlässigtes Aussehen.

Dieser ungünstige Eindruck wurde durch seine verwirrten und unzusammenhängenden Reden noch verstärkt. Er beklagte sich mit Heftigkeit über diese willkührliche Einsperrung und über die schlechte Behandlung, die er erlitten zu haben vorgab.

Der Physikus stieß seinen Kollegen an und flüsterte ihm einige Worte in das Ohr.

„So machen es alle Wahnsinnige,“ sagte er leise. „Mer=

ken Sie auf das Symptom, es ist charakteristisch. Immer geschieht ihnen Unrecht.

Der Kollege nickte beipflichtend mit dem Kopfe und das artikulirte Verhör, welches von dem Gesetze vorgeschrieben ist, begann in aller Ordnung.

Dieses Verhör besteht aus einer Reihe von verschiedenen Fragen, aus denen die Zurechnungsfähigkeit oder der Mangel derselben deutlich hervorgehen soll. Dieselben wurden in diesem Falle so eingerichtet, daß der Müller immer mehr in Wuth gerieth und allerdings manche verwirrte und selbst beleidigende Antwort gab. Länger als eine Viertelstunde wurde er systematisch auf diese Weise gequält und aufgehalten.

Zum Schlusse des Verhörs fragte ihn unter Anderem der Physikus, was er wohl thun würde, wenn ein Kind in's Wasser gefallen und unter die Räder seiner Mühle gerathen wäre.

„Das geht Sie gar nichts an!" lautete die Antwort des entrüsteten Müllers, von einer nicht mißzuverstehenden Geberde begleitet.

Diese nicht eben allzu höfliche Entgegnung des aufgebrachten Mannes überzeugten den Physikus und den hinzugezogenen Kollegen vollkommen von der Unzurechnungsfähigkeit des Müllers. Sie gaben demnach ihr Zeugniß zur Zufriedenheit des Gutsherrn ab. Der Müller wurde wieder in sein Gefängniß zurückgebracht und die beiden Aerzte blieben bei dem Baron zum Mittagessen und erholten sich von ihrem schwierigen Geschäfte bei einem Glase trefflichen Ungarweins. Der Wagen des Physikus wurde noch mit einigen Säcken Hafer und Kartoffeln mehr als sonst beladen und Alles endete zur gegenseitigen Zufriedenheit.

Das Obergericht, dem die Akten eingesendet werden mußten, konnte indeß daraus nicht die Unzurechnungsfähigkeit des Müllers ersehen. Der betreffende Referent war sogar boshaft genug zu bemerken, daß aus der letzten unhöflichen Antwort

des Müllers keineswegs dessen Wahnsinn gefolgert werden könnte, daß selbst sehr vernünftige Leute und unter Andern der wackere Götz von Berlichingen sich ähnlicher Ausdrücke bedient hätten, ohne daß man darum an ihrem Verstande zu zweifeln brauchte. Aus diesen Gründen wurde eine nochmalige Untersuchung für nothwendig erachtet und mir aufgetragen.

In guter Gesellschaft trat ich diese kleine Reise an. Der Tag war herrlich und unser Weg führte uns durch eine zwar nicht romantische, aber reich gesegnete Gegend. Die Saaten standen prächtig und ihre blaugrünen Aehren, von einem lauwarmen Windzug bewegt, boten einen erquickenden Blick für das Auge dar. Zwischen üppigen Wiesen schlängelte sich ein sanfter Bach, hier und da von hängenden Weiden und saftigen Erlen bewachsen. In heiterem Gespräch verfloß der Weg. Die Unterhaltung drehte sich größtentheils um den Baron, von dessen Gewaltthätigkeiten der Assessor uns manche pikante Anekdote mittheilte, die aus den Akten zu seiner Kenntniß gekommen war. So erfuhr ich auch die eben angegebenen Thatsachen und zugleich noch manchen anderen interessanten Aufschluß über diesen Dorftyrannen. Ich will nur noch den einen Zug von ihm erwähnen, der mir ganz besonders charakteristisch für die dort herrschenden Verhältnisse schien. — Mehrere Male war der Baron wegen leichteren und schwereren Verletzungen, die er seinen Dienstleuten in früherer Zeit zugefügt hatte, verklagt worden. In einem Falle entging er nur mit großer Noth einer mehrmonatlichen Gefängnißstrafe. Diese Mahnungen hatten ihn nicht milder, aber vorsichtiger gemacht. Seitdem ließ er die Opfer seiner Tyrannei zuvor in einen großen Wollsack stecken, diesen fest zubinden und dann darauf losschlagen. Durch dieses ingeniöse Mittel glaubte der Baron jeder Entdeckung zu entgehen und der Justiz zu trotzen, da der so Geprügelte unmöglich den Urheber seiner Leiden sehen und angeben konnte. —

Unterwegs sollten wir selbst noch Zeuge der in jener Gegend herrschenden Barbarei sein. Ueber den bereits erwähnten Bach führte eine kleine Brücke. Als wir uns derselben näherten, bemerkten wir auf dem Wasser einen dunklen Körper, welchen wir bald als die Leiche eines Mannes erkannten. Es war ein scheußlicher Anblick. Entstellt und aufgequollen trieb der Ertrunkene, in dunkle Lumpen gekleidet, auf den Wellen, bald nach der, bald nach jener Richtung von der Strömung fortgerissen. Zu beiden Seiten des Ufers standen mehrere Leute mit langen Stangen bewaffnet, welche aufmerksam die Bewegung des bereits in Fäulniß übergegangenen Körpers zu beobachten schienen. Näherte sich der Leichnam dem Rande, so eilten die Männer herbei, um die Landung desselben zu verhindern.

„Was hat das Alles zu bedeuten?" fragte ich erstaunt und angewidert von diesem seltsamen Treiben.

„Du siehst hier," versetzte der Assessor, „einen Akt unserer Gesetzgebung. Wir befinden uns auf der Grenze zweier Dominien. Jeder Besitzer hat die gesetzliche Verpflichtung, die Beerdigungs- und Gerichtskosten für den Leichnam zu tragen, welcher auf seinem Grund und Boden gefunden wird. Um dieser oft bedeutenden Ausgabe zu entgehen, sind dort die Leute damit beauftragt, den Todten von dem betreffenden Ufer abzuhalten und wo möglich auf die Seite des Nachbars hinüberzutreiben.

„Das ist empörend!" rief ich schaudernd aus. „Und wie lange dauert dieses gräßliche Spiel?"

„Bis die eine Partei müde oder unachtsam geworden ist und es der andern gelingt, sich des ungebetenen Gastes auf diese Weise zu entledigen."

„Und die Polizei duldet das?"

„Lieber Doktor! Du vergißt ja, daß der Gutsherr selbst die Polizei ist."

Verstimmt schwieg ich still. So näherten wir uns allmälig

dem Ziele unserer Reise. Bald sahen wir auch das Schloß des Barons, welches am Ende des Dorfes stattlich über die niederen Hütten seiner Unterthanen emporragte. An der Schwelle seines Hauses empfing uns der gefürchtete Dorfmagnat mit großer Zuvorkommenheit. Er führte uns in sein Wohnzimmer, wo bereits der Physikus und der Justitiarius auf uns warteten. Die geleerten Flaschen und die angeschnittnen Wildpasteten überzeugten uns, daß Beide sich indeß die Zeit auf angenehme Weise zu vertreiben wußten. Auch wir wurden freundlich eingeladen, an dem Frühstück Theil zu nehmen, was wir jedoch entschieden ablehnten. Der Baron ließ indeß nicht ab. Auf seinen Wink erschien ein Diener mit neuen Flaschen und Gläsern.

„Ein Glas Ungarwein wird Ihnen nicht schaden,“ bat er mit schmeichelnder Stimme.

„Nullum vinum, nisi Ungaricum,“ bekräftigte der rothnäsige Justitiarius.

„Und es geht kein Tanz vor dem Essen,“ bemerkte der Physikus mit kauendem Munde.

„Auf Ihr Wohl, meine Herren!“ rief der Baron. „Ich freue mich in der That, Ihre Bekanntschaft bei dieser Gelegenheit zu machen.“

Wir konnten, ohne gradezu unhöflich zu sein, uns nicht weigern, ihm Bescheid zu thun. Ich war jedoch entschlossen, so schnell als möglich dem drohenden Gelage ein Ende zu machen. Deshalb berührte ich sogleich den eigentlichen Zweck unserer heutigen Zusammenkunft. Darauf schienen der Baron und seine Gesellschafter nur gewartet zu haben. Sie entwarfen ein Bild von dem Zustand des Müllers und seinem Betragen, das allerdings einen gefährlich Wahnsinnigen erwarten ließ.

„Der Kerl ist rasend, ich sage Ihnen, total verrückt,“ sprach der Baron.

„Mani-acus in der ex—qui—si—te—sten Art, stammelte der Physikus mit bereits schwerer Zunge, während der würdige

Justitiarius seine rothe Nase so tief in das Glas steckte, daß dieses wie eine Gaslaterne leuchtete.

„Ich möchte doch sogleich den Kranken sehn,“ sagte ich, zum Aufbruch mahnend.

„Das hat ja keine so große Eile,“ erwiederte der zuvorkommende Wirth, welcher für uns die größte Liebenswürdigkeit zeigte. „Nur noch ein Glas!“

„Edite, bibite!“ brüllte der Justitiarius dazwischen.

„Ich muß um Entschuldigung bitten,“ wandte ich dagegen ein, „Ihr Ungar steigt mir zu Kopf, ich vertrage ihn nicht.“

„Der — Herr — Kol — lege — wird — sich — schon — dran — gewöhnen,“ stammelte der Physikus. „Mir — ist es — auch — im — An — fan — ge — so — ge — gan — gen — Jetzt — ist — er — mir — der — Lieb — ste. Rei — ne — Oe — ko — no — mie. — Wer — Un — gar — trinkt, giebt — Rhein-Wein — von — sich.“

Trotz dieses ökonomischen Rathes ließ ich mich nicht länger zurückhalten und verlangte nur noch dringender zu dem Kranken geführt zu werden. Endlich gab der Baron das Zeichen zum Aufbruche. Nur mit Widerwillen erhob sich der Physikus von seinem Platz. Im Scheiden warf er noch einen wehmuthsvollen Blick auf die Ueberreste des Frühstücks zurück.

Wir traten in die sogenannte Gerichtsstube, ein wüstes Zimmer in dem abgelegensten Theile des Schlosses. Da dieses Lokal nur von Zeit zu Zeit benutzt wird, so herrschte in demselben eine dumpfe Atmosphäre wegen Mangel an frischer Luft. Die Wände waren nackt und kahl, mit einer schmutzig gelben Kalkfarbe angestrichen. Ein roher Tisch, auf welchem ein schwarzes Kruzifix für die schwörenden Parteien stand und mehrere Stühle mit zerbrochenen Lehnen und wankenden Füßen bildeten das ganze Meublement. An der Decke hatten die Spinnen ihre Netze aufgehangen und übten ihre Justiz gegen arme Fliegen und ähnliche wehrlose Insekten, grade wie

der Herr Baron und sein Justitiarius gegen die Bauern und Dienstleute.

Außer den bereits genannten Personen war noch ein Aktuarius zugegen, der das Protokoll zu führen hatte, ein alter Sünder mit schlauen Zügen, und ein Gerichtsdiener, der eben so dumm und einfältig, als jener pfiffig und schlau aussah.

Nachdem wir Platz genommen, wurde der gefangene Müller vorgeführt. Man hatte ihm eine Art Zwangsjacke angezogen, einen Kittel mit langen Aermeln, welche an ihren Enden zugebunden waren, so daß er mit den Händen keine Bewegung vornehmen konnte. Sein Gesicht trug die Spuren einer längeren Gefangenschaft, die Wangen waren bleich und abgezehrt, dennoch schien sein Trotz, oder vielmehr sein Sinn für Unabhängigkeit noch nicht gebeugt. In seiner ganzen Natur verrieth sich eine zähe Widerstandskraft. Stolz und aufrecht stand er da und unter den buschigen Augenbraunen loderte das unheimliche Feuer seiner Blicke.

„Nun Müller!“ begann der Justitiarius, „die Herren sind hierher gekommen, um Euch zu untersuchen. Es wird Euch nicht viel nützen, denn toll seid und bleibt Ihr doch.“

„Freilich bin ich es und weil ich es bin,“ rief er wild auffahrend, „so will ich Ihnen auch Etwas sagen, und dem Herrn Baron und dem Herrn Physikus dazu, denn die Wahrheit darf man doch hier nur sprechen, wenn man wahnsinnig ist, wie ich es bin.“

„Schweigt still!“ herrschte der Baron, „und wartet, bis man Euch fragen wird.“

„Nein! — ich werde reden und schreien, bis es Gott im Himmel hört, wenn es auf Erden keine Gerechtigkeit mehr giebt. Ich bin ja verrückt, nicht wahr, Herr Physikus?“

„All—er—dings,“ stammelte der würdige Kollege.

„Sie haben mich dazu gemacht,“ fuhr der gekränkte Müller fort. „Gott Lob und Dank, daß es so ist, denn nun darf ich meinem gepreßten Herzen Luft machen, ohne daß Ihr was da-

wider haben und mich strafen könnt, denn ich bin ja unzurechnungsfähig und darum dürft Ihr mir nichts anhaben, nicht so viel. So hören Sie denn, Herr Baron, was an Ihnen ist. Ein alter Sünder sind Sie und ein Leuteschinder, ein niederträchtiger Tyrann, der nicht werth ist, daß ihn Gottes Erdboden trägt."

„Kerl! Was untersteht Ihr Euch," schrie der Dorfmagnat. „Ich lasse Euch sogleich zwanzig aufzählen, daß Euch die Seele im Leibe pfeift."

„Ha, ha!" lachte der Müller, „das werden Sie nicht thun, denn ich bin ja verrückt, und was ein Wahnsinniger sagt, kann Sie ja nicht kümmern. Nicht wahr, Herr Physikus? Altes Weinfaß, Bruder Saufaus, der für einen Sack Kartoffeln und eine Metze Hafer falsches Zeugniß ablegt vor Gericht."

„Er — ist — ma — ni — a— cus, voll — stän — dig — über — ge — schnappt —," stotterte der Physikus.

„Der Kerl muß kreuzweis geschlossen und sogleich nach einer Irrenanstalt abgeführt werden," eiferte der rothnäsige Justitiarius.

„Still!" schrie der Müller und zerrte an der Zwangsjacke, um sich zu befreien. „Still! Du Rechtsverdreher, Du Aktenschmierer, Deine Seele hast Du längst dem Teufel dort verkauft, aber auch Deine Stunde wird einst kommen, wo Du Rechenschaft ablegen wirst vor dem höchsten Richter, der kein Ansehen der Person kennt und sich nicht beschwindeln läßt."

„Das sind Injurien, die Du theuer bezahlen wirst," rief der Justitiarius ergrimmt. „Ich werde sofort eine Kriminaluntersuchung wider Dich einleiten wegen Beleidigung der vorgesetzten Behörde."

„Ha, ha, ha!" lachte wieder der Müller. „Das geht nicht an. Ich bin ja unzurechnungsfähig. So steht's in den Akten. Du selber hast's geschrieben. Ha, ha, ha!"

Bisher hatten wir dieser seltsamen Scene als stumme Zuschauer beigewohnt. Es war ein eigenthümliches Schauspiel.

Die drei angegriffenen Herren waren von ihren Sitzen aufgesprungen und auf den Müller mit geballten Fäusten und glühenden Gesichtern losgestürzt. Dieser stand ihnen bleich und ruhig gegenüber, nur um seine Lippen spielte ein höhnendes Lächeln und von Zeit zu Zeit wiederholte er die Worte: „Bin ich nicht verrückt, wahnsinnig und unzurechnungsfähig, was wollt Ihr denn von mir?“

„In's Loch mit dem Kerl!“ schrie der Baron außer sich.

„Halt!“ herrschte mein Freund, der Assessor, dem Gerichtsdiener zu, der sich des Gefangenen wieder bemächtigen wollte. „Der Mann bleibt hier und ich ersuche die Sachverständigen das artikulirte Verhör zu beginnen. Das Obergericht hat mich hergeschickt, weil es an der Richtigkeit des ersten Zeugnisses zweifelt. Ich ersuche daher die Herren, ihre Schuldigkeit zu thun und Ihr, Müller! werdet am Besten thun, wenn Ihr Euch mäßigt und nicht durch die Ausbrüche Eurer Wuth Eure Sache verschlimmert. Ich bin zu Eurem Schutze hergeschickt und werde nicht dulden, daß Euch das geringste Unrecht geschieht. Habt Ihr mich verstanden?“

Diese entschiedene Rede brachte auf alle Anwesende eine tiefe Wirkung hervor. Die Herren schlichen beschämt zu ihren Plätzen zurück und der Müller mäßigte seine Aufregung. Das Verhör mit ihm begann sogleich. Alle Fragen, welche ich ihm vorlegte, beantwortete er so richtig und vernünftig, daß seine Zurechnungsfähigkeit von uns wenigstens nicht bezweifelt wurde. Wir stellten ihm ein dieser Ansicht entsprechendes Zeugniß aus und der Assessor ordnete sogleich, als dazu berechtigter Kommissarius des Obergerichts, die Freilassung des Gefangenen an, die auch ohne Widerrede erfolgte. Mit Thränen in den Augen dankte uns der Müller; dann entfernte er sich mit einem höflichen Gruße an alle Anwesende. Im Herausgehen wandte er sich noch einmal in der Thür nach den drei Herren mit den schalkhaften Worten:

„Hoffentlich werden Sie meine dummen Reden verzeihen,

die ich vorhin gesprochen habe; denn da war ich ja noch wahnsinnig. Also nichts für ungut, meine Herren. Jetzt bin ich ganz vernünftig und deshalb darf ich wohl auch sagen, daß Sie insgesammt solche Ehrenmänner sind, wie man sie nicht alle Tage sieht.“

VI.

Die Tischlerfamilie.

In der ersten Zeit meiner ärztlichen Praxis wurde ich in die Wohnung eines benachbarten Tischlermeisters gerufen. Ich fand daselbst einen jungen Mann von ungefähr fünf und zwanzig Jahren mit bleichem und entstelltem Angesicht. Um seinen Mund und am Kinn bemerkte ich einige verdächtige Flecken; er konnte nicht sprechen, da seine Zunge furchtbar angeschwollen war. Die Symptome deuteten nur zu klar auf eine Vergiftung mit Schwefelsäure hin. Eine halbgeleerte Tasse, welche neben seinem Bett auf einem Stuhle stand und eine Mischung von Kaffee und Schwefelsäure enthielt, bestätigten meine Diagnose. Der Unglückliche hatte die langsamste und schmerzlichste Todesart gewählt, welche in den untersten Volksklassen vielleicht wegen der Billigkeit und Leichtigkeit, womit man sich das Gift in jedem Kaufladen anschaffen kann, einen besonders traurigen Vorzug genießt.

Hier galt es augenblicklich Hülfe zu schaffen und das Gift zu beseitigen. Man wendet zu diesem Zwecke die Magenpumpe, Kalkwasser, Magnesia und ähnliche Alkalien an, welche mit der genossenen Schwefelsäure unschädliche Salze bilden. Hauptsächlich kommt es darauf an, daß der Arzt so schnell als möglich herbei-

gerufen wird. Je weniger Zeit verloren geht, desto eher ist die Rettung möglich. In diesem Falle waren nur einige Minuten verflossen und ich schöpfte daher noch Hoffnung. Ein günstiger Umstand schwächte ohnehin die Wirkung des Giftes. Die Mischung mit dem Kaffee hatte dasselbe verdünnt und viel von seiner zerstörenden Kraft benommen. Dennoch schien mir die Gefahr noch groß genug und das Leben des Patienten keineswegs gesichert.

Erst nachdem der Kranke die schnell herbeigeschaffte Medizin unter meinen Augen und während meiner Anwesenheit eingenommen hatte, hielt ich es für meine Pflicht, mich nach der Ursache eines solch furchtbaren Entschlusses zu erkundigen. Seine Umgebung konnte mir darüber keine Auskunft ertheilen. Der Tischler, den ich zunächst bei Seite nahm und befragte, gab ihm das Zegniß eines fleißigen, arbeitsamen und soliden Gesellen, der sich sogar bereits ein kleines Kapital erspart habe. Schulden oder gar Noth konnten also unmöglich der Grund dieses Selbstmordversuches gewesen sein. Eben so wenig gelang es mir, irgend eine andere Erklärung auszufinden. Während ich noch mit dem Meister darüber leise sprach, erschien die Tochter desselben, ein schönes, etwas kokett aussehendes Mädchen. Sie brachte einen kühlenden Trank, den ich für meinen Patienten angeordnet hatte. In demselben Moment, als sich das Mädchen seinem Bette näherte, stieß der bis dahin fast bewußtlose Kranke einen tiefen Seufzer aus. Unwillkürlich drehte ich mich nach ihm um, und es glückte mir noch, einen seiner Blicke zu erhaschen, welche er auf die Tochter seines Meisters richtete.

Dieser Blick verrieth mir mehr als ein langes und ausführliches Geständniß. Ich wußte jetzt genug. Zugleich beobachtete ich das Mädchen, welches abwechselnd roth und bleich wurde. Sie reichte dem Kranken mit zitternder Hand das Glas und entfernte sich dann wieder. Beim Herausgehen glaubte ich wirklich eine Thräne in ihrem schelmischen, braunen Auge zu bemerken. Ganz unempfindlich und herzlos schien mir die schöne Tischlertochter nicht zu sein. Vorläufig behielt ich meine Ent-

deckung jedoch für mich und sagte dem Vater nichts davon, der den Eindruck eines wackeren und vernünftigen Mannes auf mich machte.

Ich dachte auf dem Heimweg über den Fall noch weiter nach. Gerade in den unteren Ständen kommt der Selbstmord aus Liebe weit häufiger als in den höheren Klassen vor. Dort finden wir noch eine Frische der Empfindung, eine Gluth der Leidenschaft, welche hier längst geschwunden und verblaßt ist. Die Bildung und das Vorwiegen der Verstandesrichtung in unserer Zeit lassen es zu so gewaltsamen Ausbrüchen und Entschlüssen nicht mehr kommen. Ein Werther ist jetzt unmöglich und würde sich nur lächerlich machen. Man tröstet sich heut zu Tage weit eher über den Verlust einer Geliebten als über den seines Vermögens. Ich habe auch in der höheren Gesellschaft manchen Selbstmord erlebt, aber die Veranlassung lag fast immer in zerrütteten Geldverhältnissen, selten nur in der Liebe oder Eifersucht. Wer die Romantik der Leidenschaft noch sucht, der muß tiefer hinabsteigen. Unsere Werther's sind keine Legationssekretaire oder poetische Assessoren, sondern Arbeiter, Handwerker, Tischler, Schuster und selbst Schneider.

Hier hatte ich ein solches Exemplar und es war mir interessant genug, um es genauer zu beobachten. Noch an demselben Tage besuchte ich den Gesellen zum zweiten Mal. Ich setzte Alles daran, um ihn zu retten. Es hatten sich zu den schon bestehenden Krankheitserscheinungen noch heftige Schmerzen im Unterleibe gesellt, die ein entzündliches Leiden vermuthen ließen. Eine Anzahl Blutegel, die ich ihm verordnete, thaten ihm gut. Nichts desto weniger hatte ich nur geringe Hoffnung, ihn wieder herzustellen. Ja, wenn ich die möglichen Folgen seiner That bedachte, wünschte ich ihm einen schnellen, sanften Tod. In den meisten Fällen gehen nämlich die durch Schwefelsäure Vergifteten auf die elendeste Weise zu Grunde, selbst wenn es gelingt, sie für den Augenblick zu retten. Die Verbrennung des Schlundes, welche das ätzende Gift verursacht, bringt eine allmälige Ver-

engerung und Schließung der Speiseröhren hervor, so daß auch nicht der kleinste Bissen in den Magen gelangen kann. Die Unglücklichen sterben wörtlich den Hungertod. Ein solches Schicksal befürchtete ich für meinen armen Patienten.

Glücklicherweise täuschte ich mich, und es gelang mir sogar, den jungen Mann ohne jede üble Folge für seine Gesundheit in ziemlich kurzer Frist herzustellen. Nach und nach gewann ich auch sein Vertrauen in dem Maße, daß er mir den Grund dieses Selbstmordversuches offen eingestand. Meine Muthmaßung erwies sich als richtig. Der Geselle liebte die Tochter seines Meisters. Der kleinen Kokette aber schien es ein Vergnügen zu verursachen, ihn auf jede mögliche Weise zu quälen. Nach einer heftigen Eifersuchtsscene griff er verzweiflungsvoll zu dem Gift und beschloß seinem Leben ein Ende zu machen, da ihm ohnehin wenig Hoffnung blieb, die Einwilligung des Vaters zu einer Verbindung mit der Tochter zu erhalten. Alle diese Umstände erfuhr ich aus seinem Munde, und da der junge Mann mich wirklich interessirte, beschloß ich auch, so weit dies in meiner Macht lag, ihm zur Erlangung seiner Wünsche behülflich zu sein, nachdem ich ihm wegen seiner unbesonnenen That tüchtig den Text gelesen hatte.

Ich fand weit weniger Widerstand, als ich erwartet hatte. Der Tischler war ein vernünftiger Mann und sah bei der Wahl seines Schwiegersohnes mehr auf Tüchtigkeit und Solidität, als auf Vermögen. In dieser Beziehung aber hatte er dem Gesellen nichts vorzuwerfen. Er versprach mir auch nach einigem Bedenken, ihm die Hand seiner Tochter zu bewilligen, vorausgesetzt, daß diese nichts dagegen einzuwenden habe. Diese tröstliche Nachricht brachte ich dem Wiedergenesenen, und die Freude und Dankbarkeit desselben war ganz unbeschreiblich. Ich hatte mich nur zu wehren, daß er mir nicht die Hände küßte. Dabei standen seine Augen in Thränen.

„Sie sind mein Lebensretter, mein Wohlthäter,“ sagte er tief bewegt. „Mein Lebtag bin ich Ihnen zu Dank verpflichtet.

Nie werde ich Ihnen vergelten können, was Sie an mir gethan."

„Lassen Sie es nur gut sein," versetzte ich selbst gerührt. „Die Einwilligung des Vaters haben Sie und bei dem Mädchen müssen Sie Ihre Sache selbst vertreten. In Liebesangelegenheiten mische ich mich nicht gern hinein, da kann kein Doktor helfen Vor allen Dingen möchte ich Ihnen den Rath geben, nichts zu übereilen. Ihre Leidenschaft hätte Ihnen schon einmal das Leben kosten können, hüten Sie sich, daß Sie nicht dieselbe mit Ihrem Lebensglück bezahlen."

Ich hätte noch gern einige Worte über den Charakter des Mädchens hinzugefügt, der mir keineswegs eine große Sicherheit zu bieten schien, aber ich schwieg lieber, da es mir an Beweisen fehlte und ich überhaupt bedachte, daß man eben so gut einem Wahnsinnigen Vernunft als einem Verliebten Vorsicht predigen kann.

Schon nach einigen Tagen lud mich der junge Mann zu seiner Verlobung mit freudestrahlendem Gesichte ein. Der Widerstand der Schönen war geschwunden. Der Selbstmordversuch hatte sie von der Liebe ihres Anbeters vollkommen überzeugt und alle ihre Bedenklichkeiten beseitigt. Ihrer Eitelkeit war Genüge gethan, denn nur wenig Bräute konnten sich eines so schlagenden Beweises von der Neigung ihres Liebhabers rühmen. Ich gönnte den jungen Leuten von ganzem Herzen ihr gegenseitiges Glück und freute mich, daß ich das Meinige dazu beigetragen hatte. Auf die Verlobung folgte in kurzer Zeit die Hochzeit, bei der ich ebenfalls nicht fehlen durfte. Es ging dabei recht froh und heiter her, und der überselige Bräutigam brachte unter Anderm auch einen herzlichen Toast auf meine Gesundheit aus, in den alle Anwesenden laut einstimmten. Nächst dem Bräutigam war ich der Held des Tages und ich muß gestehen, daß ich einige recht angenehme Stunden in dieser Gesellschaft zubrachte, welche meist aus tüchtigen Handwerkern bestand.

Nach der Hochzeit fing das junge Ehepaar seine eigene

Wirthschaft an. Der Geselle wurde selbst Meister und erwarb sich mit der Zeit eine nicht unbedeutende Kundschaft. Nebenbei arbeitete er für eine größere Möbelhandlung, und da er das Seinige zusammenhielt, gelang es ihm auch, einige kleine Ersparnisse zu machen. Von Zeit zu Zeit sprach ich bei ihm vor und behandelte ihn und seine Frau in mehreren leichten Krankheitsfällen. Noch war kein Jahr vergangen, und ich wurde zur Entbindung der jungen Meisterin gerufen, welche leicht und ohne Schmerzen einen tüchtigen Knaben zur Welt brachte. Auf den Knaben folgte ein Mädchen und so abwechselnd und umgekehrt, bis mein alter Patient eine zahlreiche Familie aufzuweisen hatte. Mit derselben stiegen natürlich seine Bedürfnisse und Ausgaben. An Ersparnisse konnte er nicht mehr denken, selbst die alten wurden angegriffen. Seine Einkünfte reichten kaum hin, die steigenden Bedürfnisse der Familie zu befriedigen. Er arbeitete indeß unverdrossen und mit doppelten Kräften. Es wäre auch ganz gut gegangen, wenn nur die Frau eine bessere Wirthin gewesen wäre. Das war aber leider nicht der Fall.

Schon im elterlichen Hause putzte sie sich gern. Von allen Meublen war ihr der Spiegel das Liebste und sie stand viel länger vor ihm, ihr eigenes Bild bewundernd, als in der Küche und am Heerd, um eine gute Suppe anzurichten. Nichts in der Welt machte ihr größere Freude als ein neues Kleid, und wenn sie damit am Arme ihres Mannes in der Kirche, oder Sonntags auf der Promenade sich zeigen und recht brüsten konnte, dann fühlte sie sich glücklich wie eine Königin. Ein und selbst zwei Mal in der Woche mußte sie der Mann auch ins Theater führen, und an Sonn- und Feiertagen gab es immer eine Landpartie, bei der sie nicht fehlen durfte. Im Anfang der Ehe that der verliebte Meister Alles, was er seinem schönen Weibchen an den Augen absehen konnte. Er war eben verschossen in sie und deshalb konnte er ihr keinen Wunsch versagen. Später, als die erste Hitze sich abgekühlt hatte, zog er zwar andere Saiten auf, aber diese störten nur die Harmonie. Es

gab da manchen harten Strauß, bei dem der Ehemann wie gewöhnlich den Kürzeren zog und schließlich um des häuslichen Friedens Willen nachgab.

Als Arzt hatte ich häufig Gelegenheit, diese allmäligen Veränderungen zu bemerken. Wer Augen zum Sehen und Ohren zum Hören hat, weiß gleich, ob eine Familie glücklich lebt oder nicht. Man braucht nicht erst zu fragen, um die Wahrheit zu erfahren. Ein Blick, ein Wort sagt oft mehr, als eine lange Geschichte. Selbst die leblosen Dinge werden zum Verräther. Der unsaubere Fußboden, Tische mit Staub bedeckt, Stühle, auf denen die Garderobe des gestrigen Tages unordentlich umher liegt, klatschen alle Geheimnisse des Hauses aus. So oft ich jetzt den Meister besuchte, fand ich ihn mürrisch und verdrießlich. Früher leuchteten seine Augen von frischer Lebenslust, jetzt waren sie düster und in ihren Höhlen verborgen. Eine breite Kummerfalte stand auf seiner Stirn und die blühende Farbe seiner vollen Wangen war längst geschwunden. Er kränkelte weit mehr als vorher, da er sich oft überarbeitete, um den dringenden Bedürfnissen seiner zahlreichen Familie zu genügen.

Meinen Blicken konnte es nicht entgehen, daß es mit ihm nicht zum Besten stand. Der Verfall seiner Verhältnisse trat immer deutlicher hervor. Statt mehrerer Gesellen, die er früher beschäftigte, hielt er nur noch einen kleinen Lehrjungen. Bald mußte er auch diesen entlassen und er selbst arbeitete für andere Meister und für Möbelhändler, die ihn schlecht bezahlten und ihn auf jede mögliche Weise drückten. Endlich hörten selbst diese Hülfsquellen auf, da durch die schlechten Zeiten eine Stockung eingetreten war. Es ging ihm wie so vielen Handwerkern, die ohne Vermögen einen Hausstand beginnen, eine Frau nehmen und zahlreiche Kinder in die Welt setzen. Im Anfange sind sie wohl noch im Stande, sich zu erhalten und für eigene Rechnung zu arbeiten. Später gerathen sie in die Hände von Kapitalisten und sinken vom Meister wieder zum Gesellen herab. Tritt dann irgend eine Handels-

stockung, oder eine unglückliche Konjunktur ein, so werden sie dem Elend Preis gegeben und vermehren das anwachsende Proletariat. Ihre letzte Zuflucht ist das Leih- und Armenhaus. Meist ergeben sich die Unglücklichen dann dem Trunk, um ihren Kummer zu betäuben, und enden in der Charité. Ihre Familie fällt der Stadt zur Last. Die Söhne bevölkern zuweilen die Gefängnisse und die Töchter werfen sich der Prostitution in die Arme.

Zum Glück besaß mein alter Freund ein moralische Kraft, welche ihn selbst in dieser traurigen Lage nicht verließ. Er suchte und fand außerhalb seiner Werkstätte so viel Beschäftigung, daß er sich und die Seinigen wenn auch nur kümmerlich ernähren konnte. Mehrere Monate arbeitete er an der Einrichtung einer amerikanischen Mühle unter der Anleitung eines tüchtigen Technikers. Er erwarb sich bei dieser Gelegenheit einige Kenntnisse vom Maschinenwesen und bildete sich allmälig zu einem tüchtigen Modell-Tischler aus, obgleich er früher diesen Theil seines Handwerks nicht geübt hatte.

Seine Frau ertrug diese Umwandlung ihrer Verhältnisse weit schwerer als der Mann. Sie mußte sich jetzt einschränken. Die seidenen Kleider und Tücher waren längst in's Leihhaus gewandert und das dafür erhaltene Geld reichte nur auf kurze Zeit. An Landpartieen und Theater durfte sie nicht mehr denken und sie ging lieber gar nicht aus, als in dem dünnen Kattunkleidchen, das sie jetzt an Sonn- und Wochentagen trug. Selbst zu ihren Eltern kam sie nur höchst selten, da der Vater ihr nicht helfen konnte und ihr den größten Theil der Schuld mit Recht beimaß. Wenn sie sich über ihren Mann bei ihm beklagte, erhielt sie stets Unrecht und das ist das Schlimmste, was einer Frau widerfahren kann. Dafür saß sie den ganzen Tag zu Hause und weinte und jammerte. Kam der Mann Abends von der Arbeit ermüdet zu ihr zurück, dann brummte und keifte sie ihm die Ohren voll, bis auch ihm die Geduld riß und er ihr eine harte Antwort gab.

Zu dem häuslichen Elend gesellte sich hier noch Unfriede und Zwist, wie dies gewöhnlich zu geschehen pflegt. Leider erscheint die Armuth immer in Begleitung solcher Gäste, die sich am liebsten am ungedeckten Tisch niederlassen und wie alles Ungeziefer gern in einem verfallenen Hauswesen ihre Wohnung aufschlagen. Es fehlte dem armen Tischler nicht an Vorwürfen und das Gezänke seiner Fräu weckte ihn am Morgen und ließ ihn am Abend nicht einschlafen. Am schlimmsten trieb sie ihr Wesen an Sonn- und Feiertagen, wo alle Welt sich vergnügte und sie zu Hause bleiben mußte, oder höchstens aus der Ferne die lockenden Klänge der Konzertmusik in den überfüllten Gärten hörte, weil sie das Entrée nicht bezahlen konnte.

Die Zeit um Weihnachten, Ostern und Pfingsten war die wirkliche Marterwoche für den armen Ehemann.

Kurz vor einem solchen Feste wurde ich wieder einmal zu dem Tischler gerufen. Ich hatte ihn schon lange Zeit nicht gesehen. Wahrscheinlich fürchtete er sich, mich zu bemühen, weil er mir das Honorar für einige Jahre noch schuldig war. Ich hatte ihm keine Rechnung zugeschickt, da ich seine traurigen Verhältnisse kannte, aber sein Zartgefühl mahnte ihn wahrscheinlich stärker, als der dringendste Gläubiger. Er verzichtete lieber auf meine Hülfe und entbehrte so jeder ärztlichen Pflege für sich und seine Familie lediglich aus falscher Schaam. Es mußte schon eine bedeutende Veranlassung sein, die ihn dazu trieb, wieder meine Hülfe in Anspruch zu nehmen. Ich eilte deshalb, so schnell ich abkommen konnte, nach seiner jetzigen Wohnung.

Um zu seinem Zimmer zu gelangen, mußte ich erst durch die Werkstätte gehen. Dieselbe verkündigte mir mehr als Alles die traurige Lage, in welcher sich der Meister befand. Ein Paar Brettchen bildeten den ganzen Holzvorrath, die wenigen Handwerkzeuge lagen bestaubt und ungebraucht auf dem hohen Gestell. In dem Hobel hatte sogar eine Spinne ihr Netz aufgeschlagen und ihr dichtes Gewebe sprach deutlich genug, wie sehr es jetzt an Arbeit und Verdienst dem fleißigen Manne

fehlte. Die leere Werkstätte war der Tummelplatz der Kinder geworden und ich fand ein zahlreiches Häufchen, welches Tischler spielte und das Hobeln, Sägen und Hämmern nur zum Spaß trieb und unbewußt auf das Traurigste parodirte. Die kleine Schaar wies mich nach der Stube, wo der Vater lag.

Ich fand ihn seinem Bette gerade wie damals, als ich ihn zum ersten Mal gesehen. Er sah wieder bleich und entstellt aus, außerdem aber weit älter, als er wirklich war. An seinem Lager saß die Frau. Auch sie hatte sich sehr verändert. Das Bischen Schönheit war zum großen Theil dahin und ihre Reize fast verblüht. Bei meinem Eintritt stand sie auf und erzählte mir das Unglück, welches sich mit ihrem Manne zugetragen. In dem Augeublick, wo die amerikanische Mühle in Gang gesetzt wurde, war er mit seiner rechten Hand in die Turbine gerathen. Das Rad hat ihm drei Finger ausgerenkt und wahrscheinlich auch gebrochen.

„Nun sind wir ganz verloren," sagte sie zum Schlusse ihres Berichts. „Wenn mein Mann zum Krüppel wird, so muß ich mit meinen armen Kindern betteln gehen."

Sie schluchzte so laut und geberdete sich überhaupt so heftig, daß ich sie ersuchen mußte, das Zimmer zu verlassen, um mich bei meiner Untersuchung nicht zu stören. Während dieser schmerzhaften Operation behauptete der Tischlen eine anerkennungswerthe Ruhe und Geduld. Nicht einmal ein Seufzer, geschweige ein Schrei entschüpfte seinen Lippen. Ich mußte leider die Befürchtungen der Frau bestätigen. Zwei Finger waren gebrochen und das oberste Glied des Zeigefingers dermaßen zerquetscht, daß ich es mit einem Schnitt aus dem Gelenke zu lösen beschloß. Als ich ihm meine Absicht mittheilte und ihm dabei nicht verschwieg, daß er wohl kaum noch einmal seine rechte Hand würde gebrauchen und den Hobel wieder führen können, betrachtete er das kranke Glied mit einer unaussprechlichen Rührung. Sein Auge füllte sich mit Thränen, von welchen die verwundete Hand reichlich benetzt wurde.

„Ich habe das Schicksal verdient und noch weit Schlimmeres. Es war sündhaft von mir, daß ich mir das Leben nehmen wollte. Meine Strafe ist nur gerecht. Hätten Sie mich doch lieber damals sterben lassen. Wenn Sie künftig einen jungen Mann finden, der sich aus Liebe zu tödten beabsichtigt, so retten Sie ihn um Gottes Willen nicht. Er wird es Ihnen eben so wenig einmal danken, als wie ich in diesem Augenblicke."

Ich suchte ihn zu beruhigen und tröstete ihn, so gut dies unter solchen Umständen anging.

„Wenn ich nicht die Kinder hätte, wäre ich längst schon in's Wasser gesprungen und diesmal hätten Sie mich gewiß nicht wieder lebendig gemacht. So muß ich freilich aushalten, bis der Tod von selber kommt und mich erlöst. Ach! wenn mir das Einer gesagt hätte, als ich meine Frau nahm; ich hätte ihn in's Gesicht geschlagen und ihn einen Lügner geheißen. Kein Mensch kann es wissen, wie sehr ich sie geliebt habe. Mein Herzblut hätt' ich für sie gegeben, wenn sie es von mir gefordert hätte, und doch ist sie allein an meinem ganzen Unglück Schuld. Doch nein! sie kann ja nichts für ihre eigene Natur, sie ist durch mich am Ende noch unglücklicher geworden, als ich selbst. Jetzt wäre sie vielleicht mit einem reicheren Mann verheirathet und brauchte nicht mit mir am Hungertuche zu nagen. Die Liebe, die verwünschte Liebe hat uns Beide ruinirt. Bester Herr Doktor! Lassen Sie ruhig jeden Verliebten sterben. Sie thun ihm wirklich keinen Gefallen, wenn Sie einen solchen Narren am Leben erhalten. Glauben Sie es mir, denn ich habe diese Erfahrung an mir selber gemacht."

So klagte und jammerte der ehrliche Mann noch lange Zeit und sein Schicksal ging mir nahe und rührte mich tief. Ich mußte dabei die Schonung bewundern, mit der er von der gewiß nicht ganz schuldlosen Frau sprach. Er klagte sich selbst weit mehr als sie an und sah in seinem Mißgeschick nur die gerechte Strafe des Himmels für sein sündhaftes Thun.

Plötzlich that sich die Thür auf und die Frau trat wieder herein. Sie näherte sich mit unverkennbarer Erschütterung dem Leidenden und ergriff seine gesunde Hand mit einer gewissen Feierlichkeit.

„Ich habe Alles draußen an der Thür gehört," sagte sie in sanftem Ton. „Nein, ich verdiene nicht so viel Güte und Nachsicht, wie Du mir bisher gezeigt. Wenn Einer hier schuldig ist, so bin ich es ganz allein, aber Du sollst nicht länger über mich zu klagen haben. Ich will für Dich arbeiten, wie Du es bisher für mich gethan. Verzweifle nicht, Gott wird uns helfen. Vor allen Dingen aber verzeihe mir, daß ich Dich so oft nnd schwer gekränkt. Von nun an sollst Du keinen Grund mehr haben, Dich über mich zu beklagen und Deine Liebe zu verwünschen. Es wird gewiß noch eine Zeit kommen, wo Du sie segnen wirst."

Wir waren Beide erstaunt, der Tischler am meisten. Er hatte sich auf neue Vorwürfe gefaßt gemacht und fand seine Frau so mild, sanft und nachgiebig wie nie zuvor. Sie hielt auch Wort. Seit diesem Tage ging mit ihr eine vollständige Umwandlung vor. Sie pflegte den kranken Mann auf das Zärtlichste. Dabei fand sie noch immer Zeit, sich um das ganze Hauswesen zu kümmern und einige Handarbeiten zu fertigen, von deren Erlös sie die Kosten der Wirthschaft bestritt. Eine Unterstützung von Seiten des Bauunternehmers wurde auf meine Veranlassung ebenfalls dem Verunglückten zu Theil. Mit diesem Gelde legte sie einen kleinen Handel an, der einen ziemlich guten Fortgang hatte. Mit einem Male entwickelte die Tischlerin eine Menge trefflicher Eigenschaften, welche in ihr bisher geschlummert hatten. Die Noth verwandelte die Verschwenderin in eine sparsame Wirthin, die Müßiggängerin in eine tüchtige Hausfrau. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war sie unermüdet beschäftigt. Bald saß sie mit einer Handarbeit am Bette ihres Mannes, bald bediente sie die Kunden in dem kleinen Laden. Ihr größtes Vergnügen war es

jetzt, ihren geringen Gelderlös zu zählen, und sie sehnte sich weder nach dem Theater, noch nach einer Landparthie.

Auch das Unglück des Tischlers erwies sich keineswegs so groß, als es zuerst den Anschein hatte. Die gebrochenen Finger heilten ohne Verkrümmung und Verkürzung, nur sein Zeigefinger blieb verstümmelt, aber er konnte doch die Hand bewegen und nach einigen Wochen machte er sogar einen Versuch, den Hobel mit derselben zu regieren. Das war ein rechter Freudentag für ihn und mich, als er mich mit dieser Nachricht überraschte. Auch die Steifigkeit in dem vorletzten Gliede verlor sich nach und nach. Er suchte und fand bald wieder Beschäftigung als Modell-Tischler. In dieser neuen Eigenschaft arbeitete er mit angestrengtem Fleiß und bald zählte er zu den tüchtigsten Männern in diesem Fache. Sein Erwerb war seiner unermüdlichen Thätigkeit und seinen Kenntnissen angemessen. Mit der Zeit kehrte der frühere Wohlstand auch zurück. Die Frau hielt das Erworbene zusammen und vermehrte die Einkünfte der Familie durch ihre eigene Industrie. Der kleine Kramladen, den sie zur Zeit der Noth errichtet hatte, warf ebenfalls einen ganz artigen Nutzen ab. Trotzdem ließ sie sich nicht zu den früheren Ausgaben wieder verleiten. Sie kleidete sich und ihre Kinder einfach und ihrem Stande angemessen. Mit dem Glücke und dem Vermögen kehrte auch die häusliche Zufriedenheit zurück.

Bei meinen ferneren Besuchen fand ich Alles zum Vortheile geändert. In der Werkstätte arbeitete der Meister mit seinen Gesellen, in dem Kramladen und der Küche schaltete die fleißige Frau. Auch an Vergnügen fehlte es Beiden nicht. Sie genossen es im eigenen Hause, im Kreise ihrer gesunden und wohlerzogenen Kinder.

Nach Neujahr verlangte der dankbare Tischler seine Rechnung und bezahlte dieselbe Heller bei Pfennig. Da ihm dieselbe zu gering schien, so beschenkte er mich noch mit einer Toi-

lette, die er in seinen Mußestunden für mich sehr künstlich angefertigt hatte.

Bei dieser Gelegenheit sagte er: „Es war doch gut, daß Sie mir das Leben gerettet haben, und wenn Ihnen wieder ein Verliebter in die Hände fällt, so lassen Sie ihn nicht sterben. Meine Frau hatte damals Recht. Jetzt ist die Stunde gekommen, wo ich meine Liebe segne. Sie hat hundertfach das Leid vergolten, was sie mir im Anfange unserer Ehe zugefügt. —

VII.

Der Hypochonder.

Kaum dürfte es einen für den Arzt und die Umgebung beschwerlicheren und lästigeren Kranken geben, als einen Hypochonder. Ein ausgezeichnetes Exemplar dieser Klasse hatte sich an mich gewendet. Der Mann besaß ein blühendes Geschäft, ein reichliches Einkommen, war glücklich verheirathet und Vater von mehreren wohlerzogenen und liebenswürdigen Kindern. Es fehlte ihm nichts zu seinem vollständigen Glücke, als die Kunst und Kraft, es zu genießen. Statt dessen quälte er sich und Andere mit einem Heere von Einbildungen und den schwärzesten Phantasieen. Es gab keine Krankheit, an der er nicht zu leiden glaubte. Bald klagte er über seinen Unterleib, dann wieder über seinen Kopf. Eine Zeit lang hielt er sich in allem Ernst für einen Kandidaten der Lungenschwindsucht, obgleich sein Brustkasten so breit und stark wie der eines Herkules war. Nur mit Mühe gelang es mir, ihn von dieser Befürchtung zu befreien. Gleich darauf wendete er seine Aufmerksamkeit auf

die andern Organe seines Körpers. Sobald er von der großen Rolle hörte, welche in neuester Zeit die Herzkrankheiten in der Medizin spielen, machte er sogleich diese Mode mit. Mehreremal mußte ich auf seinen Wunsch genauer mit dem Hörrohr untersuchen. Ich fand ihn oft, wie er selber seinen Puls befühlte und ängstlich die Schläge desselben zählte. Als ich ihm entschieden erklärte, daß er nicht herzkrank sei und ihm seine Selbstquälerei ernstlich verwies, gab er mir den Abschied und wandte sich an andere Aerzte, bis auch diese ihn nicht mehr anhörten und er ihrer, so wie sie seiner überdrüssig wurden.

So wanderte er von einem Doktor zu dem andern. Er versuchte es mit Allen. Es gab keinen Allopathen, Homöopathen und Hydropathen, die er nicht zu Rathe zog. Stets war der letzte Arzt, der ihn eben behandelte, ein Gott in seinen Augen und alle übrigen gemeine Ignoranten und Betrüger. Das dauerte jedoch nicht lange und aus dem Gotte wurde bald wieder ein gewöhnlicher Charlatan. Einen Sommer über hatte er sich der Hydropathie in die Arme geworfen; er lebte wie ein Fisch nur im Wasser. Damals sah ich ihn, da ich seine Familie nach wie vor behandelte. Ich fand ihn im Sitzbade. Sein Zimmer glich einem See, die Dielen waren über und über feucht und ein Wasserstrom rauschte mir bis an die Thür entgegen. Sein Hauswirth hatte ihm die Wohnung gekündigt, weil die Nässe ihm die Zimmer ruinirte und sich die übrigen Miether ebenfalls darüber beschwerten. Kein Dienstmädchen hielt es länger als vierzehn Tage bei ihm aus und kündigte den Dienst wegen allzuschwerer Arbeit. Alle diese Hindernisse schreckten ihn nicht zurück, sondern bestärkten ihn nur in seinem Wahn.

Als er mich erblickte, sprang er mit einem Satze aus dem Bade. Ein langes weißes Leinentuch flatterte um seine große Gestalt vom Scheitel bis zur Zehe nieder. In diesem nicht ganz salonfähigen Kostüm empfing er mich.

„Herrlich, prächtig!“ rief er mir mit triumphirenden Blicken

entgegen. Jetzt können Sie sich selber überzeugen, wie es mir geht. Seit ich die Wasserkur gebrauche, bin ich von allen meinen Leiden befreit. Doktor! Folgen Sie meinem Rath, werfen Sie Ihren Medizinkasten zum Fenster hinaus und werden Sie Hydropath. Wasser, Wasser, das thut's. Seit ich diesen wahren Quell des Heils gefunden, bin ich erst wieder ein ganz gesunder Mensch. Mein Herzleiden ist wie fortgeblasen und diese Frische und Kraft, die ich erlangt habe! Sehen Sie einmal meine Muskeln an, fest, wie Eisen."

Dabei nahm er in dem bereits bezeichneten Kostüm eine malerische Stellung an, ungefähr wie der Borghesische Fechter und ließ die Muskeln seines Armes anschwellen.

„Und meine Lungen," fügte er mit Stolz hinzu, „hören Sie diesen Brustton.

Zur Bekräftigung seiner Worte schlug er mit geballter Faust gegen die oberen Rippen, so daß der Brustkasten krachte. Ich gratulirte ihn von ganzem Herzen zu diesem ausgezeichneten Erfolg der Hydropathie und wollte mich ihm empfehlen. So bald kam ich indeß nicht los. Er war zum Fanatiker der neuen Methode geworden und wollte mich durchaus zu derselben bekehren.

„Erkälten Sie sich nur nicht, ermahnte ich ihn, indem ich einen besorgten Blick auf seine luftige Bekleidung warf.

„Ich mich erkälten?" rief er achselzuckend und hohnlachend aus. „Wo denken Sie hin? Seit ich die Wasserkur gebrauche, weiß ich von all Euren Erkältungen nichts mehr. Ich kann mich Stunden lang in den Zug stellen, ohne nur den leichtesten Schnupfen zu bekommen. Mein Körper ist vollkommen abgehärtet. Bei dreißig Grad Kälte würde ich noch nicht frieren. Und das Alles verdanke ich dem Wasser. Doktor! Sie müssen Hydropath werden. Sie werden sehen, daß Ihnen kein Patient mehr sterben wird."

Ich hatte an diesem Pröbchen genug und entfernte mich. Vierzehn Tage später wurde ich zu meinem Patienten wieder ge-

rufen. Er hatte sich bei seinen Sitzbädern eine starke Erkältung zugezogen und litt gegenwärtig an einem heftigen rheumatischen Fieber. Wie die meisten Hypochonder wurde er von demselben Augenblick an wieder vernünftig, wo ein wirkliches Leiden seine eingebildeten verdrängte. Geduldig fügte er sich meinen Anordnungen; er nahm die ihm verschriebene Medizin mit der größten Pünktlichkeit und sein altes Vertrauen zu den Aerzten im Allgemeinen und besonders zu mir schien zurückgekehrt. Auf meinen Rath gab er die Wasserkur wieder auf; die Badeschränke, Wannen u. s. w. wurden in Ruhestand gesetzt und die Wasserbibliothek, die er sich angeschafft, war bald vergessen und mit Staub bedeckt.

Das dauerte indeß nur kurze Zeit. Nachdem das rheumatische Fieber beseitigt war, kehrten seine alten Phantasieen, welche so lange geschwiegen, mit erneuter Kraft zurück. Diesmal wurde der Magen zum Gegenstande seiner Einbildung. Anfänglich klagte er über schlechte Verdauung, obgleich er mit wahrem Wolfsappetite aß, später kam er zu der Ueberzeugung, daß er ein krebsartiges Geschwür in seinen Eingeweiden schon seit längerer Zeit beherberge. Da ich ihn bereits hinlänglich kannte, so machte ich nicht einmal den Versuch mehr, ihn von seinen Gedanken abzubringen. Es wäre dies auch eine ganz vergebene Mühe gewesen, die ich mir deshalb lieber ersparte.

Als er bei mir weder die gewünschte Hülfe noch Theilnahme fand, wandte er sich an einen bekannten Homöopathen. Diesem gelang es auch, den Patienten, welchem nichts fehlte, mit Hülfe einiger Streukügelchen vollkommen wieder herzustellen. Der Fall machte ein ungewöhnliches Aufsehen und wurde von allen Anhängern der Homöopathie als ein wahres Wunder ausgeschrieen. In den Zeitungen erschien eine Danksagung, sämmtliche Organe der neuen Wissenschaft besprachen diesen außerordentlichen Erfolg und mein Patient wurde ein eben so eingefleischter Anhänger der Homöopathie, wie er früher Wasserfreund gewesen.

Sofort schaffte er sich eine homöopatische Hausapotheke und Gebrauchs-Anweisung an. Den ganzen Tag studirte er die Schriften Hahnemanns und seiner Nachfolger. Unter Anleitung seines damaligen Arztes begann er selber seine Familie und Dienstboten in leichteren Krankheitsfällen zu behandeln. Täglich machte er den Küchenzettel nach Angabe seines Lehrbuches. Die ganze Wirthschaft mußte sich nach homöopathischen Grundsätzen richten. Der Kaffee wurde gänzlich abgeschafft, alle gewürzten und sauren Speisen vom Tische verbannt. Keine Suppe war ihm dünn, kein Fleisch mager genug. Die ganze Familie litt buchstäblich Hunger und die erboste Köchin verließ den Dienst aus Mangel an Beschäftigung.

Auch diese Periode ging vorüber. Ich weiß nicht, aus welchem Grunde die Homöopathie bei ihm in Ungnade fiel. Kurz, er gab seiner Hausapotheke den Abschied und ließ an seinem Tische wieder die alten Gerichte und Speisen zu. So machte er alle verschiedenen medizinischen Systeme an sich und seiner Familie durch. Eine Zeit lang ließ er sich magnetisch, dann wieder mit Elektrizität behandeln. Wochen lang lebte er nur von Revalenta-Arabica und trank nichts Anderes als Apfelwein. Zuletzt fiel er in die Hände der unverschämtesten Quacksalber und Charlatane. Da er bei diesen noch weniger Hülfe, als bei seinen früheren Aerzten fand, so wurde er wo möglich noch hypochondrischer als zuvor. Er verfiel auf die wunderlichsten Einbildungen, mit denen er sich und seine Umgebung quälte. Eine Zeit lang glaubte er in allem Ernst, daß man ihm nach dem Leben trachte und ihn zu vergiften suche. Dieser Zustand gränzte bereits an den Wahnsinn, den nur eine feine Linie von der Hypochondrie trennt.

Sobald er einmal diese fixe Idee gefaßt hatte, aß und trank er nur mit der größten Vorsicht. Alle Gefäße und den Inhalt derselben untersuchte er zuvor genau, um bei Zeiten die Spuren dieses eingebildeten Giftes zu entdecken. Bald warf er den Verdacht auf die Köchin, bald sogar auf seine eigene Frau,

mit der er sonst im besten Einvernehmen lebte. Er beschuldigte sie, daß sie seiner überdrüssig sei und seinen Tod herbeiwünsche, um sich von Neuem zu vermählen. Um sich die Gewißheit seines Verdachtes zu verschaffen, spionirte er fortwährend all ihr Thun und Treiben. Mit der Schlauheit, welche solchen Patienten eigen ist, verbarg er ihr wie jedem Menschen sein entsetzliches Mißtrauen.

Damals wendete er sich wieder an mich. Er ließ mich rufen, um meine Meinung über seinen Gesundheitszustand zu vernehmen. Kaum erkannte ich den sonst kräftigen Mann jetzt wieder. Seine Gesichtsfarbe war ganz gelb geworden, seine Mienen drückten eine ängstliche Spannung aus. Der Blick verrieth eine unbegründete Furcht und seine Bewegungen erschienen mir unstät und hastig. Er richtete verschiedene Fragen an mich, deren Sinn und Zusammenhang mir damals unverständlich blieb und die ich mir erst später zu deuten wußte. Sie drehten sich insgesammt mehr oder minder um die Symptome der verschiedenen Vergiftungen, nach denen er sich genauer erkundigte.

„Ich glaube wirklich, daß man mir ein Gift heimlich beigebracht hat," sagte er mit gedämpfter Stimme, damit ihn seine Frau nicht hören konnte, welche sich in der Nebenstube befand.

„Wie kommen Sie auf diese Idee?" forschte ich verwundert.

„Mein Gott!" versetzte er. „Ich magere täglich mehr und mehr ab. Mein Appetit ist gänzlich verschwunden. Alle Speisen erregen mir Ekel und widerstehen mir. Mein Kopf ist wüst und ich fühle eine Schwäche in den Gliedern, die ich Ihnen nicht beschreiben kann."

„Alle diese Symptome lassen sich natürlich erklären, dazu bedarf es keines Giftes. Haben Sie irgend einen gerechtfertigten Verdacht, besitzen Sie unter Ihren Hausgenossen einen Feind?"

Er antwortete mir nicht, sondern seufzte nur aus tiefster Brust.

„Ach!" fügte er nach einer längeren Pause hinzu, „kein Mensch will mir glauben und doch weiß ich ganz bestimmt, daß ich vergiftet bin."

Ich begnügte mich, seine fixe Idee, wofür ich diese Meinung hielt, mit wissenschaftlichen Gründen zu bekämpfen. Er schien auch meinen Worten Gehör zu schenken und ließ bald den Gegenstand des Gespräches wieder fallen.

Ehe ich mich entfernte, bat er mich, seiner Frau ja nichts über diesen Verdacht mitzutheilen.

„Sie ängstigt sich sonst," sagte er anscheinend sehr zärtlich, „denn sie liebt mich unaussprechlich."

Unterdeß war sein Mißtrauen keineswegs geschwunden, es hatte eher zugenommen. Wie ich später erfuhr, schaffte er sich noch an demselben Tage das treffliche Lehrbuch Orfila's über die Natur und Wirkung der Gifte an. Seine ganze Zeit widmete er jetzt ausschließlich diesem Studium, um das Wesen seiner Krankheit zu ergründen. Je mehr er sich auf diese Weise beschäftigte, desto höher stieg sein Argwohn und seine Hypochondrie. Alle kupfernen Geschirre wurden sofort aus der Küche von ihm beseitigt, er genoß keine Speise, welche nicht seine Frau vor seinen eigenen Augen zuvor gekostet hatte. Stundenlang verweilte er am Heerde, um die Bereitung der Mahlzeit zu überwachen.

Von den Wänden einer erst vor Kurzem eingerichteten Stube ließ er die neuen Tapeten herabreißen, weil ihre grüne Farbe ihm verdächtig vorkam. Als seine Frau gegen diese Verschwendung sprach, warf er ihr einen vernichtenden Blick zu. Er zweifelte nicht, daß sie ihn auf diese Weise aus der Welt schaffen wolle. Kurz, seine Narrheit hatte bereits den höchsten Grad erreicht.

Eines Tages, als ich ihn wieder besuchte, kam er mir mit triumphirenden und doch wieder furchtsamen Blicken entgegen.

„Hat Sie meine Frau kommen sehen?“ fragte er ängstlich.

„Daß ich nicht wüßte.“

„Dann ist es gut,“ versetzte er, „ich habe Ihnen etwas Schreckliches mitzutheilen, aber Sie geben mir Ihr Ehrenwort, daß Sie mit keinem Menschen darüber sprechen wollen.“

Ich that, was er verlangte. Darauf schloß er sorgfältig die Thüre zu und zog mich in den äußersten Winkel des Zimmers.

„Wissen Sie auch, Doktor, daß meine Frau eine Giftmischerin ist?“ flüsterte er mir leise mit zitternder Stimme zu.

„Bedenken Sie, was Sie sprechen,“ versetzte ich, indem ich ernstlich an dem Verstande meines Patienten zu zweifeln anfing. „Ich kann unmöglich eine so gräßliche Beschuldigung gegen Ihre Frau, die Mutter Ihrer Kinder, glauben.“

„Sie sollen Alles erfahren,“ sagte er weit ruhiger als vorher. „Ich habe ebenso wie Sie gezweifelt. Seit Monaten trage ich diesen Verdacht still mit mir herum, den ich keinem Menschen anzuvertrauen wagte. Sie sind der Erste, mit dem ich darüber spreche. Urtheilen Sie, nachdem Sie mich gehört. Ich schwöre Ihnen bei Gott, daß ich nur die Wahrheit Ihnen berichten will. Wer könnte mehr wünschen, daß Alles eine Täuschung wäre, als ich selbst? Leider werden Sie mir beistimmen müssen. Ach! ich bin sehr unglücklich, ein bedauernswerther Mann.“

Diese Worte sprach mein Patient mit einer Ueberzeugung aus, die trotz meiner genauen Kenntniß seiner Hypochondrie mich stutzig machte. Sein ganzes Benehmen bei dieser Gelegenheit, die Art und Weise, wie er seinen tiefen Schmerz über diese traurige Entdeckung kund gab, hätten jeden Andern dazu vermocht, ihm Glauben zu schenken. Auch nicht das geringste Anzeichen deutete auf eine Trübung seiner Vernunft. Ich gestehe, daß ich allerdings an der Frau einen Augenblick irre wurde und mit der größten Spannung seine fernere Beschuldigung vernahm. Die Energie, mit welcher Wahnsinnige und

Hypochonder ihre fixen Ideen zu verfolgen pflegen, übte auch auf mich einen mächtigen Einfluß aus. Es giebt eine geistige Ansteckung, die sich nicht hinwegleugnen läßt, und der Irrenärzte und Irrenwärter weit öfter unterliegen, als man gewöhnlich glaubt. Nach einer Weile fuhr er in seiner Erzählung fort. Er trug dieselbe logisch und im Zusammenhange vor; auch fehlte es ihr keineswegs an einer gewissen Wahrscheinlichkeit.

„Sie wissen,“ sagte der Unglückliche, „daß ich bisher in der glücklichsten Ehe gelebt habe. Meine Frau gab mir selten oder nie einen Grund zur Klage. An kleinen, häuslichen Auftritten fehlt es jedoch nirgends, und ich muß leider eingestehen, daß die Schuld stets auf meiner Seite lag. Eine gewisse Reizbarkeit, die ich vergebens zu bekämpfen suchte, ließ mich öfters sie beleidigen. Lange Zeit ertrug sie meine Rücksichtslosigkeit mit anerkennungswerther Nachsicht; endlich schien aber das Maß voll und ihre Geduld erschöpft zu sein. Ich kenne den Charakter meiner Frau ganz genau. Bis zu einem Punkte nachgiebig und verträglich, vergißt sie doch nicht leicht eine Beleidigung. Sie ist still und ruhig, aber stille Wasser sind auch tief. Sie trägt lange nach und spart sich ihre Rache auf. Ich habe mehr als einmal Gelegenheit gehabt, mich von der Wahrheit dieser Beobachtung zu überzeugen. In der letzten Zeit bemerkte ich an ihr eine auffallende Verstimmung. Meine Kränklichkeit und Reizbarkeit machte auch mich empfindlicher, und so verging kein Tag ohne Zwist und Reibung. Sie widersprach mir öfter als vorher, und ich kann den Widerspruch nicht leiden. Einmal kam es zwischen uns Beiden sogar zu einem heftigen Eklat. In der Hitze ließ ich mich zu einigen harten Aeußerungen hinreißen. Seitdem schwieg sie still, war in sich gekehrt und brütete im Geheimen. Ich hatte keine Ahnung von ihren rachsüchtigen Plänen, dennoch blieb ich auf meiner Hut. Gestern Nacht wachte ich zufällig auf. Wir schlafen in demselben Zimmer und unsere Betten stehen dicht neben einander. Denken

Sie sich mein Entsetzen, als ich meine Frau sich von ihrem Lager erheben sah. Sie näherte sich mir, leise auf den Zehen schleichend, beugte sich zu mir herab und belauschte mich. Ich ahnte etwas Schreckliches. Um sie zu täuschen, schloß ich meine Augen, doch nur halb, und stellte mich, als ob ich fest schliefe. Durch mein Aussehen sicher gemacht, schritt sie zu ihrem verruchten Werk, das sie schon mehrere Nächte heimlich getrieben haben mag. Aus ihrem Busen zog sie jetzt ein Papier, das mit einem feinen Pulver gefüllt war. Das Licht der Nachtlampe gestattete mir dies Alles genau zu sehn. Mit diesem Pulver, das nichts Anderes als eine giftige Substanz sein kann, bestreute sie leise meine Glieder und das Bett, auf dem ich lag. Nachdem sie das vollbracht, schlich sie leise zu ihrem eigenen Lager zurück und schlief bald wieder ein. Denken Sie, Doktor, dieses Ungeheuer schlief, während ich schaudernd Höllenqualen empfand. Sobald sie fest eingeschlummert war, verließ ich mein vergiftetes Bett und warf mich hier auf dieses Sopha nieder, wo ich den Morgen unter Furcht und Grauen erwartete. Jetzt wissen Sie Alles. In meiner Nähe lebt eine Giftmischerin, ein Weib, schlimmer als die Ursinus, die Brinvilliers und die Lafarge waren."

Erschöpft hielt mein Patient inne und starrte mich an. Einen Augenblick erschütterte mich sein gräßlicher Bericht. Ich konnte das entsetzliche Bild nicht so leicht los werden. Vor meinen Augen stand die schuldige Frau im weißen Nachtgewande, wie sie sich schleichend dem Bett ihres Mannes näherte, das Gift aus ihrem Busen zog und auf die Haut und das Lager des Gatten streute. Es lag etwas Dämonisches, Gespenstisches in dieser Vorstellung. Die Möglichkeit einer solchen Erscheinung ließ sich nicht ganz fortleugnen. Ich hatte selbst in einer gerichtlich-medizinischen Zeitschrift einen ähnlichen Fall vor kurzer Zeit gefunden. Das Beispiel so vieler bekannter Giftmischerinnen fiel mir ein. Die entartete Natur des Weibes greift vorzugsweise gern nach solchen Mitteln. Dazu kam der

überzeugende Ton, mit welchem der Mann die Geschichte erzählte. Welchen Grund konnte er haben, seine eigene Gattin eines solchen Verbrechens anzuklagen? Konnte die Frau nicht in der That, durch vorangegangene Beleidigungen schwer gekränkt, zu einem solchen verdammenswerthen Entschluß gekommen sein? Vielleicht war ihr seine fortwährende Hypochondrie zur Last und er selbst ihr verhaßt geworden. Alle diese Gründe und Betrachtungen schienen seine Angaben mir zu bekräftigen, und doch regte sich in meiner Seele der entschiedenste Widerspruch. — Das ganze Wesen der trefflichen Frau, ihre sanfte Physiognomie, die Geduld, welche sie bisher den Schwächen des Kranken bewiesen, ließen mich immer von Neuem die Richtigkeit seiner Aussage bezweifeln.

Während ich noch schwankte und überlegte, verlangte er dringend meine Ansicht und vor allen Dingen meinen Rath.

„Wir dürfen nicht zu vorschnell urtheilen," sagte ich ihm. „Die Hauptsache bleibt jetzt, das Gift ausfindig zu machen, das Ihre Frau gebraucht hat. Wenn Sie mir eine kleine Probe zeigen könnten. Haben Sie vielleicht daran gedacht?"

„Allerdings! das Glück hat mich dabei auffallend begünstigt. Hören Sie, wie das zuging. Jeder andere Mann hätte nach einem solchen Erlebnisse vielleicht den Kopf verloren, ich aber behielt meine Besonnenheit. Ich wollte den Beweis ihres Verbrechens in Händen haben. Sobald meine Frau fest eingeschlafen war, trat ich zu ihr heran. Ich vermuthete, daß sie das Gift in ihrem Busen verborgen hätte. Selbst auf die Gefahr hin sie zu erwecken, mußte ich mich desselben zu bemächtigen suchen. Es ging jedoch leichter als ich gedacht. Als ich mich ihr näherte, sah ich das verhängnißvolle Papier auf dem Nachttisch liegen. Ich steckte es sogleich zu mir. Eine natürliche Scheu hat mich bisher abgehalten, es zu öffnen. Hier nehmen sie das corpus delicti, den Beweis für die Schuld meiner Frau. Untersuchen Sie den Inhalt vor meinen Augen. Hoffentlich werden Sie jetzt von Ihren Vorurtheilen zurück-

kommen und mich nicht länger für einen hypochondrischen Phantasten halten."

Bei diesen Worten holte er aus dem verschlossenen Schreibsekretair das vorsichtig aufbewahrte Päckchen hervor, welches er mir mit feierlicher Miene einhändigte.

Auch ich zögerte. Ein Schauer überfiel mich, als ich das Papier mit seinem tödtlichen Inhalt in meinen Händen hielt.

„Oeffnen Sie!" mahnte der gekränkte Gatte.

Mechanisch folgte ich seinem Befehl. Voll Spannung sah ich auf das Pulver, das sich mir jetzt präsentirte.

Anfangs glaubte ich zu träumen. Ich nahm noch mein Gefühl zu Hülfe, da ich meinen Augen nicht trauen wollte, und untersuchte die Substanz mit meinen Fingern. Bald blieb mir kein Zweifel mehr. Ich hielt mich für den Gegenstand einer der tollsten Mystifikationen, die ich je erlebt. Argwöhnisch und ärgerlich blickte ich meinen Patienten an. Er behauptete seine angenommene Feierlichkeit, die mich äußerst komisch stimmte. Mein Verdruß mußte schwinden und ich brach in ein lautes, schallendes Gelächter aus.

„Herr! Was soll das heißen?" fragte der Hypochonder jetzt seinerseits schwer entrüstet.

„Daß Sie ein Narr sind und mich selbst beinahe zum Narren gemacht hätten. Wissen Sie, was dies Papier enthält?"

„Um Himmels Willen sprechen Sie!"

„Insektenpulver, um die Wanzen in Ihrem Bette zu tödten."

Wäre der Himmel in diesem Augenblicke eingestürzt, mein Patient hätte nicht starrer da stehn können. Noch immer getraute er sich keinen Blick auf das verhängnißvolle Papier zu werfen, das ich ihm unter die Nase hielt.

„Insektenpulver, Wanzen!" rief er endlich sich ermannend aus.

Ich lachte von Neuem über sein verdutztes Aussehn und er lachte am Ende konvulsivisch mit.

„Wanzen!“

„Insektenpulver!“

So riefen wir abwechselnd und verfielen aufs Neue in ein krampfhaftes Gelächter, bis uns Beiden der Athem ausging.

Unsere Heiterkeit war so laut, daß die Frau im Nebenzimmer aufmerksam wurde und den Grund zu erfahren wünschte. Sie klopfte an der verschlossenen Thür.

„Um Gottes Willen verrathen Sie mich nicht,“ flüsterte der Mann, indem er ihr öffnete.

„Was habt ihr denn?“ fragte sie überrascht von dem fröhlichen Wesen ihres Mannes.

„Nichts für Dich, geliebter Schatz,“ versetzte er, während er seine Verlegenheit durch ein Uebermaß von Zärtlichkeit zu verbergen suchte.

„Du bist ja gar nicht wieder zu erkennen,“ sagte die Frau. „So lustig habe ich Dich schon lange nicht gesehn.“

„Eine glückliche Krise ist heut eingetreten,“ nahm ich das Wort, „und Sie können Ihrem Manne zu seiner Genesung gratuliren.“

„Ich freue mich,“ antwortete sie, „weil Sie es mir sagen. Hoffentlich wird das Uebel nicht so bald wiederkehren.“

„Diesmal gehe ich jede Wette ein,“ sagte ich mit würdevollem Ton. „Ich glaube für jeden Rückfall einstehen zu können.“ In der Freude ihres Herzens dankte mir die gute Frau mit Thränen in den Augen und umarmte ihren Mann, der ihre Liebkosungen auf das Innigste erwiederte.

Nach dieser zärtlichen Szene fiel ihr Blick zufällig auf das offene Papier.

„Mein Gott!“ rief sie überrascht, „da ist ja mein Insektenpulver, das ich den ganzen Tag gesucht habe. Du hast es wohl gefunden?“

Ich hatte Mühe und Noth, das Lachen zu verbeißen,

während der Herr Gemahl über und über roth im Gesichte wurde.

„Lass' es nur hier,“ versetzte er nach einer Pause. „Ich glaube die Wanzen werden mich nicht mehr quälen.“

„Und eben so wenig die Grillen,“ fügte ich leise hinzu.

So geschah es auch. Mein Hypochonder war seit jener Zeit wirklich wie umgewandelt. Seine finstere Laune verlor sich immer mehr. Eine Brunnenkur, welche ich ihm vorschlug, vollendete seine Heilung. Seine Frau behandelte er mit der größten Liebe und Schonung. Wenn sich je noch zuweilen eine Spur seines früheren Leidens zeigte, so brauchte ich nur das Wort «Insektenpulver» in seiner Gegenwart zu nennen, und der finstere Geist verschwand vor dieser magischen Zauberformel.

VIII.

Erfahrungen eines Gefängnißarztes.

In meiner damaligen Stellung als Gefängnißarzt hatte ich häufig Gelegenheit, einen Blick in das Leben und Treiben der Verbrecherwelt zu thun, da ich vielfach mit den Gefangenen in Berührung trat. Das Inquisitoriat zu S ..... ist ein großes Gebäude, welches weit mehr Aehnlichkeit mit einem Palaste, als mit dem Aufenthalt von Verbrechern hat. Eine Reihe von stattlichen Flügeln im gothischen Geschmack schliessen mehrere freundliche Höfe ein; selbst an Gärten fehlt es nicht, wo die Bewohner zu gewissen Stunden frische Luft schöpfen dürfen. Allerdings benimmt ihnen eine dreißig Fuß hohe Mauer jede Aussicht ins Freie und auf Flucht. Große, mit festen eisernen Schlössern versehene Thore sperren die Anstalt von der Außen-

welt ab; sie öffnen sich nur für diejenigen, welche mit einer besonderen Erlaubnißkarte versehen sind, oder zu dem Beamtenpersonale gehören. Wir treten ungehindert herein und werden wohlthuend von der hier herrschenden Ordnung und Reinlichkeit überrascht. In einer grünen Laube, welche sich an die Wand des Gefängnisses anlehnt, finden wir zu unserer Ueberraschung ein anmuthiges Mädchen von achtzehn Jahren und mehrere fröhliche Kinder, welche sich ungestört ihren Spielen überlassen und uns mit lautem Jubeln begrüßen. Es ist dies die Familie des Gefängnißinspektors, welche sich bereits an den Anblick des hier herrschenden Elends gewöhnt hat, und von dem täglichen Schauspiele weiter nicht berührt wird. Ihr munteres Aussehen, ihr frisches Lachen bildet einen eigenthümlichen Gegensatz zu der sonstigen traurigen Umgebung. Noch schärfer tritt der Contrast hervor, wenn man bedenkt, daß kaum hundert Schritte davon der kleine Hof liegt, wo heute grade die Zimmerleute mit dem Aufschlagen des Blutgerüstes beschäftigt sind, auf dem morgen in der Frühe der schwere Verbrecher enden wird, dessen Gesundheitszustand ich vor seinem Tode noch einmal zu prüfen habe. Die Kinder sehen ohne Bewegung den Arbeitern zu und erhaschen mit wahrer Freude ein Stück Holz, das beim Absägen des Schaffots herabgefallen ist, und welches sie jetzt ohne Bedenken zu ihren Spielen verwenden. Das liebliche Mädchen beschäftigte sich unterdeß mit Lesen; vielleicht war es irgend ein gefühlvoller Roman, den sie in der Hand hielt, und in den sie dermaßen vertieft war, daß sie kaum meinen Gruß zu bemerken schien.

An der verschlossenen Hauptthür, vor der zwei Schildwachen mit geladenen Gewehren auf- und abgingen, fand ich bereits den diensthuenden Gefängnißwärter, in dessen Begleitung ich die täglichen Krankenbesuche abstattete. Zunächst hatte ich die Aufgabe, die neu hinzugekommenen Gefangenen zu untersuchen. Es war ein ziemlich bedeutender Transport angelangt, von jedem Alter und aus allen Ständen, Kinder, welche

frühzeitig ihre Verbrecherlaufbahn angetreten, und Greise, die mit einem Fuße bereits im Grabe standen; Leute, die ihrer Kleidung und ihrem Benehmen nach den besseren Klassen der Gesellschaft angehörten, Männer und Frauen, denen der Stempel des Elends und Lasters auf die Stirn gedrückt war. Sie warteten auf mich in einem geräumigen Saale, um nach dieser nothwendigen ärztlichen Inspektion in die verschiedenen Zellen gesperrt zu werden, welche sie bald längere, bald kürzere Zeit zu bewohnen haben.

Durch eine längere Praxis glaubte ich bereits eine gewisse Uebung erlangt zu haben, um den Anfänger von dem bereits verhärteten Bösewicht zu unterscheiden; aber gern gestehe ich ein, daß ich mich selber oft in dieser Beziehung getäuscht sah. Ich habe schwere Verbrecher kennen gelernt mit dem Aussehen von wahren Biedermännern und besonders unter den Frauen wirklich unschuldige Gesichter mit sanften Zügen und höchst bestechendem Aeußern angetroffen, die nichtsdestoweniger die größten Verbrechen begangen hatten. So erinnere ich mich noch heute einer Giftmischerin, die ihren Mann mit Hülfe ihres Geliebten umgebracht hatte. Man konnte sich, abgerechnet ihre von der Gefängnißluft gebleichten Wangen und ihre von Gewissensbissen und Sorgen um ihr Schicksal angegriffenen Züge, kein sanfteres und freundlicheres Wesen denken, und doch hatte diese Frau mit wahrhaft dämonischer Bosheit nicht allein ihren Gatten gemordet, sondern sogar längere Zeit den Verdacht auf mehrere schuldlose Personen ihrer Umgebung hinzulenken gewußt und das Gericht so lange irre geführt, bis ein Zufall sie als Thäterin unwiderruflich bezeichnete und dem strafenden Arm der Gerechtigkeit überlieferte.

Obgleich ich keineswegs einen gewissen Werth der Physiognomik bestreiten will, so möchte ich doch vor Irrthümern und voreiligen Schlüssen warnen. Eine eigentliche Verbrechr-Physiognomie habe ich nur selten gefunden, und trotz meiner vielfachen Erfahrungen möchte ich ihre Existenz noch immer be-

zweifeln. Manche Aerzte glauben auch bei Leichenöffnungen noch besondere anatomische Veränderungen im Innern des Verbrecherkörpers und als diesem ausschließlich eigen entdeckt zu haben; dazu gehört besonders das rauhe und haarige Herz, cor villosum genannt. Dasselbe besteht in einer Rauhigkeit der Herzoberfläche, wahrscheinlich eine Folge der fortwährenden Reizung und dadurch bedingten, entzündlichen Ausschwitzung. Aber jeder Arzt wird wohl ähnliche Zustände auch bei den unschuldigsten Personen angetroffen haben, die nichts weniger als Verbrecher waren. Eben so wenig dürfte die Zergliederung des Gehirns uns einen Aufschluß geben, warum ein Mensch zum Dieb und Mörder wird. Hier stehen wir an den Grenzen unserer Kunst, und wer irgendwie sich mit dem Gegenstande beschäftigt hat, der wird zu dem Resultate gewiß gelangt sein, daß nicht angeborene, physiologische Schädelbildungen und Organveränderungen, sondern äußere Verhältnisse, Jugendeindrücke, schlechtes Beispiel und Verführung die Hauptfaktoren sind.

Wir kehren zu unseren Gefangenen zurück, mit deren Untersuchung ich beauftragt bin. Nebenbei werfe ich einen Blick auf die daneben liegende Liste, und wo dieselbe nicht genügenden Aufschluß giebt, erhalte ich denselben durch direkte Fragen und den Bericht des Gefangenwärters. Zu meiner nicht geringen Ueberraschung entdeckte ich darunter einen alten Bekannten, mit dem ich als Knabe dieselbe Schule besucht hatte, obwohl wir später wenig oder gar nicht in Berührung kamen. Schon damals in seiner frühen Jugend zeigte S . . . . k eine große Fertigkeit im Nachahmen fremder Handschriften; auch verrieth er kein gewöhnliches Zeichentalent, weshalb ihn seine nicht unbemittelten Eltern zum Kupferstecher bestimmten. Grade seine Kunst, in der er eine gewisse Höhe erreicht hatte, sollte ihm zum Verderben ausschlagen. Durch eine leichtsinnige Heirath gerieth er in Schulden, da er bald eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte. Die Noth stieg immer höher, zum Theil durch seine Schuld, indem er als ein leidenschaftlicher Kartenspieler

seine oft nicht unbedeutenden Verdienste am Spieltisch wieder sitzen ließ. Hier machte er auch die Bekanntschaft eines bankerotten Kaufmanns, der sich an ihn hängte und nach und nach eine vollkommene Herrschaft über den mehr schwachen als verderbten Mann erhielt. Als seine Verzweiflung über wiederholte Verluste ihn keinen Ausweg erblicken ließ, alle Hülfsmittel erschöpft waren, die Seinigen zu verhungern drohten, benutzte der Versucher eine schwache Stunde und beredete den leichtsinnigen und von Verlegenheiten aller Art gedrängten Kupferstecher zur Nachahmung ausländischer Kassenanweisungen. Dieselben wurden von ihm so täuschend nachgemacht, daß eine geraume Zeit verging, ehe man sein Verbrechen entdeckte. Eben im Begriffe, mit seiner Familie und einer nicht unbedeutenden Summe, der Frucht seiner betrügerischen Arbeit, sich nach Amerika einzuschiffen, um dort ein neues Leben zu beginnen, wurde er von der Polizei ergriffen und in das Gefängniß abgeliefert, wo eine langjährige Zuchthausstrafe ihn erwartete. Ich erfuhr aus seinem eigenen Munde die Geschichte seiner Verführung, die allerdings von herzzerreißenden Umständen begleitet war, da ihn vorzugsweise die Noth der Seinigen und die Angst vor einigen unbezahlten Wechseln, welche sich in den Händen von unbarmherzigen Blutsaugern befanden, zum Verbrecher gemacht hatten. Nichtsdestoweniger war er schuldig, und der Richter durfte auf die allerdings hier vorhandenen mildernden Umstände kaum Rücksicht nehmen. Ergreifend war die Schilderung, welche er mir von seiner Lage entwarf, ehe er dem Versucher Gehör schenkte.

„Ich hatte buchstäblich," sagte er unter Thränen, „keinen Heller in der Tasche. Wir wohnten in einer elenden Dachkammer und waren schon seit drei Tagen hungrig zu Bette gegangen. Am meisten jammerten mich die armen Kinder, die nach Brod schrieen, bis sie vor Erschöpfung umsanken und zu ihrem Glücke einschliefen. Ich sah mich um, ob es noch etwas zum Versetzen gäbe, aber mein Handwerkszeug, selbst das letzte

Hemde war bereits ins Leihhaus gewandert. Am andern Morgen sollte ich in das Schuldgefängniß wegen einiger unbezahlter Wechsel abgeholt werden, und um das Maß voll zu machen, hatte uns der Hauswirth mit der Exmission wegen rückständiger Miethe gedroht. Ich wollte mir das Leben nehmen, aber der Anblick meiner schlafenden Kinder hielt mich zurück. So saß ich dumpf brütend, als Ruhwald, so hieß der bankerotte Kaufmann, mich aufsuchte und mir den Vorschlag machte. Er kannte meine Noth und hatte nur so lange gewartet, bis ich weder aus noch ein wußte. Jetzt rückte er mit seinem höllischen Plan heraus und versprach mir unter der Bedingung, daß ich darauf einginge, zu helfen. Ich hätte unter solchen Umständen einen Pakt mit dem Teufel selbst geschlossen, nur um meinen unschuldigen Kindern Brod zu verschaffen. Am nächsten Morgen schon saß ich bei der Arbeit, die ich mit Zittern bei verschlossenen Thüren fortsetzte. Ich wußte, daß ich ein Verbrechen beging, aber was sollte ich thun?"

Ich unterließ es, den Niedergedrückten durch wohlverdiente Vorwürfe noch mehr zu demüthigen, vielmehr suchte ich ihm Muth einzusprechen. Auch gelang es mir später durch meine Bemühungen, sein Loos einigermaßen zu erleichtern. Da er eine vorzüglich schöne Handschrift schrieb, so wurde er auf dem Bureau mit Abschreiben beschäftigt, und somit den gewöhnlichen schweren Handarbeiten überhoben. In seinen Mußestunden durfte er sogar seine Kunst betreiben, womit er, da er sehr geschickt und fleißig war, so viel verdiente, daß die Seinigen davon, wenn auch dürftig, leben konnten.

Im schroffsten Gegensatze zu diesem leichtsinnigen Verbrecher stand jener hartgesottene Bösewicht, welcher zunächst an die Reihe kam; eine gedrungene Gestalt mit einem kurzen, stierartigen Nacken, auf welchem ein großer struppiger Kopf saß. Das rothe gedunsene Gesicht zeigte eine widerliche Mischung von Frechheit und Bösartigkeit. Auf den ersten Anblick erkannte ich einen Habitué und alten Kunden aus der Verbrecherwelt. Er benahm

sich wie Einer, der bereits im Gefängniß zu Hause ist. Ohne meine Aufforderung erst abzuwarten, zog er schnell den Rock aus, da die Untersuchung bei entblößtem Körper vorgenommen wird.

„Guten Morgen!" rief mir der freche Mensch mit grinsendem Munde zu, wobei er eine Reihe von scharfen, spitzen Zähnen zeigte, die einem Wolfe anzugehören schienen. „Bin wieder einmal da, Herr Doktor!"

„Sind Sie gesund," forschte ich, ohne seine weiteren Auslassungen zu beachten, „oder fehlt Ihnen etwas?"

„Freilich," antwortete er jetzt mit kläglicher Stimme, „bin ich krank, und deshalb wollte ich Sie bitten, mich sogleich auf die Krankenstube zu schicken."

„Und worüber klagen Sie?" fragte ich ihn scharf anblickend.

„Ich habe ein großes Armgeschwür, das mir schreckliche Schmerzen verursacht."

In der That erblickte ich auch am linken Oberarme ein bedeutendes und stark entzündetes Geschwür, welches vielen und übel aussehenden Eiter absonderte. Bei dem Befühlen desselben verzog der Gefangene sein Gesicht auf das Schmerzlichste, obgleich ich so sanft als möglich dabei verfuhr. Ich merkte sogleich seine Absicht, mich zu täuschen, und diese Meinung wurde noch mehr durch die eigenthümliche Form und das Aussehen des Geschwüres bestärkt. Bald zweifelte ich keinen Augenblick länger, daß dasselbe künstlich hervorgebracht sei, um damit mich irre zu führen und noch dabei einen besonderen Nebenzweck zu verbinden. Zu diesem Zwecke legen die Gefangenen häufig ein Stück brennenden Schwammes, den sie sich trotz aller Aufsicht zu verschaffen wissen, auf irgend einen Theil ihres Körpers, oder sie entfernen die Oberhaut durch Reiben mit einem rauhen Ziegelstück, das sie von der Wand abbrechen. Die so gebildete Wunde verstehen sie durch allerhand scharfe Flüssigkeiten, Salzwasser und im Nothfalle durch ihren eigenen Urin in ein Ge-

schwür zu verwandeln, wodurch sich mancher unerfahrene Arzt täuschen läßt. Ihre Absicht dabei ist, nach der Krankenabtheilung versetzt zu werden, entweder blos deshalb, weil es dort mehr Freiheit, besseres Essen und schonendere Behandlung giebt, oder weil ihnen daran liegt, mit einem Mitschuldigen ungestört zu korrespondiren, ihre Aussagen zu verabreden und gemeinschaftliche Pläne zu schmieden. Dies war auch hier der Fall; zum Glück durchschaute ich sogleich das fein ausgesonnene Stückchen und verhinderte die Ausführung durch meine bestimmte Erklärung, daß die ganze Krankheit eine künstlich gemachte sei. Es handelte sich hier, wie ich richtig vermuthete, um einen gefährlichen Einbruch mit bewaffneter Hand, wobei mein angeblicher Patient die Hauptrolle übernommen hatte.

Einer seiner Mitschuldigen lag im Krankensaal an einem wirklichen, nicht unbedeutenden Leiden. Um mit diesem zusammenzukommen und denselben für den bevorstehenden Termin zu einer gleichlautenden Aussage zu veranlassen, hatte das besagte Individuum, ohne den sich selbst zugefügten Schmerz zu beachten, dies Geschwür an seinem Arme künstlich hervorgebracht. Ueberhaupt gehört das Simuliren von Krankheiten zu den gewöhnlichsten Erscheinungen im Gefängnißleben, und es ist wirklich erstaunlich, mit welcher Kenntniß der Symptome die Gefangenen dabei verfahren. Sie ahmen die verschiedensten äußeren und inneren Leiden täuschend nach, besonders Nervenkrankheiten, Krampfanfälle, und ich habe Exemplare der hinfallenden Sucht gesehen, welche durchaus der Wirklichkeit nichts nachgaben.

Man wird diese Erscheinung ganz natürlich finden, wenn man daran denkt, daß der größte Theil der Gefangenen von dem Augenblick ihrer Einsperrung an nur an ihre Befreiung denkt. All' ihr Sinnen und Trachten ist auf diesen einzigen Punkt gerichtet, ihre ganze geistige Thätigkeit erhält dadurch eine Spannkraft und Elasticität, die der freie Mensch nur selten erlangt. Der Gefangene hört das leiseste Geräusch, er ge-

wöhnt sich im Finstern zu sehen; er erfindet eine eigene Zeichensprache, durch die er sich mit seinen Schicksalsgenossen unterhält, er denkt die verwegensten Pläne zu seiner Flucht aus und erschrickt vor keiner Gefahr. Die furchtbarsten Schmerzen lernt er mit Leichtigkeit ertragen; seine Geduld und Ausdauer übersteigt alles Denken; die ekelhaftesten und grauenvollsten Wege halten ihn nicht ab, und selbst den Tod scheut er nicht, wenn es sich darum handelt, frei zu werden. Die Hingebung eines Märtyrers, der Muth eines Helden, der Scharfsinn eines großen Denkers wird weit öfter hinter Kerkermauern gefunden, und wer wissen will, zu welchen ungeheuren Anstrengungen und Opfern sich der Mensch zu erheben vermag, der braucht nur die Annalen der Kriminalgeschichte zu durchlesen.

Doch ich kehre von diesen allgemeinen Betrachtungen zu der speciellen Anwendung zurück, indem ich die kleine Galerie aus der Verbrecherwelt weiter vorzuführen gedenke. Unzufrieden mit meinem Bescheide und augenscheinlich niedergedrückt verschwand der angebliche Patient, um einem ehrwürdigen Greise mit grauen Haaren Platz zu machen. Mit Recht fragen wir uns verwundert bei seinem Anblick, wie dieses Patriarchenhaupt zu einer derartigen Umgebung und Gesellschaft paßt? Das Alter flößt uns unter allen Verhältnissen und selbst noch im Gefängnisse eine gewisse Achtung ein, wir sehen mit Ehrfurcht auf die silberweiße Locke und wollen oder können nicht an seine Schuld, oder gar an ein Verbrechen glauben; noch dazu, wo uns, wie hier, auch die äußeren Gesichtszüge nur Vertrauen einflößen. Höchstens dürfte der schlaue, seitwärts gerichtete Blick auffallen, womit das Auge in unbemerkten Momenten wie der Fuchs aus seiner Höhle hervorschielt, mit einer Mischung von Pfiffigkeit und Scheinheiligkeit. Dennoch haben wir es mit dem Nestor der Spitzbubenwelt zu thun, mit einem Manne, dessen Name unter den Verbrechern mit der größten Achtung genannt wird. Wir erblicken hier das Haupt einer zahlreichen Spitzbubenfamilie, deren Mitglieder die verschiedenen Zuchthäuser

bevölkern helfen. Seine Lebensgeschichte besteht in einer fortlaufenden Kette von Diebstählen und Verbrechen aller Art; als Knabe von kaum zehn Jahren war er bereits ein gewandter und vielversprechender Taschendieb, als Jüngling und Mann ein gefürchteter Einbrecher und jetzt als Greis ein bekannter Diebshehler. In alle größere Untersuchungen finden wir seinen Namen verwickelt und mehr als zwei Dritttheile seines Lebens hat er im Gefängnisse zugebracht. Dieser alte Gauner ist doppelt durch seinen Einfluß und sein Beispiel gefährlich, da er für seine jüngeren Standesgenossen überall, wo er mit ihnen in Berührung kommt, förmlich den Lehrer spielt und ihnen Collegien liest über die beste Art, einen Einbruch zu vollführen, das gestohlene Gut zu verbergen und durch Leugnen, falsche Zeugen, Beweis des Alibi sich loszuschwindeln.

Für derartige Subjecte dürfte besonders die Einzelhaft in aller Strenge anzuempfehlen sein, um den Neuling auf der Verbrecherbahn vor Ansteckung zu hüten; sie sind die Pest der Zuchthäuser, und mancher Sträfling, der noch zu bessern ist, wird durch sie erst vollkommen ausgebildet. Bei einer stattgefundenen Haussuchung hat die Polizei einen bedeutenden Vorrath von gestohlenen Sachen in seiner Wohnung entdeckt, ein unterirdisches Gewölbe, das an kostbaren Gegenständen dreist mit dem ersten Magazin der Hauptstadt wetteifern konnte. Wahrscheinlich wird er diesmal sein Leben im Gefängnisse beschließen, da er bereits ein hoher Siebziger ist. Mit ihm zugleich ist der würdige Sohn dieses würdigen Vaters und sein Enkel eingezogen worden, ein hoffnungsvoller Knabe, dessen früh gereiftes Wesen den angehenden, gefährlichen Verbrecher verräth. Wir haben es hier mit einer ganzen Generation zu thun, in der das Laster sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt.

Von den Männern, deren Untersuchung jetzt beendet war, ging ich zu der Abtheilung der Frauen über. Unter diesen fiel mir zunächst ein junges, blühendes Mädchen auf mit rothen, frischen Wangen und blauen, treuherzigen Augen. Sie schien

sich ihrer Lage zu schämen und hielt ein Tuch vor das Gesicht, um ihre Thränen oder vielmehr ihr Gesicht vor den Uebrigen zu verbergen. Unmöglich konnte das achtzehnjährige, so schuldlos aussehende Kind ein Verbrechen begangen haben. Auf mein Befragen erfuhr ich ihr Geschick. Liebe und Eifersucht hat sie in's Gefängniß geführt. Sie war die Verlobte eines Tischlergesellen, der sie um ein anderes Frauenzimmer verlassen hatte. In einem Anfalle von Raserei lauerte sie dem Ungetreuen auf, als er unter ihrem Fenster vorüberging, und goß eine Flasche mit Schwefelsäure über sein Gesicht. Die Folgen, welche sie wahrscheinlich nicht berechnet hatte, waren schrecklich, denn der Tischler verlor ein Auge, welches die brennende, ätzende Flüssigkeit sogleich zerfraß, außerdem trug er noch vielfache Verunstaltungen davon. Eine mehrjährige Zuchthausstrafe wird ihr Loos sein und sie kann sich glücklich schätzen, wenn sie eben so rein aus dem Gefängnisse kommt und sich auch dann noch die Scham bewahrt hat, die ihr jetzt zur Ehre gereicht. Einige freche Ladendiebinnen stehen daneben und lachen über die Zerknirschung der Aermsten; es sind schlechte Dirnen, welche selbst in diesem Augenblicke noch mit den männlichen Gefangenen kokettiren und wo möglich ein Verhältniß anzuknüpfen suchen, das sie nach ihrer Entlassung fortzusetzen gedenken. Selbst im Gefängnisse verleugnet sich nicht die weibliche Natur, und Liebeshändel aller Art gehören trotz der strengen Aufsicht und Sonderung der Geschlechter zu den gewöhnlichen Erscheinungen. Es ist übrigens wunderbar, mit welcher Treue und Aufopferung oft derartige Dirnen an dem Geliebten hängen; sie pflegen ihn, wenn er krank ist, besuchen ihn in der Gefangenschaft, wirken für seine Freilassung und Flucht mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln und verbergen ihn oft mit eigener Gefahr vor den Nachspürungen der Polizei. Mehr als ein heroisches Liebespaar ist mir gerade in der Verbrecherwelt aufgestoßen; ein Beweis, daß unter allen Verhältnissen das Herz und seine Gefühle gedeihen können.

Unter diesen Ladendiebinnen findet man wohl auch dann und wann Einzelne, die sich durch ihre elegante Toilette und feineres Benehmen auszeichnen, selbst Frauen und Mädchen den besseren Ständen angehörig zählen nicht gerade zu den Seltenheiten. Es ist dies ein ziemlich allgemein verbreitetes Verbrechen unter dem weiblichen Geschlecht, sogar Damen, die sich in den besten Verhältnissen befinden, machen sich oft kein Gewissen daraus, ein Stück Band, Spitzen oder Seidenstoff verschwinden zu lassen. Man sollte fast dabei an einen angebornen Diebstrieb glauben, obwohl die verführerische Gelegenheit wohl das Meiste thut.

Die übrigen Gefangenen boten kein besonderes Interesse mehr dar, und da die Untersuchung bald beendet war, begab ich mich zuerst in den allgemeinen Krankensaal der Anstalt, um die daselbst liegenden Patienten in Augenschein zu nehmen. Hier herrscht, wie sich das von selbst versteht, mehr Freiheit als sonst im Gefängnisse, und trotz aller Aufsicht lassen sich nicht verschiedene Mißbräuche verhindern. Die Reconvalescenten vertreiben sich die Zeit mit Erzählungen, Karten- und Würfelspiel. In jedem Gefängnisse giebt es einen oder mehrere Erzähler, die einen gewissen Ruf besitzen. Den Stoff seiner Geschichten nimmt er meist aus alten Ritter- oder Räuberromanen, welche in jeder Leihbibliothek zu finden sind. Letztere spielen eine große Rolle in der Verbrecherwelt, und die kühnen Thaten eines Rinaldini, Schinderhannes und des bairischen Hiesel haben schon manche jugendliche Phantasie zur Nacheiferung angespornt und entflammt. Selbst Sue's „Mysterien aus Paris" sind bereits in unsere Gefängnisse gedrungen und erfreuen sich dort eines wo möglich noch größeren Beifalls, als bei dem Publikum der gewöhnlichen Lesewelt. Man glaubt nicht, wie nachtheilig derartige Bücher gerade auf diese Menschenklasse wirken, die sich gleichsam an solchen Romanhelden ein Beispiel nehmen und in ihnen ihr Ideal sehen. Ich selbst habe einen würdigen Mann gekannt, der mir gestand, daß er, durch derartige Schriften in

seiner Jugend verlockt, sich ernstlich mit der Idee herumtrug, ein Räuber à la Rinaldini zu werden, zum Glück aber bald davon wieder zurückkam. Deshalb sollte vorzugsweise darauf hingearbeitet werden, derartige schlechte Bücher, welche noch immer von der ungebildeten Menge mit Heißhunger verschlungen werden, durch eine gesunde Volksliteratur zu ersetzen.

Daß alle Karten- und andere Spiele im Gefängnisse streng verboten sind, versteht sich ganz von selbst; nichtsdestoweniger wird kein Verbot öfter übertreten. Zu Würfeln werden die übrig gebliebenen Brodkrumen benutzt und die Augen darauf mit einem Besenreis gezeichnet. Schwieriger ist die Herstellung der Karten, aber auch dafür sorgt der Scharfsinn. Der gefangene Mann reißt von den Hemden ein Stück Leinwand ab, das zuerst in Salzwasser steif gemacht und dann in kleinere Theile zerstückelt wird. Mit Hülfe von Ruß, Ziegelmehl und im Nothfalle selbst von Blut, werden die nöthigen Zeichen und Figuren in rohen Umrissen gemalt. Während des Spieles muß einer stets aufpassen und, sobald der Gefängnißwärter oder ein Beamter sich nähert, verschwinden die Karten mit Blitzesschnelligkeit, und die Gefangenen sitzen mit den unschuldigsten Mienen von der Welt wieder da.

Im Krankensaale selbst fand ich gerade heute mehr Patienten als sonst, da trotz aller Sorgfalt der Skorbut, eine leider häufig vorkommende Geißel der Gefangenen, mit ungewohnter Stärke wieder einmal ausgebrochen war. Die Krankheit entsteht in Folge der Einschließung, aus Mangel an frischer Luft und durch den Genuß einer mehr einförmigen und nicht allzu nahrhaften Kost. Sie äußert sich in Gestalt einer allgemeinen Säfteentmischung und Blutverderbniß durch zahllose blaue Flecke und bald größere, bald kleinere Blutaustretungen, besonders des Zahnfleisches und der weicheren Körperstellen. Wenn auch in der Mehrzahl der Fälle heilbar, so fehlt es doch öfters nicht an tödtlichem Ausgange durch vollständige Erschöpfung der Lebenskraft. Unter diesen Patienten dauerten

mich am meisten einige politische Gefangene, welche sich noch dazu nur in Untersuchungshaft befanden und, vom Skorbut ergriffen, jetzt mitten unter den verworfensten Verbrechern lagen, in einer Gesellschaft von Leuten, welche meist zu dem Auswurf der Menschheit gehörten. Ich suchte, so viel es in meinen Kräften stand, ihre wahrhaft bemitleidenswerthe Lage zu verbessern und trug wenigstens Sorge, daß diese höchst gebildeten und ehrenwerthen Männer, welche schwer für ihre Ueberzeugung litten, abgesondert von den Uebrigen zusammengelegt wurden. Mehr vermochte ich nicht zu thun, da in dem Gefängnisse eine zwar gerechtfertigte, aber oft entsetzliche Gleichheit herrscht und ohne Ansehen der Person, des Bildungsgrades und selbst des Verbrechens verfahren wird. Dies ist ein Uebelstand, der besonders schwer solche Personen trifft, welche sich vorläufig nur in Untersuchungshaft befinden und häufig als vollkommen unschuldig später entlassen werden müssen. Sie leiden trotz aller Humanität, die man ihnen angedeihen läßt, unter solchen Verhältnissen nun doppelt. Wer entschädigt sie aber für all' die überstandenen Qualen, wenn sie oft erst nach Monaten, selbst nach Jahren von aller Anschuldigung freigesprochen werden? Wer ersetzt ihnen ihre verloren gegangene Gesundheit, die täglichen Demüthigungen, die schlaflosen Nächte und all' die Verluste an Geist, Körper und Vermögen? — Hier sollte das Gesetz und die Richter, als Ausleger desselben, mit besonderer Vorsicht verfahren und nur unter den gravirendsten Umständen die oft leicht ausgesprochene und schwer wieder guf zu machende Verhaftung beschließen. — Während ich noch im Krankensaale mit den Patienten beschäftigt war, ersuchte mich ein Wärter, den ebenfalls aus politischen Gründen verhafteten Grafen R....lach auf seiner Zelle zu besuchen, indem dieser sich krank melden ließ. Derselbe hatte, in's deutsche Parlament nach Frankfurt gewählt, nach der Auflösung desselben an den Sitzungen und Beschlüssen des sogenannten Rumpfes Theil genommen, weshalb er gegenwärtig unter der schweren Anklage

des Hochverrathes stand, worauf bekanntlich nach dem Gesetze die Todesstrafe erfolgen soll. Bis jetzt war ich dem Grafen nie näher getreten und war daher auf seine Bekanntschaft gespannt, da ich bereits so viele und so verschiedene Urtheile über ihn gehört hatte. Während die Einen ihn für einen hirnverbrannten Schwärmer oder ehrgeizigen Demagogen verschrieen, sahen Andere in ihm einen der edelsten Männer des deutschen Vaterlandes, einen politischen Märtyrer voll der seltensten und vorzüglichsten Eigenschaften. Ich fand einen hohen schlanken Mann von höchstens dreißig Jahren, mit echt aristokratischen Zügen, welche um so mehr bei der mir bekannten Gesinnung auffallen mußten. Sein ganzes Wesen drückte einen hohen Grad von Biederkeit und wohlthuendem Idealismus aus, welcher allerdings mir an Schwärmerei zu grenzen schien.

Er saß auf seinem einfachen Bette, das in einer Matratze, einem Keilkissen und einer wollenen Decke bestand; neben ihm eine jüngere Dame, nicht auffallend schön, aber desto geistreicher aussehend. Die zärtlichste Liebe, welche fast an Anbetung für ihn grenzte, strahlte aus ihren tiefen, blauen Augen. Er stellte mir dieselbe als seine Gemahlin vor und sie richtete mit der Angst eines liebenden Herzens die Bitte an mich, den Gesundheitszustand des Gefangenen zu untersuchen und die nöthigen Anordnungen zu treffen. Einige Fragen reichten hin, um mir die Ueberzeugung zu verschaffen, daß ich es mit einem unbedeutenden Leiden zu thun hatte, und ich freute mich, die etwas übertriebenen Besorgnisse der Gräfin durch meine beruhigenden Worte zu verscheuchen. Ihre vorher bleichen Wangen belebten und färbten sich mit einem feinen, rosigen Hauch, wodurch ihr Gesicht einen lieblichen Reiz erhielt. Voll Dankbarkeit ergriff sie meine Händ, und als ich diese zurückzog, fühlte ich eine heiße Thräne darauf. Bald war ich mit dem Grafen in ein interessantes Gespräch verwickelt, das mich meine beschränkte Zeit vergessen ließ. Er gab mir ein lebendiges Bild von den politischen Vorgängen, den Parteien und Führern in der Pauls-

kirche, er schilderte mit großer Frische die Ereignisse, die verschiedenen Intriguen, Scenen und zuletzt den blutigen Straßenkampf, welchem die Ermordung des Fürsten Lichnowski und Auerswald's vorangegangen war. Mit größter Unparteilichkeit beurtheilte er die hervorragendsten Persönlichkeiten und Charaktere auf beiden Seiten; eben so wenig war er blind gegen die begangenen Fehler seiner Partei, die er einer eben so scharfen als wahren Kritik unterwarf. Je länger ich ihn reden hörte, desto mehr lernte ich sein gesundes Urtheil, sein gediegenes Wissen und vor Allem die Ehrenhaftigkeit seiner Gesinnungen und Festigkeit seines Charakters schätzen. Zuweilen mischte sich auch die Gräfin in unser Gespräch und sie zeigte sich in jeder Beziehung ebenbürtig eines solchen Gatten.

Von den allgemeinen Verhältnissen kamen wir auch bald auf die besonderen Schicksale des Grafen, welche in mehr als einer Beziehung mir interessant erschienen. Er war schon einmal von den Geschworenen seines Kreises von dem ihm zur Last gelegten Verbrechen freigesprochen worden, wogegen die Staatsanwaltschaft die Nichtigkeitsbeschwerde erhob. Von Neuem vor andere Geschworene gestellt, erklärte sich die Mehrzahl der zuständigen Richter für incompetent und verfügte die Freilassung des Grafen. Das Obergericht zu R..r leitete hierauf gegen die Richter, welche nur ihrer Ueberzeugung gefolgt waren, eine Untersuchung im Disciplinarwege ein und bestrafte einige durch Versetzung, andere derselben durch Entlassung aus dem Staatsdienste. Der Graf selbst wurde von Neuem verhaftet, da er trotz des dringenden Rathes seiner Freunde sich im Gefühle seiner Unschuld nicht zur Flucht entschließen wollte. Seine Angelegenheit wurde so zum dritten Male einem ganz fremden Schwurgerichtshofe überwiesen, ungeachtet die bedeutendsten Rechtsgelehrten diese Maßregel als eine ungesetzmäßige betrachteten. Die ganze Provinz sah mit Spannung dem Ausgange des Processes entgegen, während er selbst mit wahrhafter Seelenruhe sein Schicksal erwartete. Die liebenswürdige Gräfin,

die er gegen den Willen seiner Familie geheirathet hatte, da sie als arme Bürgerliche und noch dazu als eine getaufte Jüdin mit doppelten Vorurtheilen zu kämpfen hatte, war sogleich herbeigeeilt und theilte jede ihr gestattete Stunde im Gefängnisse mit ihrem Gatten. Niemals habe ich in meinem Leben ein ähnlich schönes Verhältniß zwischen Eheleuten kennen gelernt. Zwei reizende Kinder, ein kräftiger Knabe und ein holdes Mädchen, waren mit ihr gekommen, um den gefangenen Vater zu besuchen und durch ihre Gegenwart aufzuheitern. Dies thaten sie in der artigsten Weise und ihr kindliches Geplauder, ihre zärtlichen Liebkosungen, ihr heiteres Lachen waren ganz dazu geeignet, jede traurige Stimmung zu verscheuchen.

Beim Anblick dieser glücklichen Familie vergaß ich ganz und gar, daß ich mich im Gefängnisse befand, ich glaubte vielmehr, Zeuge der schönsten Häuslichkeit zu sein, nur wenn ich zufällig den besorgten Blicken der Gräfin begegnete, erinnerte ich mich wieder, daß das Beil des Henkers noch immer drohend über dem edlen Haupte ihres Gatten schwebte. Ich gelangte immer mehr zu der Ueberzeugung, daß überall, wo die Liebe wohnt, selbst im Kerker, das wahre Glück zu finden sei. Seitdem wiederholte ich öfters meine Besuche in der Zelle des Grafen und ich darf wohl sagen, daß ich die Stunden, welche ich in seiner Gesellschaft und in der seiner liebenswürdigen Familie zubrachte, zu den genußreichsten und angenehmsten zählte. Wie ich später erfuhr, hatte die Gräfin einen eben so kühnen, als klug erdachten Plan zur Flucht ihres Mannes ersonnen, wobei sie mit einem seltenen Muthe und mit wahrhaft heroischer Aufopferung zu Werke ging. In meiner Eigenschaft als Beamter durfte sie mich nicht in's Vertrauen ziehen, aber das hielt sie nicht ab, mich mit immer gleicher Freundlichkeit zu behandeln. Die Ausführung unterblieb hauptsächlich wegen des seltsamen Ausganges, den der Proceß des Grafen nahm. Zum dritten Male vor ein Schwurgericht gestellt, sprachen die Geschworenen über den Angeklagten ihr „Schuldig“ aus, wo-

gegen die Richter von Neuem sich incompetent erklärten und die sofortige Freilassung des Grafen beschlossen, ohne Furcht und Scheu vor der Regierung, welche durchaus den Grafen verurtheilt wissen wollte. Jetzt riethen seine Freunde und auch ich selbst ihm zur schleunigen Abreise, um sich nicht neuen Verfolgungen auszusetzen. Auf unser wiederholtes Drängen eilte er in Begleitung seiner Frau über die Grenze nach der Schweiz, wo er noch gegenwärtig in den angenehmsten Verhältnissen lebt, einer von den Wenigen, die ihrer Ueberzeugung unter allen Verhältnissen treu geblieben sind. Ergreifend war der Abschied für mich, die Gräfin händigte mir noch eine goldene Kapsel zum Andenken ein, welche das gemeinschaftliche Bild der mir theuren Familie enthielt.

Minder günstig gestaltete sich das Schicksal der übrigen politischen Gefangenen aus jener Zeit, welche, meist zu langjährigen Strafen verurtheilt, das Loos der gemeinsten Verbrecher theilen müssen und häufig zu Arbeiten verwendet werden, deren sie vermöge ihrer Bildung und selbst wegen der Natur ihrer Verschuldung überhoben sein sollten. Oft äußerte ich darüber mein Bedenken vor mir befreundeten Richtern und sie stimmten mir bei, wenn ich für politische Verbrecher die Verbannung als die einzige entsprechende und zweckmäßige Strafe vorschlug, wobei ich freilich nicht an das pestartige Cayenne dachte.

Noch ein schwerer Gang war mir zu thun übrig, den zum Tode Verurtheilten, der morgen mit Anbruch des Tages hingerichtet werden sollte, in seiner Zelle zu besuchen. Unterwegs kam ich an der Gefängnißkirche vorüber, welche offen stand, da heute ausnahmsweise an einem Wochentage Gottesdienst stattfand. Ich konnte nicht vorbeigehen, ohne einzutreten. Ein trübes Licht fiel durch die matt geschliffenen Scheiben. Zu beiden Seiten saßen die Sträflinge, doch so, daß sie nicht miteinander in Berührung kommen durften. Außerdem war eine gehörige Anzahl von Aufsehern vorhanden, um jede verdächtige Annäherung zu vermeiden. Es war eine seltsame Gemeinde,

welche sich hier vereinigte, um ihrem Gott zu dienen. Welch' ein Ausdruck in den verschiedenen Physiognomieen, welch' eine Galerie von wechselnden Gestalten; hier die tiefste Reue und Zerknirschung, die an Verzweiflung grenzte; dort der finstere Trotz, der lästernde Hohn, oder der unverbesserliche Leichtsinn. Wie nachlässig hielt dort der freche Bursche das Gesangbuch, darüber hinauf zu dem Chore schielend, wo die Frauen ungesehen hinter dem Gitter ebenfalls ihre Andacht verrichteten. Sein Nachbar war ein junger Mensch mit blonden Gesichtszügen, der aus Leichtsinn nur gesündigt hat; er blickte mit tiefer Andacht in sein Buch und dachte wohl dabei mit Rührung der Zeit, wo er mit seinen frommen Eltern noch zur Kirche ging und nicht einschlafen konnte, bevor er gebetet hatte. Grimmig schaut der Wilde dort mit geballten Fäusten vor sich nieder, seine aufgeworfenen Lippen umspielt ein höhnisches Lächeln über den ganzen Pfaffentrug und das Gaukelspiel, wofür er die Religion hält; er selber glaubt nichts mehr und verachtet diejenigen unter seinen Schicksalsgefährten, welche sich jetzt an den Himmel anklammern, als ausgemachte Heuchler und Dummköpfe. Der schwarze Krauskopf in der Ecke wirft während des Gebetes einem entfernten Kameraden Blicke des Einverständnisses zu und sucht sich ihm durch Zeichen bemerkbar zu machen. Irre ich nicht, so verabreden sie ihre Flucht, oder eine falsche Aussage vor dem Richter, um sich loszulügen. Dennoch wurde ich von einer tiefen Andacht hier ergriffen und mit einer nie gekannten Rührung lauschte ich dem wunderbar fesselnden Gesange der Sträflinge. Erschütternd klang die Predigt des Geistlichen, der jetzt die Kanzel bestieg. Er schien von seiner Aufgabe erfüllt zu sein, in diesen erstorbenen Herzen den göttlichen Funken wieder zu erwecken und das Saatkorn des Heils auf solchen steinigen Boden auszustreuen. Als er im Verlaufe der Rede des zum Tode verurtheilten Delinquenten erwähnte und diese Gemeinde aufforderte, für seine Vergebung den himmlischen Richter zu bitten, da der irdische keine Gnade haben darf, da

sah ich manches trockene Auge sich mit Thränen füllen, manche trotzige Lippe erbeben, die Wangen erbleichen und ein leises Schluchzen wurde hörbar in der stillen Kirche. Gerade im Gefängnisse hat die Religion mit ihrer segnenden, heilenden und tröstenden Kraft eine erhabene Aufgabe zu erfüllen, die allerdings meist durch übertriebenen Eifer, zelotische Strenge und pietistische Richtung nicht besonders gefördert wird.

Beim Herausgehen aus der Kirche begegnete ich noch einem seltsamen Zuge. Auf den Armen einer blassen Frau wurde ein weinendes Kind zur Taufe getragen; es war von der gefangenen Mutter im Kerker geboren und sollte jetzt in Gegenwart von Verbrechern in die Gemeinschaft der christlichen Kirche aufgenommen werden. Welche Schicksale hat diese arme Menschenpflanze ferner zu erwarten? — Es steht vielleicht am Anfange der fürchterlichen Laufbahn, welche der Hinzurichtende morgen gewaltsam beschließen wird. Mit diesen Gedanken noch beschäftigt, trat ich in die dunkele Zelle. Der Delinquent saß zwischen zwei Wächtern, welche ihn von nun an bis zum letzten Augenblicke nicht mehr verlassen dürfen. Sein Gesicht war blutleer, eine aschgraue Todtenfarbe lagerte bereits auf seinen eingefallenen Wangen, gespenstisch flackerten seine Augen wie Irrlichter umher. Niemals werde ich diesen hoffnungslosen und doch nach Hülfe ringenden Blick vergessen. So schonend als möglich suchte ich mich meines Auftrages zu entledigen, um seinen Gesundheitszustand, wie es das Gesetz forderte, zu constatiren. Ich nahm seine Hand und fühlte den Puls, der in unzählbaren Schlägen mir die innere Angst verrieth und wie ein zu Tode gehetztes Pferd dahinkeuchte. Trotzdem bestrebte sich der Verurtheilte, mir und den Wächtern gegenüber einen erheuchelten Muth zu zeigen, indem er mit Aufwand seiner letzten Willenskraft matt zu lächeln versuchte. Es war dies noch ein Rest menschlicher Eitelkeit, die man bei den meisten Verbrechern selbst im Augenblicke des Todes findet; sie setzen eine Art Ehre darein, wenigstens mit Muth und ohne Zeichen

von Feigheit zu sterben. Besonders war dies früher der Fall, wo aus den Hinrichtungen noch ein öffentliches Schauspiel gemacht wurde und der Delinquent gleichsam eine Rolle spielte. Durch die neue Einrichtung fällt dieser Grund fort, und ich habe die Bemerkung gemacht, daß die Verurtheilten jetzt weit angegriffener und niedergedrückter dem Tode entgegengehen.

Der Verbrecher, der morgen hingerichtet werden sollte, war keineswegs von seiner Geburt zu einem ähnlichen Geschick bestimmt. Seine Eltern hatten ihm eine angemessene Erziehung gegeben, aber von Jugend auf zeigte er einen deutlich ausgesprochenen Hang zur Verschwendung und zum liederlichen Leben, wobei es ihm vollkommen gleichgültig war, wie und womit er denselben befriedigte. Oefters hatte er seinen Eltern und Anverwandten bedeutende Summen entwendet, um diese mit seinen Spießgesellen, und besonders in Gesellschaft von ausschweifenden Frauen, zu verjubeln. Der strenge Vater hatte vielleicht allzu streng jeden möglichen Besserungsweg für den verlorenen Sohn angewendet; er gab ihn zum Militär, weil er von der strengen Mannszucht sich einen Erfolg versprach, aber auch hier verfiel der Sohn in seine früheren Fehler.

Um einer Dirne ein Geschenk zu machen, entwendete er einem Cameraden eine Uhr, und wurde deshalb hart bestraft und, was weit schlimmer war, in die zweite Klasse der Ehrlosen gestoßen. Dies schien einen bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht zu haben; er ging in sich und diente fortan mit solcher Auszeichnung, daß er wieder zurückversetzt und sogar um einen Grad befördert werden sollte. Während des Feldzuges in Schleswig-Holstein hatte er bei vielen Gelegenheiten einen seltenen Muth und ein entschieden militärisches Talent bewiesen, Er wäre vielleicht, da es ihm auch nicht an der nöthigen Bildung fehlte, ein brauchbarer Soldat, sogar unter andern Verhältnissen ein Held geworden. Der allzu schnelle Frieden vereitelte diese Aussichten, und ein unglücklicher Streit, den er in der Trunkenheit mit einem Vorgesetzten hatte, brachte eine neue

Bestrafung zu Wege. Seitdem waren wieder alle seine guten Vorsätze verschwunden; er überließ sich von Neuem den früheren Ausschweifungen und zwar so arg, daß er mit Schimpf von seinem Regimente fortgejagt werden mußte.

In dieser Lage getraute er sich nicht dem erzürnten Vater unter die Augen zu treten; er irrte längere Zeit herum, bis er bei einem Förster im Walde als Jägerbursche ein Unterkommen fand. Das Leben sagte ihm zu; die Bewegung im Freien, die Lust an der Jagd, das Auflauern der Wilddiebe entsprach vollkommen seiner Neigung zu einem mehr herumschweifenden, thätigen Leben. Auch hier legte er vielfache Proben seiner natürlichen Tapferkeit und Verwegenheit ab. Alles wäre gut gegangen, und der junge Mann vielleicht noch ein tüchtiger Jäger geworden, wenn er nicht auch hier bei seinem Besuche in der benachbarten Stadt in schlechte Gesellschaft gerathen wäre. Um die sich mehrenden Ausgaben zu bestreiten, ließ er sich verleiten, einem Wildhändler heimlich das von ihm geschossene Wild zu verkaufen, und somit seinen Brodherrn zu betrügen. Sein Vergehen wurde entdeckt und er den Gerichten übergeben. Ein sechsmonatlicher Aufenthalt im Gefängnisse war der Wendepunkt seines Schicksals; er hatte dort mehrere Verbrecher von Profession kennen gelernt, deren gelehriger Schüler er jetzt wurde. Sie versahen ihn mit den nöthigen Anweisungen, ertheilten ihm Unterricht und weiheten ihn so vollständig in die Mysterien ihres schändlichen Gewerbes ein, daß der Lehrling bald zum Meister vorrückte.

Sein Muth, seine persönliche Tapferkeit, Bildung und Schlauheit gaben ihm bald eine hervorragende Stellung in der Gaunerwelt; hier fand er Gelegenheit, seine Talente und Eigenschaften zu verwenden, die ihm wahrscheinlich in einem Kriege eine ehrenwerthe und glänzende Stellung verschafft hätten. Auch fand er unter seinen Genossen die Achtung und Anerkennung, welche ihm die Gesellschaft versagen mußte. Bald leitete er die kühnsten Diebstähle, Einbrüche und Raubanfälle, welche die Auf-

merksamkeit der Behörden im höchsten Grade erregten. Bei einem Ueberfall einer einsam gelegenen Mühle, deren Bewohner sich zur Wehre setzten, erschoß er mit eigener Hand den Eigenthümer. Ein Preis war auf die Entdeckung des Thäters gesetzt, und mit Hülfe eines bereits bestraften Verbrechers, der jetzt im Dienste der Polizei stand, gelang es, den Mörder zu ergreifen. Nur ein halbes Jahr hatte die ganze Laufbahn gedauert, die jetzt auf dem Schaffot ihr Ende finden sollte. Aus den Acten ging noch eine vollkommen erwiesene, merkwürdige Thatsache hervor, daß der Verurtheilte wenige Tage nach dem von ihm vollbrachten Morde mit eigener Lebensgefahr ein Kind vor dem Ertrinken gerettet hatte. Welche Widersprüche in einer Menschenbrust! Sein Vertheidiger hatte diesen Umstand in einem eingereichten Gnadengesuche geltend gemacht; nichts desto weniger wurde dasselbe zurückgewiesen und die Hinrichtung anbefohlen. —

Ich hatte soeben die Untersuchung beendet, und stand im Begriffe, den Unglücklichen zu verlassen, als eine schluchzende Frau in anständig bürgerlicher Kleidung in die Zelle trat.

„Mutter!" schrie der Gefangene auf, und all seine mühsam errungene Fassung brach vor diesem Anblick zusammen.

Sie sank auf den Sessel hin, welchen ihr mitleidig einer der Wärter hinstellte, und bedeckte ihr schmerzenvolles Gesicht mit den abgemagerten Händen.

Es herrschte ein furchtbares Schweigen in der Zelle, eine wahre Todtenstille. Leise schlich ich mich fort, um nicht Zeuge der nun folgenden, erschütternden Scene zu sein. Ich sagte dem Verurtheilten nicht ein Lebewohl, da ich doch am Morgen des nächsten Tages ihn zum Schaffot begleiten mußte. So blieb er allein mit seiner Mutter; der Vater war, ihm fluchend, vor einigen Monaten gestorben; aber die Mutterliebe brachte Versöhnung, Ruhe und Frieden in dies elende, von Todesangst gequälte Herz. Wie ich später hörte, verlangte der Delinquent, nachdem ihn die Mutter verlassen, den Zuspruch des Geistlichen,

welchen er bisher anzunehmen hartnäckig verweigert hatte. Er wurde dann ruhiger und schlief sogar noch einige Stunden oder schien wenigstens zu schlafen. Welche Träume mögen einem solchen Schlummer zu Theil geworden sein, welche Gedanken ein solches Erwachen begleitet haben! — Als der Beamte ihn abzuholen kam, fand er ihn bereits angekleidet; mit langsamen, aber festen Schritten betrat er den Hof und sah das verhängnißvolle Gerüst, wo der Scharfrichter mit seinen Gehülfen ihn erwartete. Gefaßt hörte er die nochmalige Verlesung des Todesurtheils aus dem Munde seines Richters. Mit bewegter Stimme nahm er von diesem und von den übrigen Beamten Abschied. Seinem Wärter trug er, wie ich deutlich hören konnte, noch einen Gruß an seine abwesende Mutter auf. Jetzt bestieg er das Schaffot, seine Lippen schienen sich noch einmal zu bewegen, wie zum letzten Gebet; dann kniete er nieder, die Knechte befestigten das Haupt auf dem Block. Der erste Strahl der aufgehenden Sonne spiegelte sich in dem funkelnden Beil, das mit einem dumpfen Hiebe den Lebensfaden zerschnitt. Ich aber entfernte mich erschüttert und keineswegs von der Zweckmäßigkeit der Todesstrafe überzeugt.

IX.

Verbrechen aus Ehre.

Beim Durchblättern des Krankenjournals stoße ich auf die kurze Notiz: „Johann Koch, früher Flurschütz, fünfundfünfzig Jahre alt, wegen Mords zum Tode verurtheilt und v. Sr. M. dem Könige zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt.“ Wie dürftig, nichtssagend, schablonenhaft erscheinen diese kurzen Bemerkungen, hinter denen sich ein furchtbares Geschick, eine große

merksamkeit der Behörden im höchsten Grade erregten. Bei einem Ueberfall einer einsam gelegenen Mühle, deren Bewohner sich zur Wehre setzten, erschoß er mit eigener Hand den Eigenthümer. Ein Preis war auf die Entdeckung des Thäters gesetzt, und mit Hülfe eines bereits bestraften Verbrechers, der jetzt im Dienste der Polizei stand, gelang es, den Mörder zu ergreifen. Nur ein halbes Jahr hatte die ganze Laufbahn gedauert, die jetzt auf dem Schaffot ihr Ende finden sollte. Aus den Acten ging noch eine vollkommen erwiesene, merkwürdige Thatsache hervor, daß der Verurtheilte wenige Tage nach dem von ihm vollbrachten Morde mit eigener Lebensgefahr ein Kind vor dem Ertrinken gerettet hatte. Welche Widersprüche in einer Menschenbrust! Sein Vertheidiger hatte diesen Umstand in einem eingereichten Gnadengesuche geltend gemacht; nichts desto weniger wurde dasselbe zurückgewiesen und die Hinrichtung anbefohlen. —

Ich hatte soeben die Untersuchung beendet, und stand im Begriffe, den Unglücklichen zu verlassen, als eine schluchzende Frau in anständig bürgerlicher Kleidung in die Zelle trat.

„Mutter!" schrie der Gefangene auf, und all seine mühsam errungene Fassung brach vor diesem Anblick zusammen.

Sie sank auf den Sessel hin, welchen ihr mitleidig einer der Wärter hinstellte, und bedeckte ihr schmerzenvolles Gesicht mit den abgemagerten Händen.

Es herrschte ein furchtbares Schweigen in der Zelle, eine wahre Todtenstille. Leise schlich ich mich fort, um nicht Zeuge der nun folgenden, erschütternden Scene zu sein. Ich sagte dem Verurtheilten nicht ein Lebewohl, da ich doch am Morgen des nächsten Tages ihn zum Schaffot begleiten mußte. So blieb er allein mit seiner Mutter; der Vater war, ihm fluchend, vor einigen Monaten gestorben; aber die Mutterliebe brachte Versöhnung, Ruhe und Frieden in dies elende, von Todesangst gequälte Herz. Wie ich später hörte, verlangte der Delinquent, nachdem ihn die Mutter verlassen, den Zuspruch des Geistlichen,

welchen er bisher anzunehmen hartnäckig verweigert hatte. Er wurde dann ruhiger und schlief sogar noch einige Stunden oder schien wenigstens zu schlafen. Welche Träume mögen einem solchen Schlummer zu Theil geworden sein, welche Gedanken ein solches Erwachen begleitet haben! — Als der Beamte ihn abzuholen kam, fand er ihn bereits angekleidet; mit langsamen, aber festen Schritten betrat er den Hof und sah das verhängnißvolle Gerüst, wo der Scharfrichter mit seinen Gehülfen ihn erwartete. Gefaßt hörte er die nochmalige Verlesung des Todesurtheils aus dem Munde seines Richters. Mit bewegter Stimme nahm er von diesem und von den übrigen Beamten Abschied. Seinem Wärter trug er, wie ich deutlich hören konnte, noch einen Gruß an seine abwesende Mutter auf. Jetzt bestieg er das Schaffot, seine Lippen schienen sich noch einmal zu bewegen, wie zum letzten Gebet; dann kniete er nieder, die Knechte befestigten das Haupt auf dem Block. Der erste Strahl der aufgehenden Sonne spiegelte sich in dem funkelnden Beil, das mit einem dumpfen Hiebe den Lebensfaden zerschnitt. Ich aber entfernte mich erschüttert und keineswegs von der Zweckmäßigkeit der Todesstrafe überzeugt.

IX.

Verbrechen aus Ehre.

Beim Durchblättern des Krankenjournals stoße ich auf die kurze Notiz: „Johann Koch, früher Flurschütz, fünfundfünfzig Jahre alt, wegen Mords zum Tode verurtheilt und v. Sr. M. dem Könige zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt.“ Wie dürftig, nichtssagend, schablonenhaft erscheinen diese kurzen Bemerkungen, hinter denen sich ein furchtbares Geschick, eine große

sociale Tragödie verbirgt! Muß man nicht dabei an einen gemeinen Verbrecher glauben? und doch war dieser Unglückliche nur ein Opfer der Verhältnisse und seiner Zeit.

Vor meinen Augen steht das Bild eines kräftigen, gedrungenen Mannes in der kurzen, grauen Sträflingsjacke, mit gebräuntem Gesicht, dessen offene, gutmüthige Physiognomie eher alles Andere, als einen Mörder verrieth. Seine straffe, militärische Haltung zeigte den früheren Soldaten, aber nicht einen unserer heutigen Friedenshelden, sondern den alten, gedienten Krieger, der dem Tode oft genug unerschrocken in das Angesicht geschaut. Eine wilde Energie, ein trotziger Muth und das Gefühl der eigenen Kraft sprachen aus allen seinen Bewegungen; trotzdem war er gehorsam wie ein Kind, freundlich und unverdrossen, so daß ich mich nicht erinnere, je ein hartes Wort oder einen Tadel über ihn gehört zu haben. Er besaß in der That ein peinliches Pflicht- und Ehrgefühl, das leider nur selten in seiner Sphäre angetroffen wird, wo gerade das Gegentheil die Regel bildet.

Wie ich aus den Acten und seinen eigenen Mittheilungen erfuhr, war Johann Koch der Sohn eines nicht unbegüterten Bauern, der jedoch durch die unglücklichen Kriegsjahre, durch rasch sich folgende feindliche Einquartierungen und Requisitionen in seinen Verhältnissen nach und nach zurückgekommen war. Die nur zu sehr begründeten Klagen des Vaters erfüllten den heranwachsenden Knaben mit dem glühendsten Franzosenhaß. Als die Stunde der Befreiung schlug, war er einer der Ersten im Kampfe für das Vaterland. Körperlich kräftig, von Jugend auf an Entbehrungen gewöhnt, von Muth und Begeisterung erfüllt, fand er bald Gelegenheit, sich auszuzeichnen und die Achtung seiner Vorgesetzten zu gewinnen. Koch gehörte anfänglich zu dem bekannten Lützow'schen Freicorps, dessen Schicksale und Ruhm er theilte. Seiner ganzen Natur sagte das kühne Wesen und das frische Leben dieser Truppe weit mehr zu, als der spätere Dienst in dem regelmäßigen Heere. Hier galt noch der einzelne Mann,

hier herrschte ein mehr kameradschaftliches Verhältniß und ein fröhliches Lagerleben, hier gab es Abwechselung, kecke Wagstücke, schlaue Ueberfälle, ritterliche Thaten, hier waltete vorzugsweise der Geist des Volkes und der Jugend, aus dem der heilige Freiheitskampf hervorgegangen war.

Unter den Augen des kühnen Lützow hatte Koch fast in allen hervorragenden Gefechten seines Corps Theil genommen und unter den vielen Tapfern sich hervorgethan. Später wurde er jedoch in das regelmäßige Heer eingereiht und einem Jäger-bataillon zugetheilt. Bei Belle-Alliance schwer verwundet, mußte er mehrere Monate im Lazareth liegen bleiben. Als er endlich geheilt war, wurde er für den ferneren Dienst unbrauchbar erklärt und in Anerkennung der von ihm bewiesenen Tapferkeit mit dem eisernen Kreuz entlassen.

Nach vierjähriger Abwesenheit kehrte Koch in die Heimath und nach seinem Dorfe zurück. Er fand seinen Vater todt, die hinterlassene Wirthschaft vernachlässigt und mit Schulden belastet, so daß ihm nichts übrig blieb, als das Anwesen um jeden Preis loszuschlagen, da das baare Geld nach dem Kriege äußerst knapp geworden war. Ohnehin fehlte ihm jetzt Lust und Neigung, wieder ein Bauer zu werden. Bei seiner Gewöhnung an das frische Lagerleben mußte ihm das einförmige Dasein auf dem Dorfe, die beschränkte Existenz des Landwirths jetzt doppelt zuwider sein. Eine gewisse Ungebundenheit und Rastlosigkeit war ihm von seinem bisherigen Stande zurückgebliebeu, so daß er sich nicht so leicht in die engen Verhältnisse seiner Heimath wieder finden konnte. Da ging Alles seinen alten, ruhigen Gang, als ob nichts in der Welt geschehen wäre, da hatte sich nichts verändert, während draußen das Ungeheuerste sich doch ereignet hatte. Man hatte zwar auch an dem Kampfe, aber nur aus weiter Entfernung, Theil genommen, manches Opfer an Geld und Gut gebracht, doch das war bald wieder vergessen und jetzt hatte jeder Mann vollauf zu thun, um durchzukommen, die neuen Steuern aufzubringen, die alten Schulden abzutragen, die ver-

nachlässigten Aecker zu bestellen, zu säen und zu ernten, zu bauen und zu schaffen vom Morgen bis zum Abend, von einem Sonntag bis zum andern.

Der heimgekehrte Koch fand keine ihm zusagende Beschäftigung, obgleich er es an Bemühungen darum nicht fehlen ließ. Ein Gesuch um den Posten eines Gerichtsboten oder Steuerbeamten wurde ihm trotz seiner glänzenden Zeugnisse und der Versprechungen, welche die Regierung den tapferen Kämpfern beim Beginn des Krieges gegeben hatte, unter dem Vorwande zurückgewiesen, daß ihm die nöthigen Kenntnisse mangelten, was allerdings der Fall war. Aber auch andere Stellen, die einen geringeren Bildungsgrad voraussetzten, wurden ihm abgeschlagen, weil die Zahl der berechtigten Bewerber zu groß war und ihm jede Protection, um die er sich allerdings auch nicht bemüht hatte, gänzlich fehlte. Während er aber bald hier, bald dort anklopfte und überall zurückgewiesen wurde, zehrte er allmälig die wenigen Groschen auf, welche ihm von der väterlichen Erbschaft übrig geblieben waren. Wollte er nicht als Bettler der Gemeinde zur Last fallen, so mußte er sich als Tagelöhner verdingen, woran ihn jedoch die nach seiner Verwundung zurückgebliebene allgemeine Körperschwäche verhinderte.

Seine Lage wurde noch peinlicher durch den Umstand, daß Koch in der Heimath ein Mädchen kennen gelernt hatte, das er innig liebte und von dem er ebenso aufrichtig wieder geliebt wurde. Leider besaß seine Braut keine andere Mitgift, als ihre Schönheit, ihre Tugend und ihren Fleiß, so daß die von Beiden sehnlichst gewünschte Verbindung in weiter Ferne lag. Wenn aber die Noth am größten, pflegt auch die Hülfe am nächsten zu sein. Eines Tages, als Koch nach seiner Gewohnheit im Felde mit seinen traurigen Gedanken umherstreifte, hörte er plötzlich seinen Namen rufen. Als er aufblickte, sah er einen kräftigen Mann in grüner Pekesche vor sich stehen, dessen Gesicht ihm bekannt vorkam. Als dieser ihn mit freundlichen Worten anredete, erinnerte er sich sogleich an den Landwehrmajor, den

er bei Leipzig durch einen rechtzeitigen Schuß vor dem sicheren Todesstreich eines französischen Kürassiers bewahrt hatte. Dieser reichte jetzt seinem Lebensretter, dessen Züge und Namen er in dankbarer Erinnerung behalten, herzlich die Hand, indem er ihn aufforderte, eine kurze Strecke mitzugehen. Unterwegs erzählte der Major, daß er nach dem Frieden seinen Abschied genommen und sich hier in der Gegend angekauft und zwar das in der Nähe liegende Rittergut erworben habe. Zugleich erkundigte er sich theilnehmend nach den Verhältnissen seines Begleiters, der nach einigem Zögern offen und unumwunden über seine verzweifelte Lage und seine vergeblichen Bemühungen um eine passende Stelle mit ihm sprach. Nachdem der Major ihm aufmerksam zugehört und einige Zeit nachgesonnen, bot er Koch das allerdings nicht glänzende, aber dessen Neigungen vollkommen zusagende Amt eines sogenannten „Flurschützen" an, der eine Art ländlicher Polizei zu verwalten hat.

Koch schlug natürlich mit tausend Freuden ein und trat schon den nächsten Tag seinen Posten an. Einige Wochen später folgte ihm das geliebte Mädchen als seine Frau nach und bezog mit ihm das kleine Haus, welches der Major ihm eingeräumt hatte. So gering auch seine Einkünfte waren, so glücklich fühlte sich Koch in seinem neuen Wirkungskreis, der ihm gestattete, den ganzen Tag mit der Büchse im freien Felde herumzustreifen, den Wald zu inspiciren, zuweilen einen Hasen oder einen Flug Rebhühner für die Tafel des Gutsherrn zu schießen, einem Wilddieberei auf eigene Rechnung betreibenden Dorfhund das Lebenslicht auszublasen, oder eine im Felde verlaufene Kuh abzupfänden. Mit vielem Eifer betrieb er sein obrigkeitliches Amt, ohne darum in Härte auszuarten. Ein strenges Pflichtgefühl beseelte ihn bei allen seinen Handlungen und seine Gerechtigkeitsliebe entwickelte sich unter diesen Verhältnissen in einem hohen Grade. Der Major war mit ihm zufrieden und behandelte ihn mehr als einen guten Freund, denn als seinen Untergebenen. Von freien Stücken vermehrte er sein Einkom-

men, indem er ihm ein größeres Deputat bewilligte, als die Familie des Flurschützen sich mit der Zeit vermehrte. Koch hatte einen Sohn, der nach dem Vater schlug und eine Tochter, welche ganz das Ebenbild der Mutter und sein erklärter Liebling war. Die Jahre vergingen so in ungetrübtem Frieden, der Knabe wuchs heran und wurde zum Soldaten ausgehoben, während das Mädchen für die schönste und fleißigste Dirne in der ganzen Gegend galt.

Auch der Major hatte einen Sohn, der in einer Cadettenanstalt erzogen wurde und mit der Zeit sein Lieutenants-Examen machte. Der junge, schmucke Officier kam zum Besuch nach Hause und lernte bei dieser Gelegenheit die schöne Tochter des Flurschützen kennen. Aus Langeweile und da er keinen würdigeren Gegenstand für seine Galanterien fand, verführte er das unschuldige Mädchen, ohne viel an die möglichen Folgen zu denken. Als Koch durch seine Frau den Zustand seiner Tochter erfuhr und diese über die näheren Verhältnisse befragt hatte, zog er seinen Sonntagsrock an und knöpfte das eiserne Kreuz, das Zeichen seines ehrenvollen Verhaltens, in das Knopfloch. Darauf ging er auf das Schloß und verlangte den Major zu sprechen. In schlichten Worten und ohne alle Umschweife klagte er den Verführer seiner Tochter an und forderte von dem Vater die nach seiner Meinung und seinen hochgesteigerten Ehrbegriffen einzig mögliche Satisfaction, nämlich, daß der Herr Lieutenant das von ihm gekränkte Mädchen zur Frau nehmen und somit ihre Ehre wieder herstellen sollte.

Der Major, der im Grunde des Herzens ein redlicher Mann war und die Schuld seines Sohnes nicht fortleugnen konnte oder wollte, suchte vergebens dem Flurschützen die Unmöglichkeit seiner Forderung vorzustellen, indem er ihn auf die Ungleichheit der Verhältnisse, des Ranges und Standes verwies. Koch hörte ihn ruhig an, ohne ihn zu unterbrechen, setzte aber allen seinen Gründen am Schlusse seiner Rede nur die einfache Frage entgegen, ob er ihn selbst für einen Ehrenmann und

seine Tochter für schuldlos halte? Da der Major Beides zugestehen mußte, so wiederholte er von Neuem seine erste Forderung, mit dem Hinzufügen, daß der Rock des Königs, den sie Beide getragen, sie auch gleich gemacht habe, daß der Unterschied der Stände während des letzten Krieges aufgehört habe, wo der Fürst und der Bauer, der Reiche und der Arme in Einer Reihe für das Vaterland gekämpft und ihr Blut und Gut hingegeben. Er erinnerte ihn, wie er damals, als er ihm das Leben gerettet, auch nicht nach Rang und Stand gefragt, sondern seine Schuldigkeit gethan, und sprach die Ueberzeugung aus, daß auch jetzt der Major wie ein Ehrenmann gegen den andern handeln werde.

Dieser, dem die Angelegenheit wirklich leid that, bot dem Flurschützen eine bedeutende Summe zur Entschädigung für die ihm zugefügte Beleidigung, und als dieser das Geld entrüstet zurückwies, verdoppelte und verdreifachte er sein Anerbieten. Koch blieb jedoch, trotzdem er ein armer Mann war, unerschütterlich und beharrte nach wie vor auf seiner Forderung mit einer Hartnäckigkeit, welche auch den Major immer mehr reizte, so daß dieser zuletzt die Geduld verlor und ihm eben so fest und bestimmt erklärte, daß, wenn selbst sein Sohn die Dirne heirathen wollte, er nun und nimmer seine Zustimmung zu einer so thörichten und unerhörten Verbindung geben würde. Bleich und stumm, ohne eine Drohung oder ein böses Wort gegen den Major auszustoßen, verließ Koch das Schloß und kehrte in sein Haus zurück, wo er seine bekümmerte Frau und die weinende Tochter fand. Ruhig zog er seinen Sonntagsrock aus und hängte ihn an den Nagel, ruhig forderte er das Mädchen auf, noch einmal an den Lieutenant zu schreiben und ihn an seine Schwüre und das ihr gegebene Versprechen zu erinnern. Da der Brief, wie zu erwarten war, ohne Antwort blieb, so ging der Flurschütz in der nächsten Woche nach der benachbarten Kreisstadt, um den Lieutenant, oder vielmehr, da derselbe noch minderjährig war, den Major beim Gericht zu verklagen.

Das war jedoch keineswegs so leicht, als es sich der arme Koch in seinem Gerechtigkeitssinn und bei seiner Unkenntniß der juridischen Formen vorgestellt hatte. Von einem Rechtsanwalt zum andern gewiesen, fand er endlich einen braven Justizcommissar, einen alten Freiheitskrieger vom Jahre dreizehn, der hn anhörte, ohne im Voraus einen Geldvorschuß von ihm zu verlangen. Auch versprach er ihm, den Proceß zu führen, obgleich er ihm nur geringe Hoffnungen machte und deshalb zu einem gütlichen Vergleiche rieth. Davon wollte aber der Flurschütz nichts wissen, indem er sich auf die Gerechtigkeit seiner Sache und die im Namen des Königs geübte Justiz verließ, da ja, wie er wußte oder zu wissen glaubte, das Gesetz ohne Ansehen der Person urtheilte und vor demselben nach seiner Meinung alle Bürger gleich waren. Natürlich konnte er unter diesen Umständen auch nicht länger in den Diensten des Majors bleiben; er gab daher seinen Posten als Flurschütz auf und zog wieder in sein Heimathsdorf zurück, wo ihm nichts übrig blieb, als das gerade offenstehende Amt eines Nachtwächters zu übernehmen, um sich mit den Seinigen nothdürftig durchzubringen.

Auch hier zeichnete er sich durch die strengste Pflichterfüllung aus, indem er, wie aus den Acten zu ersehen, wesentlich und mit Gefahr seines eigenen Lebens zur Entdeckung und Verhaftung einer gefährlichen Diebesbande beigetragen hatte. Die bei dieser Gelegenheit ihm ertheilte Prämie und die wenigen Ersparnisse wurden jedoch bald wieder von dem Proceß verschlungen, der unterdeß ruhig seinen Fortgang nahm. Ohne Murren brachte Koch diese Opfer, legte er sich jede Entbehrung auf, indem er von Tag zu Tag auf die Gerechtigkeit für seine unglückliche Tochter wartete. Nie kam eine Klage, noch weniger ein Vorwurf gegen sie über seine Lippen, da er von ihrer Unschuld vollkommen überzeugt war. So vergingen Wochen und Monate, bis endlich eines Tages der Gerichtsbote ihm das Erkenntniß einhändigte und dafür den letzten Groschen aus der Tasche des Armen nahm.

Mit zitternder Hand erbrach jetzt Koch das große Amts-siegel und las mit großgedruckten Worten den Namen des Königs. Dann schwammen und tanzten die Buchstaben vor seinen Augen, ein lauter Schrei entfuhr seiner bedrückten Brust und der starke Mann mußte sich an dem Tisch festhalten, um nicht zu sinken. Seine Klage war zurückgewiesen und er in die Kosten verur-theilt worden, weil nach dem Gesetz die Ehe eines Adligen mit einem Mädchen niederen Standes nicht zulässig sei.

Nachdem er sich von seiner Schwäche erholt, warf er noch einmal einen Blick auf das unglückselige Papier, um sich zu überzeugen, daß er wirklich richtig gelesen und sich nicht ge-täuscht. Da stand es nach wie vor groß und breit: «Im Na-men des Königs» und darunter «von Rechtswegen».

Koch stieß ein bitteres Gelächter aus, dann riß er das eiserne Kreuz aus seinem Rock und trat seinen höchsten Ehren-schmuck mit Füßen.

Am nächsten Tage wanderte er nach der Stadt, um sich die Bestätigung aus dem Munde seines Rechtsanwaltes zu holen. Dieser rieth ihm wohlwollend, von jeder weiteren Appellation abzustehen, da sie ihm doch nichts nützen würde, dagegen eine Klage auf Alimentation und Entschädigung für seine Tochter einzureichen, zu der sein Gegner gesetzlich verpflichtet wäre. Koch schüttelte jedoch mit dem Kopf und dankte dem Justizcommissar für seine Bemühungen, da dieser kein Geld von ihm nehmen wollte. Zugleich erklärte er aber, daß ihm die Ehre seiner Tochter nicht für Geld feil sei.

Anscheinend ruhig kehrte er in seine Wohnung zurück und verrichtete nach wie vor seinen Dienst. Aber in seinem Innern tobte es um so heftiger und, wie er selbst dem Richter gestand, war seit diesem Tage eine vollständige Umwandlung mit ihm vorgegangen. Sein Gerechtigkeitssinn empörte sich gegen ein Urtheil, das allen seinen Anschauungen von Recht und Gesetz, allen seinen Begriffen von Ehre widersprach. Sein beleidigtes Vaterherz verlangte eine entsprechende Genugthuung, die ihm

nicht zu Theil geworden. Als das Vaterland in Gefahr war, als der König rief, hatte er nicht gezögert und sein Leben ohne Besinnen eingesetzt, und jetzt hatte derselbe König, dessen Gerechtigkeit er angerufen, ihm die nach seinen Begriffen einzig mögliche Genugthuung versagt und seine Bitte nicht um Gnade, sondern nur um Recht im Namen des Gesetzes zurückgewiesen.

Das war zu viel und mehr als er zu ertragen vermochte. Wenn aber das Gesetz ihm nicht beistand, sein König ihn verließ, so blieb ihm nichts übrig, als sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen; er wollte keine Rache, sondern nur Recht üben. Mit diesem Gedanken beschäftigte er sich von nun an bei Tag und Nacht, während er sich äußerlich bei dem Ausspruche des Gerichts zu beruhigen schien. Mehrere Versuche des Majors, die ganze Angelegenheit gütlich beizulegen, blieben von ihm unberücksichtigt und als seine Frau eines Tages darauf anspielte, gerieth er zum ersten Mal in seiner jetzt mehr als dreißigjährigen Ehe in wilden Zorn und stieß gegen sie und Alle, die sich einmischen würden, die heftigsten Drohungen aus.

So brütete er still für sich, und nur derartige plötzliche Wuthausbrüche, die jedoch eben so schnell wieder verschwanden, verriethen die heimliche Zerrüttung seiner Seele. Seine arme Tochter hatte unterdeß ein todtes Kind geboren und war schwer erkrankt. Mit unveränderter Liebe saß er an ihrem Lager, ja seine Zärtlichkeit für sie schien seit ihrem Unglück eher zu- als abgenommen zu haben. Er trug sie nach ihrer Genesung, da sie zu schwach zum Gehen war, im eigentlichen Sinne auf Händen. Während die Arme sich allmälig langsam erholte und zum ersten Mal wieder, von ihrem Vater unterstützt, an einem Sonntag die Kirche besuchte, hielt die Equipage des Majors zu derselben Zeit vor der Thür des Gotteshauses. Aus derselben stieg der junge Officier, indem er einer schönen, elegant gekleideten Dame die Hand bot. Bald war es im ganzen Dorfe bekannt, daß der Lieutenant sich mit der Tochter eines reichen Gutsbesitzers verlobt habe und mit seiner Braut sich zum Besuch bei seinem

Vater aufhalte. Bei dieser Nachricht sah Koch seine Tochter erbleichen und zusammenbrechen.

„Jetzt oder nie," flüsterte der böse Geist in ihm.

Nachdem er seine Tochter aus der Kirche nach Hause geführt, schlug er den Weg nach dem Schlosse des Majors ein. Hinter einem Gebüsch lauerte er auf die hier vorüberfahrende Equipage, die Hand an dem Hahn der geladenen Flinte, welche er heimlich unter seinem Rock verborgen hielt. Jetzt hörte er die Räder des Wagens näher rollen, er machte sich schußfertig. Ohne Zittern zielte er auf den Lieutenant, der sich in diesem Augenblick zärtlich zu seiner Braut hinüberbeugte. Ein Druck mit dem Finger, ein heller Blitz, ein lauter Knall — und der Officier war eine blutige Leiche.

Ohne an die Flucht zu denken, kehrte Koch in das Dorf zurück, aber statt in sein Haus zu gehn, suchte er den Ortsschulzen auf, indem er ihm offen gestand, daß er den Verführer seiner Tochter erschossen und Gerechtigkeit geübt habe. Anfänglich hielt man ihn für wahnsinnig und wollte ihm das Ungeheuere nicht glauben, bald aber wurde die Wahrheit bekannt. An das nächste Gericht abgeliefert, blieb Koch bei seinem Bekenntniß stehen, ohne daß er seine That zu beschönigen oder zu entschuldigen versuchte. Trotz der beredten Vertheidigung seines wackeren Rechtsanwaltes wurde er einstimmig wegen Mordes zur Hinrichtung durch das Beil verurtheilt, in Anbetracht seiner bewiesenen Tapferkeit und seines Wohlverhaltens indeß begnadigt. Gegen seinen Willen war das Begnadigungsgesuch von seinem Vertheidiger eingereicht worden, da er selbst den Tod hundertfach dem Verlust seiner Freiheit vorzog. Er glaubte sogar, daß ihm ein neues Unrecht hierdurch zugefügt worden sei und verlangte, natürlich vergebens, die Vollstreckung des gegen ihn gefällten Todesurtheils.

Obgleich er sich anscheinend in sein Schicksal endlich ergab und als Gefangener durch sein musterhaftes Betragen und seine mir bekannte Vergangenheit meine ganze Theilnahme zu erregen

wußte und ich ihm in jeder Beziehung sein trauriges Loos zu erleichtern suchte, so dachte der an Freiheit und Ungebundenheit gewöhnte Mann vom Anfang seiner Haft nur auf seine Flucht. Die Sehnsucht nach Freiheit schien ihn in den ersten Wochen förmlich aufzuzehren, so daß er ernstlich krank wurde, bei welcher Gelegenheit ich seine Bekanntschaft machte. Seine kräftige Natur erholte sich jedoch bald wieder so weit, um an die Ausführung seiner Pläne zu gehen. Mehrere Versuche wurden entweder rechtzeitig entdeckt oder durch unerwartete Hindernisse vereitelt. Ich selbst glaubte, daß er die Thorheit seiner vergeblichen Bemühungen endlich eingesehen, und ließ mich durch seine Ruhe vollkommen täuschen. Ich brauchte ihn zu verschiedenen Dienstleistungen als Krankenwärter, um ihn den entehrenden Beschäftigungen der gewöhnlichen Zuchthaussträflinge zu entziehen; er konnte daher in den Höfen sich frei bewegen und mit seinen Freunden, besonders mit seinem Sohne, der ihn damals wiederholt besuchte, ungehindert verkehren.

Mit diesem hatte er einen neuen Fluchtplan verabredet, den er diesmal auch mit wahrhaft bewunderungswürdiger Kühnheit ausführte, indem er in einer dunklen Nacht sich von dem Dache seines Gefängnisses an einem heimlich ihm zugesteckten Seil mit Gefahr seines Lebens herunterließ, die hohe Mauer überstieg und durch den breiten Graben glücklich an das jenseitige Ufer schwamm, wo sein Sohn ihn bereits erwartete, um mit ihm ein nach Amerika bestimmtes Schiff in Bremen zu besteigen. Beim Erklimmen der Mauer war jedoch die in der Nähe aufgestellte Schildwache durch das von ihm verursachte Geräusch aufmerksam gemacht worden und hatte, da auf ihren Anruf keine Antwort erfolgte, ihr Gewehr abgefeuert, ohne in der Finsterniß den Flüchtling zu treffen. Dieser war indeß mit seinem Sohne, so schnell es seine Kräfte gestatteten, weiter geeilt, bei ihrer beiderseitigen Unkenntniß der Gegend und der herrschenden Dunkelheit aber in einen Sumpf gerathen, aus dem so leicht kein Ausgang zu finden war. Es blieb ihnen daher

nichts übrig, wenn sie nicht versinken wollten, als in einem dichten Binsengebüsch den Morgen zu erwarten und dann ihren Weg weiter fortzusetzen.

Unterdeß war die Flucht des Unglücklichen gemeldet worden und die Verfolger wurden bald durch die hinterlassenen Spuren auf den richtigen Weg geleitet und näherten sich in dem mitgenommenen Kahne dem, wie es ihnen schien, unzugänglichen Versteck des Flüchtlings. Die wiederholte Aufforderung, aus den Binsen hervorzutreten und sich zu ergeben, blieb ohne Erfolg. Der sumpfige Boden konnte nicht ohne Gefahr betreten werden und diente den Verfolgten zum Schutz. Unter diesen Umständen hielt sich der Gefangenwärter nicht nur für berechtigt, sondern sogar für verpflichtet, Feuer geben zu lassen. Die Soldaten schossen ihre Gewehre in das Binsendickicht ab und bald darauf stürzte der arme Sohn hervor; in seinen Armen hielt er den zu Tode getroffenen Koch, ein Bild des Jammers und Entsetzens, mit Blut bedeckt, zusammenbrechend und verröchelnd.

So endete der Unglückliche, den sein Ehrgefühl und Gerechtigkeitssinn zum Mörder gemacht. Ich sorgte wenigstens für ein angemessenes Begräbniß. Seine Hinterbliebenen sind, wie ich nachträglich erfahren habe, nach Amerika ausgewandert. Das Geld zur Ueberfahrt und zum Ankauf einer kleinen Farm hat ihnen ein unbekannter Wohlthäter heimlich zukommen lassen. Ich glaube wohl, es wird der Major gewesen sein. Erst in neuester Zeit ist jenes traurige Gesetz, das Koch zum Mörder machte, aufgehoben worden.

X.

Aus den Offenbarungen eines Trepanirten.

Einer meiner Patienten war ein wohlhabender Gutsbesitzer in der Nähe der Stadt, den ich mit Verschweigung seines eigentlichen Namens „Brand" nennen will. Derselbe hatte sich erst kurze Zeit in der Gegend niedergelassen und führte ein höchst zurückgezogenes und einsames Leben, da er ein entschiedener Sonderling war und zum Theil deshalb von allen seinen Nachbarn gemieden wurde. Es ließ sich auch in der That nicht leugnen, daß seine ganze Erscheinung einen unheimlichen Eindruck machen mußte. Man denke sich einen großen, mageren Mann mit einem starken Kopf, der über und über mit struppig rothen Haaren bedeckt war, während sein Gesicht durch eine große Narbe entstellt wurde. Diese auffallende Häßlichkeit wurde keineswegs durch sein Benehmen gemildert, da er in seinem ganzen Wesen etwas Rauhes, Eckiges und Menschenscheues hatte. Ich selbst konnte mich des allgemeinen Vorurtheils nicht erwehren, obwohl er mir in der Unterhaltung als ein gebildeter und wohlwollender Mann erschien.

Dieser häßliche, fast widrig zu nennende Gutsbesitzer hatte merkwürdigerweise eine der schönsten und liebenswürdigsten Frauen, denen ich in meinem Leben begegnet bin. Ihre Bewegungen waren voll natürlicher Grazie, ihre Sprache klang wie Musik und ein eigenthümlich süßes Lächeln verlieh ihr einen bezaubernden Reiz. Ihr Gatte trug sie, wie ich beobachtete, auf Händen und bewahrte sie wie seinen Augapfel. Ich selbst war öfters Zeuge seiner Unruhe und Verzweiflung gewesen, wenn sie auch nur über das Geringste klagte. Jeder ihrer Wünsche war ihm ein Befehl, und während er gegen alle Welt zurückstoßend und herzlos erschien, zeigte er ihr gegenüber die innigste Liebe, die

aufopferndste Hingebung. Auch sie war, so weit ich bemerken konnte, dankbar, voll Anerkennung für seine Zärtlichkeit und zufrieden mit ihrem Loose, obgleich ich mir darüber kein Urtheil zutraute, da das Herz einer Frau selbst dem erfahrensten Arzte ein ewig verschlossenes und unergründliches Räthsel bleibt.

Da sie öfters kränkelte, so wurde ich zu Rathe gezogen, bei welcher Gelegenheit ich sie kennen lernte. Ihre häufigen Leiden waren nervöser Natur, und ich rieth ihr deshalb mehr Bewegung in der freien Luft und Zerstreuung.

„Wo denken Sie hin, lieber Doktor!“ sagte sie mit ihrer sanften Stimme. „Mein Mann liebt die Gesellschaft nicht.“

„Aber ich halte es für nothwendig, daß Sie mit Menschen mehr verkehren. Die Einsamkeit nährt nur Ihre Hypochondrie und steigert Ihre Krankheit. Ich werde deshalb mit Herrn Brand sprechen.“

„Thun Sie das nicht!“ bat die reizende Frau. „Sie werden ihn nur besorgt machen und betrüben.“

Trotzdem ließ ich mich nicht abhalten, meine Pflicht zu thun, indem ich ihm vorstellte, wie nothwendig einige Zerstreuung für die leidende Frau sei.

„Wenn Sie dazu rathen,“ sagte er mit mehr Fassung, als ich ihm zutraute, „so soll es meiner Frau nicht an der nöthigen Gesellschaft fehlen, obgleich ich, offen gestanden, kein Freund derselben bin. Dennoch werde ich das Opfer bringen und mit ihr einige Besuche in der Nachbarschaft machen und auch zuweilen mit ihr in die Stadt fahren.“

Dies geschah auch, wie ich erfuhr, und die Welt war nicht wenig erstaunt, als der menschenscheue Sonderling mit seiner schönen Frau hier und da eine nachträgliche Visite machte und Bekanntschaften in der Umgegend mit den andern Gutsbesitzerfamilien anknüpfte. So angenehm und liebenswürdig man aber seine reizende Gattin fand, so wenig fühlten sich die Leute zu

ihm hingezogen, da er auch im persönlichen Verkehr den Eindruck seiner widrigen Erscheinung nicht zu verwischen vermochte. Trotzdem fanden sich einige Familien, mit denen Herr Brand in eine Art von freundschaftlichem Verkehr trat. Zu diesen gehörte vor allen eine verwittwete Generalin von Tannenberg, welche seine nächste Nachbarin war und die eine wirkliche Neigung für die sanfte Frau des Gutsbesitzers faßte und deshalb den ihr keineswegs zusagenden Mann gleichsam mit in den Kauf nahm.

Auch hier bewährte sich die Macht der Gewohnheit, indem die alte ebenso gutmüthige wie fein gebildete Dame mit der Zeit den abstoßenden Sonderling ganz erträglich fand und sich gern mit ihm unterhielt, da er in der That gut unterrichtet war und es ihm nicht an Geist mangelte. Sie hörte jetzt auch auf, die sanfte Frau zu bedauern, um so mehr, als diese mit der größten Achtung und selbst mit Liebe von ihrem Manne sprach.

Die Generalin besaß einen einzigen Sohn, der als Offizier in der Residenz seit Jahren lebte. Sie liebte ihn mit der größten Zärtlichkeit, obgleich der junge Herr ihr durch sein tolles und wüstes Leben schon manche trübe Stunde verursacht hatte. Er galt für einen der schönsten, aber auch der übermüthigsten Roués der Hauptstadt und war wegen seiner galanten Abenteuer allgemein verrufen. Wie ich hörte, war er in Folge eines neuen Streiches nahe daran gewesen, seinen Abschied zu erhalten. Seine Mutter war jedoch nach der Residenz geeilt und hatte durch ihre Fürbitten das ihm drohende Geschick noch abgewendet. Um ihn den schädlichen Einflüssen der Hauptstadt und dem Schauplatze seiner bisherigen Abenteuer zu entziehen, sollte er nach einer andern Garnison versetzt werden, die Zwischenzeit aber auf dem Lande bei seiner Mutter zubringen, zu welchem Zweck ihm ein längerer Urlaub ertheilt worden war.

Auch in dem Hause des Herrn Brand war zu dieser Zeit eine kleine, an sich unbedeutende Veränderung eingetreten. Bei

einem meiner wiederholten Besuche fand ich daselbst ein junges Mädchen, das mir als eine entfernte Verwandte und die künftige Gesellschafterin meiner Patientin, welche sich jedoch bedeutend erholt hatte, vorgestellt wurde. Dieselbe hieß Mariane, und die feurige Brunette mit den frischen, rothen Lippen, schwarzen, brennenden Augen und etwas kokettem Wesen bildete in jeder Beziehung den Gegensatz zu der sanften, blonden Hausfrau. Immer heiter, fröhlich und gut aufgelegt, schien sie mir ganz geeignet, einen wohlthätigen Einfluß auf die stille Gutsbesitzerin auszuüben, der sie außerdem in der Wirthschaft zur Seite stand. Ich war förmlich stolz auf die Umwandlungen, welche ich mir zuschrieb, und freute mich, daß es mir gelungen war, den Sonderling geselliger gestimmt zu haben. Auch Frau Brand schien mir Dank deshalb zu wissen, indem sie mit jedem Tage mir ein größeres Vertrauen schenkte und in mir noch mehr den Hausfreund als den Hausarzt schätzte.

Bald erzählte sie mir, was sie bisher nie gethan, von ihrer Vergangenheit und ihren häuslichen Verhältnissen, von ihrer Jugendzeit und wie sie die Bekanntschaft ihres Mannes bei einer Gelegenheit gemacht, welche mir allerdings, wenn auch nicht ihre Liebe, doch ihre hohe Achtung für ihn vollkommen erklärte. Nach ihren Mittheilungen hatte ihr Gatte, der ein bedeutendes Vermögen besaß, ihren Vater vor einem schimpflichen Bankerott, ihre ganze Familie mit den größten Opfern vor dem Untergange bewahrt.

„Ich war damals noch ein Kind," fügte sie hinzu, „und wie alle Kinder, legte auch ich einen großen Werth auf äußere Schönheit. Bald aber gewöhnte ich mich an Brand's Erscheinung, die mir mit der Zeit vollkommen gleichgültig wurde. Je älter ich ward, desto mehr lernte ich seinen Werth, die Güte seines Herzens, die Gediegenheit seines Charakters kennen und verehren. Eine gewisse Traurigkeit, deren Grund ich in seinen bitteren Erfahrungen suchen möchte, erfüllte mich mit Mitleid für ihn, das ja, wie Sie wissen, mit der Liebe nahe

verwandt ist. Als er daher mir seine Hand bot, reichte ich ihm die meinige aus innigster Neigung und mit dem Wunsche, ihn so glücklich zu machen, wie er es verdient.“

Trotz dieses offenen und, wie ich glauben durfte, wahrhaftigen Geständnisses, zweifelte ich doch an ihrem Glück, und die folgenden Ereignisse schienen mir nur zu sehr Recht zu geben. Einige Wochen später erhielt ich eine Einladung auf das Gut des Herrn Brand, wo zu meiner größten Verwunderung das in unserer Gegend gebräuchliche Erntefest ebenfalls gefeiert wurde. Unter der Anführung des Amtmanns, eines noch jungen Mannes, bewegte sich der Zug sämmtlicher Knechte und Mägde nach dem Schlosse, um die mit Bändern und Goldflittern geschmückte Krone dem Gutsherrn und seiner Frau zu überreichen. Der Amtmann hielt eine poetische Ansprache an Beide, worauf ein improvisirter Tanz das kleine Fest beschloß.

Unter den anwesenden Gästen bemerkte ich die Generalin mit ihrem Sohn, der allerdings den ihm vorangehenden Ruf vollkommen rechtfertigte. Der Lieutenant war in der That ein ausgezeichnet schöner Mann, ein perfecter Tänzer und mit jener verführerischen Kühnheit ausgestattet, welche den meisten Frauen so gut gefällt. Wie in der Residenz, so fehlte es ihm auch hier nicht an Eroberungen, und besonders war die feurige Mariane von ihm entzückt. Beide tanzten viel und oft zusammen, und das schöne Paar überließ sich einer fast auffallenden Heiterkeit. Auch die Frau des Gutsbesitzers mischte sich, wenn auch seltener, in die frohen Reihen und tanzte einigemal mit dem verführerischen Offizier, während ihr Mann finster in einer Ecke stand und mit seinen unheimlichen Blicken sie zu verfolgen und zu bedrohen schien. Nichtsdestoweniger verlief das Fest ohne jede Störung und dauerte bis spät in die Nacht hinein.

Ich selbst konnte nicht bis zum Ende bleiben. Deshalb ersuchte ich den mir bekannten Amtmann, den Wagen für mich anspannen zu lassen, indem ich mich bei ihm wegen der unwillkommenen Störung entschuldigte.

„O,“ entgegnete der junge Mann, „das hat nichts zu sagen. Ich wollte, daß die ganze Geschichte bald ein Ende hätte.“

„Ich dachte, daß Sie sich Gott weiß wie sehr amüsiren.“

„Ein schönes Amüsement!“ brummte der Amtmann. „Das ganze Jahr hat man sich auf das Erntefest gefreut, und nun kommt so ein Kerl und verdirbt einem den ganzen Spaß. Das Weibervolk rennt ja hinter ihm her, als wenn es verzaubert wäre!“

Erst jetzt wurde es mir klar, daß auch der Amtmann auf den schönen Lieutenant eifersüchtig war und zwar Marianens wegen, die der junge Mann in sein Herz geschlossen und auf die er wohl ernstere Absichten haben mochte.

Bei meinem nächsten Besuche auf dem Gute fand ich das ganze Haus in einer auffallenden Verstimmung; Herr Brand blickte noch finsterer und unheimlicher, als gewöhnlich, seine Frau hatte einen Rückfall ihres früheren Nervenleidens, und die fröhliche Mariane begegnete mir mit vom Weinen gerötheten Augen. Als ich mit meiner Patientin allein war, erzählte sie mir unaufgefordert, daß es wegen des schönen Lieutenants zu ärgerlichen Auftritten gekommen sei. Derselbe hatte, nach ihren Mittheilungen, mit Mariane ein Verhältniß angeknüpft und das eitle, unerfahrene Mädchen überredet, ihm ein Rendezvous zu geben. Der eifersüchtige Amtmann, der Mariane wirklich leidenschaftlich liebte und ihr auf Schritt und Tritt nachfolgte, hatte das Stelldichein dem Gutsbesitzer verrathen und dieser deshalb den Offizier zur Rede gestellt. Beide geriethen bei dieser Gelegenheit so hart an einander, daß Herr Brand ihm den Besuch seines Hauses verbot und jeden Umgang mit der Familie der Generalin abbrach. Auch der Amtmann war in Folge dieser Vorfälle entlassen worden und Mariane von demselben Geschick bedroht. Nur auf die dringenden Bitten und Vorstellungen seiner sanften, guten Frau hatte Herr Brand ihr verziehen und eingewilligt, sie noch ferner in seinem Hause zu dulden.

Leider gelangte diese Geschichte mit den gewöhlichen Entstellungen und Uebertreibungen bald in die Oeffentlichkeit und weckte von Neuem das kaum zum Schweigen gebrachte Vorurtheil gegen den häßlichen Brand. Merkwürdigerweise wurde nicht dem übermüthigen Offizier, der ein junges, unerfahrenes Mädchen zu verführen gesucht hatte, sondern dem Gutsbesitzer, welcher nur die Ehre seines Hauses wahren wollte, alle Schuld beigemessen. Allgemein glaubte man auch, daß das Verhältniß des Lieutenants mit Mariane nur ein Vorwand wäre, um seine eigene Eifersucht zu verbergen, daß nicht diese, sondern die sanfte Frau das Zerwürfniß mit der Generalin und ihrem Sohn herbeigeführt und Grund zu dieser Trennung gegeben habe. Auch über den Streit selbst waren die verschiedensten Gerüchte verbreitet, wonach Herr Brand die furchtbarsten Drohungen gegen den Lieutenant ausgestoßen und ihm blutige Rache geschworen haben sollte.

Obgleich die Mittheilungen meiner Patientin ganz anders lauteten, war ich doch mehr geneigt, der öffentlichen Stimme Glauben zu schenken, da dieselbe meinen eigenen Beobachtungen entsprach, behielt jedoch meine Ansicht für mich. Im Stillen freute ich mich, daß die Sache ein solches Ende genommen hatte, da Herr Brand keineswegs ein Mann zu sein schien, der in solchen Dingen Spaß verstand, und ich ihm bei seiner mir nur zu bekannten Eifersucht das Schlimmste zutraute.

Eines Tages erhielt ich die Aufforderung, mich schleunigst nach dem Schlosse des Herrn Brand zu verfügen. Zugleich theilte mir der Bote mit, daß sich daselbst ein großes Unglück ereignet habe. Aus seinen verworrenen Reden konnte ich nur entnehmen, daß es sich um eine schwere Verwundung, wo nicht gar um einen Mord handelte. Ich fand das ganze Haus in der größten Zerstörung und Bestürzung, Herrn Brand selbst als Gefangenen, bewacht von einigen Gensd'armen, seine Frau in den heftigsten Krämpfen. Ein bereits anwesender Polizeibeamter forderte mich auf, die Wunden des Lieutenants von Tannenberg

zu untersuchen, den man bewußtlos und in seinem Blute schwimmend vor wenigen Stunden, nach Mitternacht, in der Nähe des Schlosses gefunden hatte.

Niemand zweifelte, daß hier ein schweres Verbrechen begangen und kein Anderer als Herr Brand der Thäter sei.

Ausgestreckt auf seinem blutigen Lager, bleich und entstellt, lag der schöne junge Mann, der mir noch vor wenig Wochen als ein Bild des frischen Lebens und der übermüthigen Jugend erschienen war. Zu seinen Füßen saß seine ebenfalls herbeigerufene Mutter, welche mich mit dem tiefsten Mitleid erfüllte. Ihre feinen Züge verriethen den höchsten Schmerz, während in ihren thränenlosen Augen die unheimliche, düstere Gluth der Rache loderte. Leise näherte ich mich dem Kranken, der nur durch ein schwaches, unterbrochenes Athmen ein kaum bemerkbares Lebenszeichen von sich gab. Bei meiner genaueren Untersuchung entdeckte ich am Kopfe eine Schußwunde; die Kugel mußte nach meinem Dafürhalten in das Gehirn gedrungen sein, weshalb mir die Verletzung tödtlich erschien und keine Hoffnung auf Genesung zuließ.

Der anwesende Polizeibeamte forderte mich auf, mein ärztliches Gutachten, sowie meine Kenntniß von dem ganzen Vorfall zu Protokoll zu geben. Letztere beschränkte sich natürlich nur auf meine Wahrnehmungen und Beobachtungen aus früherer Zeit, wobei ich nicht verschweigen konnte und wollte, was ich über den Streit zwischen dem Lieutenant uud dem Angeklagten wußte. Außer mir wurden noch einige Zeugen vernommen, verschiedene Bewohner des Hauses und der Schaffner des Gutes, dessen Aussagen besonders gravirend waren. Derselbe bekundete, daß er, durch das Bellen des Hofhundes geweckt und aufmerksam gemacht, gegen Mitternacht aufgestanden sei, indem er einen Einbruch von Dieben in das Schloß befürchtete. In der Nähe desselben bemerkte er im Mondenschein deutlich eine dunkle, in einen Soldatenmantel gehüllte Gestalt zwischen den Bäumen des Parkes schleichen. Ehe

er jedoch sich nähern konnte, war ihm ein Anderer, in dem er den Gutsherrn zu erkennen glaubte, zuvorgekommen. Beide Männer waren bald in einen Kampf verwickelt, ein Schuß drang an sein Ohr und zugleich sank der Erste zu Boden, während sein Gegner zwischen den Gebüschen plötzlich verschwand. Der ganze Vorfall hatte kaum einige Minuten gedauert, und als er jetzt erschrocken hinzueilte, fand er den Lieutenant in seinem Blute. Auf sein Schreien um Hülfe und wiederholtes Pochen öffnete sich die Thür des Schlosses, aus der ihm der Gutsherr, vollkommen angekleidet und mit einem Revolver bewaffnet, entgegentrat. Andere Zeugen bestätigten und verstärkten noch diese Aussage des Schaffners durch ihre Wissenschaft, ohne jedoch etwas Erhebliches aus eigener Beobachtung hinzuzufügen.

Nachdem der Beamte sein vorläufiges Protokoll geschlossen hatte, forderte er den Angeklagten auf, der seine Unschuld wiederholt betheuerte, den bereitstehenden Wagen zu besteigen und ihm nach dem Stadtgefängniß zu folgen. Ich selbst blieb noch zurück, um für die unglückliche Frau und den Gefangenen Sorge zu tragen. Da die Generalin durchaus ihren Sohn nicht länger unter dem verhaßten Dache dulden wollte, so wurde eine Tragbahre herbeigeschafft und der fast sterbende Offizier unter meiner Leitung auf diese Weise nach dem Schlosse seiner Mutter transportirt. Seine fernere Behandlung, wenn von einer solchen noch die Rede sein konnte, übernahm der mir befreundete Hausarzt der Generalin.

Alle Welt war von Brand's Schuld überzeugt, nur nicht seine Frau, welche ihn allein von jedem Verdachte freisprach und ihm in seinem Unglück eine seltene Treue und Opferfähigkeit bewies, so daß ich an ihrer Liebe für ihn und ihrer Unschuld in Bezug auf den Lieutenant nicht länger zweifeln konnte. Sie war, sobald sie sich erholt hatte, in die Stadt gezogen, um ihrem Manne näher zu sein. So oft es ihr gestattet war, besuchte sie ihn in seinem Gefängnisse; auch ließ sie kein Mittel

unversucht, um ihn zu befreien. Eine bedeutende Kaution, die sie zu diesem Zwecke anbot, wurde jedoch nicht angenommen, da der Untersuchungsrichter das allgemeine Vorurtheil gegen den Angeklagten mehr oder minder zu theilen schien. Unter solchen Verhältnissen ließ sich fast mit Gewißheit annehmen, daß ihn die Geschworenen schuldig finden würden. Für diesen Fall hatte Brand eine lebenslängliche Zuchthausstrafe, wenn nicht gar den schimpflichen Tod durch das Beil des Henkers zu erwarten.

Einige Wochen vor der öffentlichen Schwurgerichtssitzung, in welcher der Fall zur Verhandlung kommen sollte, besuchte mich der Hausarzt der Generalin und machte mir eine interessante Mittheilung über den Zustand des verwundeten Offiziers. Dieser war wider Erwarten noch immer am Leben, aber in fortwährender Todesgefahr, weshalb mich mein Kollege aufforderte, den Patienten zu sehen und an einem Consilium über ihn Theil zu nehmen, zu dem auch ein berühmter Operateur und Wundarzt aus der Residenz berufen war.

Zur festgesetzten Stunde begab ich mich nach dem Schlosse der mir bekannten Generalin, wo ich bereits den Geheimrath und den Hausarzt vorfand. Wir traten in das dunkle Krankenzimmer, um den jetzigen Zustand des Patienten genauer zu untersuchen. Derselbe bot in der That ein eben so trauriges als wunderbares Bild dar, wie es gewiß nur selten dem Arzte vorkommen mag. Das Bewußtsein fehlte fast gänzlich und äußerte sich höchstens in thierischen Trieben; die rechte Seite war vollständig gelähmt, ebenso die Zunge, die nur unverständliche Töne zu lallen vermochte. Der Kranke kannte weder seine Mutter, noch seine übrige Umgebung; er lag den größten Theil des Tages mit halbgeschlossenen Augen in dumpfer Betäubung vor sich hindämmernd. Sein Gesicht war leichenblaß und gedunsen, der Körper im höchsten Grade abgemagert.

Nachdem die Untersuchung beendet war, zogen wir uns in das anstoßende Zimmer zurück, um uns über den eigenthümlichen Fall zu berathen. Es war kein Zweifel, daß die noch

im Gehirn steckende Kugel und vielleicht vorhandene Knochensplitter oder Eiteransammlungen einen Druck auf das Organ ausübten und die Lähmung verursachten. Die Hauptfrage war nur die, ob unter diesen Umständen eine so verspätete Operation zu rechtfertigen wäre. Der berühmte Operateur war dafür und erzählte von einigen, wenn auch höchst seltenen Fällen, wo dieselbe unter ähnlichen Verhältnissen geglückt war. Ich selbst stimmte ihm bei und auch der Hausarzt gab schließlich nach, obgleich er anfänglich sich dagegen erklärt hatte.

Es handelte sich nur noch darum, die Einwilligung der verzweifelten und unglücklichen Mutter zu erhalten, der wir nicht die große Gefahr einer solchen Operation verschwiegen.

„Thun Sie,“ sagte diese, „was Sie vor Ihrem Gewissen verantworten können. Besser, daß mein Sohn stirbt und von seinen Qualen erlöst wird, als daß er in diesem traurigen Zustande fortlebt.“

Da der Geheimrath die nöthigen Instrumente zur Hand hatte, so wurde sofort von ihm an die Ausführung gegangen. Bekanntlich gehört die sogenannte Trepanation oder Eröffnung der Schädelhöhle, wenn auch nicht zu den schwierigsten, doch zu den gefährlichsten und mühevollsten Operationen. Es wird dabei mittelst einer Art von kreisförmiger Säge, die man durch einen besonderen, hebelartigen Apparat in Bewegung setzt, ein rundes Knochenstück herausgeschnitten, vorsichtig herausgehoben und die darunter befindliche „harte Hirnhaut“ bloßgelegt und eingeschnitten. Mit großer Geschicklichkeit vollbrachte der berühmte Operateur diese verschiedenen Manipulationen, wobei ich ihm zu assistiren die Ehre hatte. Während der ganzen Zeit gab der arme Patient keinen Laut, kein Zeichen von Empfindung, so daß er zu seinem Glück ganz gefühllos zu sein und den sonst furchtbaren Schmerz kaum zu spüren schien.

Nach Verlauf einer Viertelstunde, die mir eine Ewigkeit dünkte, war das betreffende Knochenstück in der Größe eines Thalers herausgeschnitten und entfernt, so daß man unter der

bläulichen Haut das Gehirn durchschimmern und das Heben und Senken desselben bei jedem Athemzuge des Kranken deutlich bemerken konnte. Ein Schnitt in der Richtung der Wunde, von der sicheren Hand des Operateurs geführt, deckte jetzt den inneren, schmalen Schußkanal auf, in welchem die mit größter Vorsicht eingeleitete Sonde die noch darin verweilende Kugel nachwies. Erst jetzt kam der schwierigste Theil der ganzen Aufgabe, die Entfernung derselben durch die Kugelzange. Wider Erwarten gelang die Auffindung und Herausziehung in überraschend schneller Zeit; einige Knochensplitter, welche ebenfalls die Sonde verrathen hatte, wurden mit derselben Geschicklichkeit glücklich herausgezogen und entfernt. Zugleich fand eine nicht allzubedeutende Entleerung von Eiter und schwarzem halbgeronnenen Blute statt, worauf die Wunde wieder vorsichtig geschlossen und mit dem vorgeschriebenen Verbande bedeckt und geschützt wurde.

Gleich nach der Operation wurde der Kranke in sein Bett zurückgebracht und ihm ein Löffel Wein eingeflößt. Sichtlich zeigte sich bei ihm, trotzdem er sehr erschöpft war, das Wiedererwachen des Bewußtseins; auch schien die Empfindung zurückgekehrt zu sein, da er von Zeit zu Zeit einen tiefen schmerzlichen Seufzer ausstieß und mit seiner linken Hand nach dem Kopfe griff, um den wahrscheinlich ihm lästigen Verband zu entfernen. Trotzdem hatte der Geheimrath wenig oder gar keine Hoffnung, da das Leiden schon zu lange Zeit gedauert hatte und in Folge des neuen Eingriffs heftiges Wundfieber und Gehirnentzündung zu befürchten standen. Auf Bitten der bekümmerten Mutter blieb der berühmte Arzt, der in der Residenz erwartet wurde, noch bis zum nächsten Morgen, um den Patienten zu beobachten. Da in dem Zustande keine wesentliche Veränderung eingetreten war, so reiste er ab, nachdem er noch einige Anordnungen getroffen und dem Hausarzte mit mir zusammen die fernere Behandlung übertragen hatte.

Einige Tage vergingen in Furcht und Erwartung. Das

Wundfieber hatte sich eingestellt, aber im Ganzen einen milderen Verlauf genommen, als wir geglaubt. Als dasselbe geschwunden war, schlug der Kranke zum ersten Mal wieder die sonst immer halb geschlossenen Augen auf. Auch die Sprache war zurückgekehrt und mit ihr allmälig das lang vermißte Bewußtsein.

Wir durften Hoffnung schöpfen, wenn auch die Gefahr noch keineswegs beseitigt schien.

Unterdeß war der Termin für die nächste Schwurgerichtssitzung herangerückt. Noch immer schmachtete der angeklagte Brand in seinem Gefängnisse, obgleich seine Lage sich dadurch einigermaßen günstiger für ihn gestaltet hatte, daß sein Gegner noch am Leben war, wenn auch die Aussicht auf seine Erhaltung und Genesung noch immer bezweifelt werden mußte. Das Gericht hatte von diesem Umstande Notiz genommen und ein Gutachten von mir eingefordert, ob der Kranke zurechnungsfähig und überhaupt befähigt wäre, als Hauptzeuge gegen den Angeklagten vernommen zu werden.

Nach einer genauen Untersuchung und Berathung mit meinem Kollegen mußte ich beide Fragen bejahen; in Folge dessen begab sich der Untersuchungsrichter in meiner Begleitung nach dem Schlosse der Generalin, da die Nähe eines ärztlichen Beistandes bei der noch vorhandenen Schwäche des Patienten dringend geboten war. In unserer Gegenwart bereitete die Generalin ihren Sohn vorsichtig auf den Zweck unseres Besuches vor. Anfänglich schien er nicht recht zu begreifen, wovon die Rede war, nach und nach aber weckten unsere Fragen sein nur schlummerndes Gedächtniß. Seine Erinnerungen wurden immer lebhafter, seine Antworten klarer und bestimmter. Wir selbst und vor Allen seine Mutter erwarteten mit der höchsten Spannung sein so wichtiges Zeugniß und die Bestätigung unserer Ansicht von der Schuld des Angeklagten.

„Was wollten Sie," fragte ihn der Richter nach einigen einleitenden Worten, „in jener Nacht auf dem Schlosse des

Herrn Brand? Ich fordere Sie auf, die Wahrheit zu reden, da Sie Ihre Aussage später beschwören müssen."

„Ich hatte die Absicht, einen Besuch zu machen," erwiderte der Kranke nach einigem Zögern.

„Einen Besuch um Mitternacht? Wollen Sie nicht näher darauf eingehen?"

„Es handelt sich dabei um die Ehre, um den Ruf einer Frau. Erlassen Sie mir daher ein Geständniß, durch das eine dritte Person kompromittirt werden kann."

„Das Gericht kann Ihren Wunsch nicht erfüllen. Ich muß Sie vielmehr dringend um den Namen dieser Frau und um genaue Angabe Ihres Verhältnisses zu derselben ersuchen."

Einige Augenblicke schwieg der Offizier, indem er sichtlich verlegen war und mit sich selbst kämpfte. Wir Alle glaubten im nächsten Augenblick den Namen der Frau Brand aus seinem Munde zu vernehmen, da auf ihr natürlich der meiste Verdacht ruhte.

„Sprich die Wahrheit," mahnte ihn die ebenfalls anwesende Generalin. „Du hast keinen Grund, diese Leute, welche meine Freundschaft so schlecht vergolten haben, zu schonen. Wer war die Frau?"

„Mariane!" murmelte der Kranke in fast unverständlichem Tone.

„Mariane?" wiederholte der Richter verwundert. „Die Wirthschafterin des Herrn Brand?"

„Dieselbe. Ich hatte mit ihr in jener Nacht ein Rendezvous im Park verabredet, da Herr Brand mir in Folge eines Streites sein Haus verboten hatte."

„Und hat Sie Herr Brand in seinem Park angetroffen und zur Rede gestellt in jener Nacht?"

„Das war nicht Herr Brand," entgegnete der Offizier mit der größten Bestimmtheit.

„Erinnern Sie sich," bemerkte der Richter, „und bedenken

Sie, daß von Ihrer Aussage die Verurtheilung oder die Freisprechung des Angeklagten abhängt."

„O, ich weiß, was ich sage, und bin ganz sicher, daß es nicht Herr Brand, sondern ein Anderer war, mit dem ich rang."

„Ein Anderer? Wer sollte es denn gewesen sein, wenn es Herr Brand nicht war?"

„Der fortgejagte Amtmann. Der Bursche war in Mariane verliebt und lauerte mir auf. Ich hatte ihn noch dazu einige Tage vorher beleidigt und gereizt. Wüthend vor Eifersucht vertrat er mir den Weg, und da ich den Rasenden von mir abhalten wollte, feuerte er sein Terzerol auf mich ab. Ich fühlte nur noch, wie ich zusammensank und mich mein Bewußtsein verließ."

Der Eindruck dieser Worte, welche durchaus den Stempel der Wahrheit trugen, läßt sich nicht beschreiben. Da der Richter und wir Alle noch immer zweifelten, erbot sich der Kranke jetzt von freien Stücken, seine Aussage zu beschwören. Auch erzählte er unaufgefordert die näheren Umstände, welche sich in jener Nacht ereignet hatten, mit einer wahrhaft staunenswerthen Sicherheit und Kenntniß der Einzelheiten. Mir schienen seine Auslassungen von höchstem psychologischen und physiologischen Interesse, abgesehen von der Wichtigkeit, die sie für den unschuldig Angeklagten hatten. Der Kranke kam mir wie ein Mensch vor, der aus einem tiefen, wochenlangen Schlaf erwacht und die durch den Schlummer unterbrochene Gedankenreihe wieder aufnimmt, als hätte er nur wie gewöhnlich wenige Stunden geschlafen und keine nennenswerthe Störung der Geistesthätigkeit erlitten. Ja, ich glaubte zu bemerken, daß sein Gedächtniß, nachdem es einmal wieder geweckt war, eher an Kraft gewonnen als verloren hatte, wenigstens so weit seine Erinnerungen die Vorgänge jener Nacht betrafen. Gerade die letzten Eindrücke traten nach dieser unfreiwilligen Ruhe des Gehirns um so schärfer hervor, wie wir die am Abend halb ge-

lernte Lection am Morgen weit besser wissen und ohne Anstoß hersagen, nachdem der Geist mehrere Stunden sich ausgeruht hat.

Doch ich will nicht diese wunderbare pathologische Erscheinung erklären, ebensowenig wie ich die Freude der Frau Brand schildern kann, als ich ihr die Aussage des Officiers mittheilte. Als ich ihr leuchtendes Antlitz, ihre frommen, zum Himmel gerichteten Augen und ihre gefalteten Hände sah, wußte ich, daß sie ihren Mann liebte und daß dieser trotz seiner abstoßenden Häßlichkeit ihre Liebe verdiente. Daß der Gefangene aus seiner Haft entlassen und von dem Gerichte von der Anklage entbunden wurde, bedarf kaum noch der Erwähnung. Die ganze Umgegend bat ihm gleichsam ihr Vorurtheil ab und ließ es nicht an Beweisen der innigsten Theilnahme und Achtung fehlen. Auch die Generalin stattete ihm einen Besuch ab und gab ihm die ihm gebührende Ehrenerklärung, so schmerzlich sie auch der Vorgang berührte, da der Kranke sich nicht wieder erholte und trotz der glücklichen Operation nach wenigen Monaten an allgemeiner Schwäche und Abzehrung starb. Der eigentliche Thäter aber war glücklich nach Amerika entkommen, von wo er einen reuevollen Brief an Herrn Brand und an Mariane schrieb, welche schwer für ihren Leichtsinn büßen mußte.

Ende des ersten Bandes.

Leipzig,
Druck von A. Edelmann.

Aus dem Tagebuche
eines
Berliner Arztes.

Von

Max Ring.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.
1870.

I.

Vater und Sohn.

In der Nähe der polnischen Grenze, wo ich als praktischer Arzt längere Zeit damals lebte, bieten «Land und Leute» vielfache Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen und Studien. Die Folgen der früheren Erbunterthänigkeit und Hörigkeit sind noch keineswegs verschwunden; die ehemalige Knechtschaft hat Herren und Unterthanen in gleicher Weise demoralisirt und dadurch die abnormsten Zustände und Verhältnisse herbeigeführt. Trotz der im Jahre 1809 erfolgten Aufhebung der Erbunterthänigkeit hat sich im Laufe der Zeit wenig verändert und noch heute zeichnet sich das Volk an der Grenze durch seine sklavische Gesinnung, durch Trägheit, Leichtsinn und Trunksucht aus, während der Adel der Provinz durch seine tyrannische Willkür, Verschwendungssucht und seinen Uebermuth an das Leben und Treiben jener alten Magnaten und ihre so verrufene «polnische Wirthschaft» erinnert. Hier findet man noch hochgestellte Familien, die sich durch den unsinnigsten Luxus, durch Spiel und Ausschweifungen aller Art in kürzester Frist ruiniren, Männer und Frauen, welche jedes menschliche und göttliche Gesetz frech mit Füßen treten und in ihrer wilden Leidenschaftlichkeit vor keinem Verbrechen, keiner Unthat zurückschrecken, obgleich die frühere Straflosigkeit längst aufgehört hat und die bessere Rechtspflege den Schuldigen nicht mehr wie sonst schont, wo der Edelmann sich ungescheut Alles erlauben

durfte und der vornehme Verbrecher weder Kläger noch Richter fand. Ich selbst hatte in meiner Eigenschaft als Hausarzt öfters Gelegenheit, manches erschütternde Familiendrama, manches grauenvolle Geheimniß, manche zerrüttete Verhältnisse durch eigene Anschauung kennen zu lernen.

Unter andern Patienten schenkte mir Graf Xaver S....in, einer der angesehensten und vornehmsten Magnaten der Provinz, sein ganzes Zutrauen, obgleich mir seine Persönlichkeit nichts weniger als sympathisch erschien. Derselbe war der Typus des dortigen Adels, eine höchst interessante und blendende Erscheinung, der unermüdlichste Sportsmann, Jäger und Reiter, der verwegenste Spieler, vor Allem aber berühmt oder vielmehr berüchtigt durch seine galanten Abenteuer. Mit jener männlichen Schönheit, welche man nicht selten in den höheren Ständen der slavischen Race findet, verband der Graf eine hinreißende Liebenswürdigkeit, eine wunderbare elastische Geschmeidigkeit, eine gewisse romantische Ritterlichkeit, die wohl geeignet war, ihm bei einer oberflächlichen Bekanntschaft alle Herzen zu gewinnen. Aber ein tieferer Blick, wie er mir als Hausarzt gestattet war, ließ gar bald unter der glänzenden Hülle eine grenzenlose Frivolität, den gänzlichen Mangel aller moralischen Grundsätze, seine Unzuverlässigkeit und Charakterlosigkeit erkennen, welche unter diesen Umständen doppelt gefährlich und besonders dem schwachen Geschlechte verderblich werden mußte, das sich nur zu leicht von seiner verführerischen Außenseite täuschen ließ! Wehe dem Mädchen oder der Frau, auf deren Eroberung er es abgesehen hatte, sie wurde fast immer ohne Widerstand die Beute und das Opfer des rücksichtslosen Wüstlings.

Nachdem der Graf durch seine ungezügelte Verschwendungssucht sich so gut wie ruinirt hatte, gelang es ihm trotz seines zweideutigen Rufes die Hand einer jungen und reichen Erbin zu gewinnen. Sie war eine sanfte, herzensgute und feingebildete Dame, blond und zart, von jener ätherischen Schönheit, die für den aufmerksamen Arzt leider das fast untrügliche Zeichen der

beginnenden Schwindsucht ist. Sie liebte den Grafen mit der zärtlichsten Hingebung und Treue, welche er zum Erstaunen der Welt in eben demselben Maße zu erwiedern schien, so daß man ihn allgemein für einen gebesserten Sünder hielt. Ich selbst ließ mich anfänglich täuschen und glaubte an die günstige Umwandlung seines Charakters, da er seine Frau mit der größten Aufmerksamkeit behandelte und mich vielfach, selbst bei ihren kleinsten Leiden, zu Rathe zog, indem er mit rührender Sorgfalt über ihre Gesundheit wachte. Weit entfernt, seine egoistischen Beweggründe zu durchschauen, freute ich mich über seine anscheinende Besserung durch eine glückliche Ehe, da ich die gute liebenswürdige Frau von Herzen lieb gewonnen hatte. Meinen ärztlichen Bemühungen gelang es auch, ihr Leiden, wenn auch nicht gänzlich zu heben, doch wesentlich zu mildern. Für meine geleisteten Dienste war sie mir überaus dankbar, so daß sie mir bald ihr volles Zutrauen schenkte. Eine Badecur, die ich ihr verordnet hatte, war ihr so gut bekommen, daß ich mich selbst von ihrem frischen Aussehen täuschen ließ und bei einem zweckmäßigen Verhalten jede Gefahr beseitigt hielt. Um ihr Glück vollständig zu machen, fühlte sich die Gräfin seit einiger Zeit Mutter und erwartete ihre Niederkunft. Ihr Gatte überhäufte sie mit verdoppelter Zärtlichkeit und zeigte sich hoch erfreut über die bevorstehende Geburt eines Erben.

Nicht ohne Besorgniß sah ich dem immer bedenklichen Augenblick entgegen, da ich nur zu oft die Erfahrung gemacht hatte, daß sich verborgene Brustleiden unter diesen Verhältnissen öfters mit rapider Schnelligkeit zu entwickeln pflegen. Leider sollten meine Befürchtungen nur zu bald in Erfüllung gehen; die Gräfin brachte zwar leicht und glücklich einen gesunden, wenn auch etwas schwächlichen Knaben zur Welt, kränkelte aber seitdem fortwährend und verlor mehr und mehr ihre Kräfte. Rasch entwickelte sich ein zehrendes Fieber, das meiner Kunst nicht weichen wollte, dazu gesellte sich ein quälender Husten mit den übrigen Symptomen der unaufhaltsamen Schwindsucht.

Eine Reise und der längere Aufenthalt in südlichen Gegenden vermochten nicht die Fortschritte des Uebels aufzuhalten; sie kehrte ungebessert zurück, um in der Heimath zu sterben. Auf ihrem Todtenbette empfahl sie mir, über das Leben ihres Kindes zu wachen, dessen zarte Constitution allerdings Besorgnisse erregte. Wider Erwarten entwickelte sich der schwächliche Knabe unter der Aufsicht eines tüchtigen Hofmeisters geistig und körperlich so trefflich, daß ich nur selten wegen seiner Gesundheit zu Rathe gezogen wurde. Später kam er in eine vornehme Pension nach der Schweiz, wo er zu einem durch Geist und Schönheit ausgezeichneten Jüngling heranwuchs, indem er die Liebenswürdigkeit des Vaters mit dem herrlichen Gemüthe seiner verstorbenen Mutter vereinigte.

Graf Xaver lebte nach dem Verluste seiner Frau einige Monate in strenger Zurückgezogenheit, so daß Niemand an der Aufrichtigkeit seines Schmerzes zweifeln konnte. Nach und nach jedoch kehrte er zu den Zerstreuungen seiner Jugend zurück und bald überließ er sich wieder dem Strudel seiner früheren Vergnügungen, nur mit dem Unterschiede, daß er jetzt mehr als früher den äußeren Anstand zu wahren suchte. Durch den Tod der Gräfin war er in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gelangt, das er zu gleichen Theilen mit seinem Sohne geerbt hatte. Dasselbe setzte ihn von Neuem in den Stand, seiner ungezügelten Verschwendungssucht zu fröhnen. Auf seinen Gütern führte er ein wahrhaft fürstliches Leben, an seiner Tafel floß der edelste Ungarwein und Champagner, sein Stall enthielt die kostbarsten Rennpferde, die er für ungeheure Summen in England ankaufen ließ, in seinem Schlosse fand der vornehme Adel und besonders die Jeunesse dorée der Provinz eine den Slaven eigenthümliche Gastfreundschaft. In den glänzend dekorirten Sälen wurde hohes Spiel gespielt, Tausende an einem Abend gewonnen und verloren und manche wilde Orgie gefeiert. Im Winter lebte der Graf in Paris oder Neapel, wo er durch seinen ungemessenen Aufwand und durch

seine Liebenswürdigkeit selbst in den ersten Kreisen Aufsehen erregte und zahlreiche interessante Bekanntschaften mit Männern und Frauen der vornehmen Welt anknüpfte.

Unter diesen Umständen war es nicht zu verwundern, daß selbst die bedeutende Hinterlassenschaft der Gräfin für ein solches Treiben nicht ausreichte und in wenig Jahren zusammenschmolz. Trotz der dringenden Anzeichen seines nahen Ruins konnte sich der Graf weniger als je zu einer Veränderung seiner Lebensweise entschließen, indem er mit gewohntem Leichtsinn seine Verschwendung fortsetzte. Bald war er wieder in die Hände christlicher und jüdischer Wucherer gefallen, die seine Verlegenheit benutzten und vollends die Zerrüttung seiner Verhältnisse beschleunigten. Seine Lage wurde um so peinlicher, da er im Begriffe stand, sich zum zweiten Male mit einer angesehenen, aber unvermögenden Dame zu vermählen, für die er die glühendste Leidenschaft gefaßt hatte. Auf seiner letzten Reise hatte er in Paris eine reizende Wittwe kennen gelernt, deren bezaubernde Schönheit ihn unwiderstehlich fesselte. Durch die feinste Koketterie wußte sie den blasirten und verwöhnten Schmetterling anzuziehen, während der unerwartete Widerstand, den sie seinen Wünschen entgegensetzte, seine Leidenschaft zur Raserei anfachte. Um jeden Preis mußte er das verführerische Weib besitzen, so daß er vor keinem Hinderniß zurückschreckte.

Um diese Zeit war auch der Sohn des Grafen, der indeß sein achtzehntes Jahr erreicht hatte, aus der Schweiz zurückgekehrt, um auf einer deutschen Universität seine Ausbildung zu vollenden. Derselbe hatte die Sanftheit und Herzensgüte seiner Mutter geerbt, mit der er auch in seinem Gesichte die auffallendste Aehnlichkeit zeigte. Mit gleicher Liebe hing er an seinem Vater, an den er sich trotz der Verschiedenheit ihres Charakters mit schwärmerischer Zärtlichkeit anschloß. Der Graf hatte sich eine seltene Jugendfrische zu bewahren gewußt, während der Sohn einen gewissen Ernst zeigte, der ihn älter erscheinen ließ, als er wirklich war. Zwischen Beiden herrschte

dem Anschein nach das innigste Verhältniß und fast täglich sah man den Grafen in Gesellschaft des liebenswürdigen Jünglings. Unterdeß rückte die Zeit immer näher, wo der Graf sich zum zweiten Mal vermählen sollte. Dieser Schritt nöthigte ihn, sich zuvor gerichtlich mit seinem Sohn auseinander zu setzen und laut testamentarischer Verfügung dessen Vermögen sicher zu stellen.

Er wußte nur zu gut, daß dies nicht möglich war, ohne seine Zahlungsunfähigkeit einzugestehen und einen öffentlichen Concurs herbeizuführen. Theils um seine Verschwendung fortzusetzen, theils um seine dringendsten Gläubiger zu befriedigen und seinen Credit aufrecht zu erhalten, hatte er sogar das Erbtheil seines Sohnes, dessen Verwaltung seinen Händen anvertraut war, angegriffen. Die Entdeckung eines derartigen Vergehens bei der bevorstehenden Rechnungsablage mußte ihn vollends zu Grunde richten und unausbleibliche Schande nach sich ziehen. Der verzweifelnde Mann sah keinen Ausweg aus diesem furchtbaren Labyrinth und verfiel widerstandslos den finstern Mächten der Hölle.

Eines Tages wurde ich plötzlich durch einen reitenden Boten nach dem Schlosse des Grafen gerufen, wo sich ein großes Unglück ereignet hatte. Von dem bestürzten Diener erfuhr ich nun, daß der junge Graf bei einem Ritt auf das benachbarte Vorwerk in der Nähe eines Steinbruchs von seinem scheuen Pferde abgeworfen worden sei und sich eine lebensgefährliche Verwundung zugezogen habe. Bei meiner Ankunft fand ich das ganze Schloß in der höchsten Aufregung; der Graf empfing mich mit allen Zeichen der tiefsten Erschütterung und größten Besorgniß. Seine Wangen waren bleich, seine Stimme zitterte und sein ganzes Wesen verrieth eine unter diesen Umständen nur zu gerechtfertigte Verwirrung. Er selbst führte mich an das Bett seines leidenden Sohnes, den ich fast ohne Besinnung in Folge seiner schweren Verletzung fand. Bei der Untersuchung des Patienten wendete sich der Graf ab, als könnte er den Anblick

des Unglücklichen nicht ertragen. Mit ängstlicher Spannung erwartete er meinen Ausspruch, der leider nicht allzu tröstlich lautete. Die schwere Verwundung am Hinterkopf, verbunden mit einer bedeutenden Gehirnerschütterung, gab nur wenig oder gar keine Hoffnung. Als ich den Grafen mit schonenden Worten auf die Gefahr aufmerksam machte, sah ich ihn wanken, so daß er sich an einem nahe stehenden Stuhle festhalten mußte, um nicht zu fallen.

„Also verloren, rettungslos verloren!“ murmelte er, während seine Zähne hörbar an einander schlugen.

„Leider kann ich mich nicht für die Wiederherstellung des Kranken verbürgen, obgleich ich noch nicht alle Hoffnung aufgeben möchte.“

„Und wird der Arme noch lange zu leiden haben?“ fragte der Graf mit einem tiefen Seufzer.

„Das kann ich nicht genau bestimmen, da sich der Umfang der stattgefundenen Gehirnerschütterung nicht so leicht feststellen läßt.“

„Glauben Sie, Herr Doctor, daß das Bewußtsein noch wiederkehren wird?“

„Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, wenn die Congestion gehoben werden kann.“

„O! Das wäre schrecklich, entsetzlich!“ rief der Graf mit sichtlichem Schaudern.

Ich war nur zu geneigt, diese Fragen so wie das gestörte Wesen des Grafen seinem väterlichen Schmerze zuzuschreiben und fand in seinem Benehmen daher nichts Auffälliges. Nachdem ich meine Untersuchung des Patienten beendet hatte, forderte ich ihn auf, zur genaueren Aufklärung des Thatbestandes mir die näheren Umstände des Unfalls zu erzählen, da mir die Art und Weise der Verletzung manche räthselhafte Erscheinung bot und es mir darauf ankam, so speciell als möglich unterrichtet zu sein, ehe ich die nöthigen Verordnungen treffen wollte. Nach den Mittheilungen des Grafen war der Verwundete in Begleitung eines alten bewährten Reitknechts nach dem nahen Vorwerk

geritten, um daselbst den neu erbauten Schafstall in Augenschein zu nehmen. Dicht vor dem Steinbruch scheute das Pferd vor einem großen Block, der zum Theil die Straße versperrte. Der junge Graf wollte das Thier zwingen über das Hinderniß zu setzen und gab ihm die Sporen und Peitsche zu kosten. Das sonst sanfte und gehorsame Thier bäumte sich und schleuderte den Reiter gegen einen Steinhaufen, wo ihn der schnell herbeieilende Diener bewußtlos fand und nur mit Mühe nach dem Schlosse zurückbrachte. Auf meinen Wunsch, den Reitknecht selbst zu sprechen, um einige nöthige Fragen an ihn zu richten, verfärbte sich der Graf und schien sichtlich verlegen.

„Sie werden schwerlich mehr erfahren, als ich Ihnen mitgetheilt habe. Der Mensch ist zwar treu wie Gold, aber im höchsten Grade bornirt und hat durch das Unglück vollends alle Besinnung verloren.“

„Es kommt mir hierbei auf die unbedeutendste Einzelheit an und deshalb bitte ich Sie, den Reitknecht rufen zu lassen, damit ich ihn genauer examinire. Seine Aussagen können mir wichtige Fingerzeige über die Natur der Wunde und über die von mir einzuschlagende Behandlung liefern.“

Wie ich bemerken konnte, ergriff der Graf nur mit Widerstreben die silberne Glocke; worauf er dem hereintretenden Kammerdiener den Befehl ertheilte, den Reitknecht Jurek zu rufen. Nach einigem Zögern erschien der gewünschte Mann, dessen äußere Physiognomie allerdings das Urtheil des Grafen bestätigte und einen gewissen stupiden Ausdruck zeigte, wie er bei den unteren Ständen der slavischen Race nicht selten angetroffen wird. Die niedrige Stirn, umgeben von dem kurz geschnittenen blonden Haar, das platte Gesicht verrieth einen hohen Grad geistiger Beschränktheit, wogegen die grünlich schimmernden, schief geschlitzten Augen jene Verschmitztheit bekundeten, die sich mit einer mäßigen Bornirtheit ganz gut vertragen kann und gleichsam das Surrogat für die mangelnde Intelligenz abgiebt. Mit sklavischer Unterthänigkeit näherte er sich dem Grafen, dessen

Rockzipfel er küssend an seine Lippen führte, während er mir einen mißtrauischen Blick zuwarf. Unwillkürlich erinnerte er mich an den Kettenhund, der die Hand seines Herrn mit Zärtlichkeit leckt, dagegen jedem Fremden die scharfen Zähne grimmig zeigt.

Nachdem der Graf ihn aufgefordert, mir die gewünschte Auskunft zu ertheilen, erzählte er den Vorgang in gleicher Weise mit überraschender Geläufigkeit, als sagte er eine auswendig gelernte Lection her. Um so stockender und mangelhafter beantwortete er die an ihn gerichteten Fragen über die näheren Details, womit ich seinen Redefluß unterbrach. Trotz aller Mühe konnte ich aus ihm nicht mehr herausbringen, als ich bereits durch den Grafen wußte; weshalb ich nach manchen vergeblichen Anstrengungen von allen weiteren Erkundigungen Abstand nahm, da mir die Beschränktheit des Reitknechts wirklich unbesiegbar schien. Das Wenige, was ich von ihm erfuhr, wurde ihm gleichsam tropfenweise und nur mit Hülfe des Grafen abgepreßt, der allein im Stande war, die verstockte Maschine in Bewegung zu setzen, indem er wie ein Magnetiseur den Geist seines stupiden Dieners zu beherrschen und durch unsichtbare Zeichen zu leiten schien.

Unter diesen Umständen mußte ich mich mit diesen mangelhaften Resultaten begnügen und die nöthigen Anordnungen treffen, worauf ich das Schloß verließ, ohne dem bekümmerten Vater irgend eine Hoffnung auf die Rettung seines einzigen Sohnes geben zu können. Dringend ersuchte er mich, meinen Besuch zu wiederholen, indem er mir zu gleicher Zeit ein nach der Sitte jenes Landes übliches Honorar in die Hand drückte, das alle meine Erwartungen überstieg und wonach ich seine Liebe für den theueren Kranken zu bemessen glaubte. Als ich am nächsten Morgen meine Visite abstattete, fand ich den Patienten zwar bewußtlos, aber wider Erwarten noch am Leben; auch hatte sich die Congestion unter der fortdauernden Anwendung von Eisumschlägen und Blutentziehungen kaum merklich gebessert. Mehrere Wochen schwebte so der Kranke zwischen Leben und Tod,

bis endlich seine jugendlich kräftige Constitution den Sieg davon trug und die Gefahr wie beseitigt schien, obgleich ein großer Schwächezustand ihn noch längere Zeit auf dem Lager gefesselt hielt. Während dieser Zeit zeigte der Graf die zärtlichste Besorgniß für seinen Sohn, indem er Tag und Nacht bei ihm wachte und ihn auch nicht einen Augenblick verließ. So oft ich kam, fand ich ihn in dem Krankenzimmer, wo er außer dem ihm treu ergebenen Reitknecht keinen Fremden duldete. Er selbst reichte dem Patienten die verordnete Medicin, machte ihm die nöthigen Umschläge und pflegte ihn mit einer Geduld und Ausdauer, wie sie sonst nur die liebevollste Mutter bei ähnlichen Gelegenheiten besitzt. Ich selbst bewunderte diese Hingebung und Opferfreudigkeit, die ich ihm am wenigsten zugetraut hatte, und beeilte mich, mein Urtheil über den mir früher so antipathischen Charakter im Stillen zu berichtigen.

Um so auffallender mußte mir selbst bei meinen flüchtigen Besuchen das Verhalten des in der Genesung begriffenen Sohnes gegen seinen Vater erscheinen. Sichtlich duldete der Erstere nur mit Scheu und Widerwillen die Gegenwart des Grafen, dessen Zärtlichkeit und Liebe keineswegs die verdiente Würdigung fand. Bei jeder Gelegenheit zeigte der junge Mann eine erhöhte Reizbarkeit, abwechselnd mit einer düsteren Melancholie, die ich jedoch auf Rechnung der schweren Verletzung und damit verbundenen nervösen Aufgeregtheit schrieb. Oefters überraschte ich ihn bei meinen Besuchen, wie er mit wahrhaft ängstlichen Blicken seinen Vater anstarrte, bei dem Tone seiner Stimme plötzlich zusammenfuhr und dann unerwartet sich seine Augen mit Thränen füllten, die er vor mir zu verbergen suchte. Der Graf sprach mit mir über diese räthselhafte Erscheinung, welche ihn von Neuem besorgt machte. Er sprach bei dieser Gelegenheit wiederholt die Befürchtung aus, daß die bedeutende Gehirnerschütterung wohl eine geistige Störung des Patienten zurückgelassen haben könnte, worüber ich ihn jedoch nach meiner besseren Ueberzeugung zu beruhigen suchte.

Natürlich hatte der traurige Vorfall in der ganzen Umgegend Aufsehen erregt und eine große Theilnahme gefunden. Man interessirte sich lebhaft für das Schicksal des Verunglückten, der wegen seiner Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit zahlreiche Freunde gefunden hatte, während der Graf nichts weniger als beliebt war. Boshafte Zungen behaupteten sogar, wenn auch anfänglich nur leise und mit Vorsicht, daß ihm der Tod seines Sohnes erwünscht gewesen wäre, da er als nächster Erbe desselben mit einem Male allen seinen bekannten Verwirrungen und Zerrüttungen seines Vermögens überhoben worden wäre. Merkwürdiger Weise fanden diese Verleumdungen immer mehr Glauben und gestalteten sich mit der Zeit zu der furchtbaren Beschuldigung: daß der eigene Vater den Mord des Sohnes versucht habe.

Bald nahmen diese nur vagen Gerüchte eine festere Gestalt an, als sich ein Zeuge in der Person eines Arbeiters fand, der sich in dem Steinbruch beim Suchen eines verlorenen Hammers verspätet hatte und unwillkürlicher Zuschauer eines entsetzlichen Verbrechens geworden war. Nachdem dieser Wochen lang aus Furcht und Respect vor dem angesehenen und mächtigen Grafen geschwiegen hatte, trat er jetzt plötzlich öffentlich mit einer Anklage hervor, die zur Ehre der Menschheit kaum glaubhaft schien. Nach der Aussage des Mannes war der junge Herr in der Nähe des Steinbruches von dem Reitknecht des Grafen überfallen, mit Gewalt vom Pferde gerissen und gegen die am Wege liegenden Felsblöcke absichtlich geschleudert worden, während der Graf selbst in einiger Entfernung der Ausführung des von ihm wahrscheinlich veranlaßten Verbrechens beiwohnte. Diese furchtbare Beschuldigung wurde noch durch eine Reihe mir leider jetzt entfallener Nebenumstände, vor Allem aber durch seine bekannte pecuniäre Lage und das Interesse am Tode seines Sohnes so wesentlich unterstützt, daß sich die Staatsanwaltschaft veranlaßt sah, die Untersuchung gegen den Reitknecht wegen beabsichtigten Mordes und gegen den Grafen wegen intellectueller Urheberschaft desselben Verbrechens einzuleiten.

Im Laufe des Prozesses wurde das Hauptgewicht auf die Aussage des unglücklichen Sohnes gelegt, der deshalb vom Gericht als Zeuge vernommen werden mußte. Derselbe war bereits so weit genesen, um ohne Gefahr die nöthige Auskunft ertheilen zu können, obgleich ich in meinem Gutachten seine nervöse Reizbarkeit und die damit verbundene geistige Aufregung pflichtgemäß hervorhob. Er selbst berief sich auf das verwandtschaftliche Verhältniß zu seinem Vater und bat, deshalb von seiner Vernehmung abzustehen. Das Gericht billigte vollkommen diese Gründe, forderte aber sein Zeugniß gegen den Reitknecht, das er auch nicht länger verweigern konnte, obgleich die Schuld des Letzteren nothwendiger Weise die Verurtheilung des Grafen herbeiführen mußte.

An dem Tage, wo die öffentliche Gerichtsverhandlung stattfand, war der Andrang des Publikums so stark, daß der Zuschauerraum die herbeigeströmte Menge nicht zu fassen vermochte. Die Seltenheit des Falles, die Größe und Unnatürlichkeit des Verbrechens, die hervorragende Stellung und die bekannte Persönlichkeit des Angeschuldigten mußten das größte Interesse erregen und die höchste Spannung hervorrufen. Als die Angeklagten hereingeführt wurden und auf der Sünderbank ihren Platz nahmen, herrschte in dem weiten Saale eine Todtenstille. Alle Augen waren auf den Grafen gerichtet, der einfach, aber elegant gekleidet, nur etwas bleicher als gewöhnlich erschien, doch sonst seine vornehme, ruhige Haltung bewahrte. Das immer noch schöne Gesicht des wohl conservirten Mannes verrieth auch nicht die geringste Bewegung, nur als er unter den anwesenden Zeugen seinen Sohn erblickte, glaubte ich ein leichtes nervöses Zucken seiner Muskeln zu beobachten. Beide wechselten einen Blick, der wie ein Blitz den Abgrund zweier Seelen beleuchtete, aber eben so schnell vorüberfuhr, worauf ein Lächeln der Befriedigung um die fein geschnittenen Lippen des Grafen schwebte. Neben seinem aristokratischen Herrn saß der plumpe Reitknecht mit stumpfen, gleichgültigen Zügen, die sich nur belebten, wenn

das Auge des Grafen auf ihn fiel, oder dessen Stimme zu ihm klang, so daß er gleichsam unter dem magnetischen Zauber seines Gebieters zu stehen schien. Nachdem die beiden Angeklagten gehört worden waren, schritt der Präsident zur Vernehmung der vorgeladenen Zeugen. Zuerst legte der Steinarbeiter seine Aussagen ab, die nichts wesentlich Neues enthielten und von ihm beschworen wurden. Hierauf wurde der junge Graf aufgefordert, der Wahrheit gemäß den Vorgang zu erzählen. Seine Erscheinung steigerte die schon vorhandene Spannung auf das Höchste und erfüllte die Seele der Zuschauer mit banger Erwartung. Mit sichtlicher Anstrengung erhob sich der junge Mann von seinem Sitz, um die geforderte Auskunft zu ertheilen. Leichenblässe überzog das interessante, sanfte Antlitz und ein nervöses Zittern flog durch seine Glieder. Mit niedergeschlagenen Augen und leiser, von Seufzern unterbrochener Stimme beantwortete er die an ihn gerichteten Fragen. Während er sprach, wagte kaum ein Mensch zu athmen, um nicht ein Wort seiner so wichtigen Aussage zu verlieren.

Nach und nach jedoch schwand seine anfängliche Aufregung und mit fester, wenn auch tonloser Stimme erzählte er den Vorgang in einer Weise, welche den Reitknecht seines Vaters von aller Schuld freisprach, indem er wiederholt versicherte, von seinem scheuen Pferde herabgeworfen worden zu sein, so daß kein Dritter ihn beschädigt habe. Vergebens machte ihn der Präsident auf die Widersprüche seiner Angaben mit den Aussagen der übrigen Zeugen aufmerksam und ermahnte ihn zur Wahrheit, da er seine Worte beschwören müsse. Er blieb bei seiner Behauptung stehen und ließ sich durch nichts davon abbringen. Nur als der Gerichtshof sich zurückzog, um die Zulässigkeit seiner Vereidigung zu berathen, kehrte die frühere nervöse Unruhe zurück, doch ein Blick auf seinen angeklagten Vater gab ihm bald die nöthige Fassung wieder. Mit festen Schritten trat er auf Befehl des Präsidenten an den Tisch, auf dem ein gußeisernes Crucifix stand, um den ihm zuerkannten

Zeugeneid zu leisten. Noch einmal machte ihn der Vorsitzende pflichtgemäß auf die Wichtigkeit eines solchen Schrittes aufmerksam und drohte ihm mit den zeitlichen und ewigen Strafen des Meineides. Einen Augenblick schien der junge Mann tief erschüttert zu zögern und einen innern Kampf zu kämpfen, dessen Ausgang die Versammlung und vor Allen der Angeklagte mit banger Spannung erwartete, da von seinen Worten der Ausgang der ganzen Verhandlung, die Ehre und das Glück seines Vaters abhing. Es war ein wahrhaft aufregender Moment und die kurze Pause dünkte Allen gewiß eine Ewigkeit. Der Graf sah auf seinen Sohn und das krampfhafte Zittern seiner Hände verrieth mir seine tiefe Bewegung. Mit einem schmerzlichen Blick auf seinen Vater sprach dieser mechanisch die bekannte Schwurformel mit erhobenen Fingern dem Präsidenten nach, während eine lange, feierliche Stille in dem Saale herrschte. Erst als der junge Graf auf seinen Sitz zurückkehrte, sah ich ihn wanken und fast zusammenbrechen, wobei sein Gesicht sich mit wahrer Todtenblässe überzog, so daß ich einen Sterbenden zu erblicken glaubte. Aber auch dieser Unfall einer erklärlichen Anwandlung von nervöser Schwäche ging so schnell vorüber, daß ihn außer mir wohl keiner der Anwesenden bemerkt hatte.

Unterdeß nahmen die Verhandlungen ohne weitere Störung ihren Verlauf, noch andere Zeugen wurden vernommen, deren Aussagen die zerrütteten Vermögensverhältnisse des angeklagten Grafen bekundeten und über seinen Charakter und seine Lebensweise ein keineswegs günstiges Licht verbreiteten. Auch mein ärztliches Gutachten wurde gefordert und meine Ansicht über die Natur der Wunde gehört. Ich gab mein objectives Urtheil ab, verschwieg aber keineswegs die mir aufgestoßenen Bedenken über die räthselhafte Verletzung, welche allerdings den Verdacht eines Verbrechens nicht ausschloß. Nach Beendigung des Verhörs ergriff der Staatsanwalt das Wort und hielt die Anklage sowohl gegen den Grafen wie gegen den Reitknecht aufrecht,

indem er mit bewunderungswürdigem Scharfsinn die Schuld Beider trotz der beschworenen Aussage des entlastenden Hauptzeugen darthat. Mit Recht betonte der Redner die nahe verwandtschaftliche Stellung des Sohnes zu seinem Vater und die dadurch verminderte Glaubwürdigkeit seiner Aussagen, wogegen er das Interesse des Grafen an dem Tode des jungen Mannes unwiderleglich folgerte und dessen intellectuelle Urheberschaft an dem beabsichtigten Morde durch eine Kette eng mit einander verbundener Indicien und Thatsachen begründete. Dagegen suchte die nicht minder geistvolle Vertheidigung den Eindruck dieser Worte zu schwächen und die Beweise zu entkräften, indem sie sich auf das in der That bestehende liebevolle Verhältniß des Grafen zu seinem Sohne, so wie auf das gewichtige Zeugniß des Letzteren stützte, dessen volle Gültigkeit dem ihm fremden Reitknecht gegenüber nicht bezweifelt werden könnte, ohne einen Meineid vorauszusetzen. Während dieser ganzen Verhandlung beobachtete der Graf eine merkwürdige Ruhe, als wenn es sich um die Angelegenheit eines Dritten handelte. Er verzog keine Miene und schien auch nicht einen Augenblick seine Freisprechung zu bezweifeln.

Nachdem der Vorsitzende noch einmal eine kurze lichtvolle Zusammenstellung der Verhandlungen gegeben nnd die Fragstellung festgesetzt worden war, zogen sich die Geschworenen zurück, um ihren Wahrspruch zu fällen. Die Berathung dauerte längere Zeit; ein Beweis, daß die Meinungen über den Fall getheilt waren. Endlich öffnete sich die Thür, das Gericht nahm wieder die verlassenen Plätze ein und das laute Getöse der Versammlung verstummte, der würdige Obmann der Geschworenen verkündigte mit bewegter Stimme das Urtheil, welches für beide Angeklagte auf „Schuldig“ lautete. In demselben Augenblick ertönte ein herzzerreißender Schrei; nicht der verurtheilte Graf, sondern sein armer Sohn hatte ihn ausgestoßen und wurde ohnmächtig fortgetragen, während der entehrte Vater in sein Gefängniß wankte, wo man ihn am nächsten Tage als Leiche an den Gitterstäben seines Fensters hängen fand.

Zwar gelang es mir, den unglücklichen jungen Mann, der in Folge der unausbleiblichen Erschütterung in ein Nervenfieber verfiel, am Leben zu erhalten, aber sein Geist war so gestört, daß er in einer bekannten Irrenanstalt untergebracht werden mußte. Aus seinen verwirrten Reden konnte ich mit Gewißheit entnehmen, daß er, um seinen Vater zu retten, einen falschen Eid geschworen hatte. Durch die Bemühungen des ausgezeichneten Irrenarztes wurde er mit der Zeit wiederhergestellt, aber eine tiefe Schwermuth begleitete ihn durch das fernere Leben. Wie ich später erfuhr, hat er seine Güter verkauft und den Ertrag derselben einer frommen Stiftung überwiesen. Er selbst soll in einem französischen Kloster die ersehnte Ruhe und Versöhnung mit seinem Gewissen gefunden haben, das er mit dem, wenn auch hier verzeihlichen, Verbrechen des Meineides belastet hatte.

II.

Die Heilung durch Liebe.

Zu meinen Patienten zählte ich auch eine junge und liebenswürdige Wittwe. Sie hatte mich mehrere Male rufen lassen. Ihre Leiden waren von keiner großen Bedeutung und wichen meist in kurzer Zeit. Während ich sie behandelte, war es mir vergönnt, sie genau kennen zu lernen, und ich gestehe gern, daß ihr ganzes Wesen mir ein freundschaftliches Interesse für sie einflößte. Sie war nicht eigentlich schön zu nennen, aber ihre milden, sanften Züge übten auf den Beschauer einen eigenthümlichen Reiz aus. In ihrem Gesicht lag eine unnennbare Herzensgüte, eine fesselnde Weiblichkeit. Diese Eigenschaften bethätigte sie auch bei allen Gelegenheiten. Sie besaß einen

seltenen Grad von Selbstverleugnung, eine fast krankhafte Neigung, sich für ihre Freunde und Verwandte aufzuopfern.

Ihre Ehe war kinderlos geblieben, und so viel ich erfahren konnte, nicht glücklich gewesen. Auf Zureden ihrer Familie hatte sie einem weit älteren Manne die Hand gereicht, der sie durch unbegründete Eifersucht quälte und überhaupt roh behandelte. So lange sie mit ihm verbunden war, hatte Niemand eine Klage über ihn aus ihrem Munde gehört. Sie ertrug ihr Loos mit bewunderungswürdiger Geduld und mit sanfter Ergebung in ihr unverdientes Geschick. Nach seinem Tode lebte sie zurückgezogen von den Zinsen eines mäßigen Vermögens, welches grade hinreichte, ihr eine anständige Existenz zu sichern. Trotzdem sich ihr mehrere vortheilhafte und ehrenwerthe Partieen von Neuem darboten, so konnte sie sich doch nicht zu einer zweiten Verbindung entschließen. Alle derartigen Anträge wies sie stets mit der größten Entschiedenheit zurück. Sie verkehrte nur mit wenigen Familien, deren Achtung und Liebe ihr im reichsten Maaß zu Theil wurden. In ihren Mußestunden beschäftigte sie sich hauptsächlich mit Musik, für die sie eine ausgesprochene Vorliebe besaß.

Diese Neigung machte es mir einigermaßen erklärlich, daß ich sie zuweilen bei meinen Besuchen in der Gesellschaft eines Mannes fand, der nichts weniger als einen guten Ruf genoß. Der junge **Baum**, wie ich ihn nennen will, war der Sohn eines allgemein geachteten Justizbeamten; aber so aus der Art geschlagen, daß ihn die Regierung zu O. . . ., an der er eine Stelle als Assessor bekleidete, wegen seines liederlichen Lebenswandels nach mehrfachen, fruchtlosen Verwarnungen entlassen hatte. Er galt für einen unverbesserlichen Trunkenbold. — Seit einiger Zeit war er in seine Vaterstadt zurückgekehrt. Der strenge Vater verweigerte ihm die Aufnahme in sein Haus, gewährte ihm jedoch eine karge Unterstützung, mit der er kümmerlich genug sein Leben fristete. Allgemein hielt man ihn für ein großes, aber verkommenes Talent. Er besaß eine ausge-

zeichnete Bildung, die mannigfachsten Kenntnisse und eine unwiderstehliche Unterhaltungsgabe, so lange er nämlich noch nüchtern, oder nicht völlig berauscht war. Wahrhaft bewunderungswerth klang sein Spiel auf dem Klavier und sein Gesang. Wer ihn hörte, wurde trotz aller Vorurtheile von ihm hingerissen. So lange er am Instrumente saß, belebte sich sein schlaffes, aufgedunsenes Gesicht, und man konnte es dann selbst schön finden. Seine eingefallenen Augen leuchteten von einem edleren Rausch, als den er sonst zu haben pflegte. Man mochte den Künstler nicht für so ganz verloren halten, der eine Beethovensche Sonate oder ein Lied von Schubert mit solch tiefem Gefühl und richtigem Verständniß vortrug; und doch wurde derselbe Mensch einige Stunden später vollkommen besinnungslos an irgend einer Straßenecke, oder in einer gemeinen Kneipe angetroffen.

Mit einem Male verbreitete sich in der Stadt das Gerücht von der nahe bevorstehenden Verlobung der liebenswürdigen Wittwe mit dem Taugenichts. Ich wollte nicht daran glauben. Ein solcher Entschluß erschien mir zu unwahrscheinlich, so ganz und gar gegen den Charakter dieser trefflichen Frau. So weit ich sie kannte, besaß sie einen entschiedenen Abscheu gegen jede Unmoralität. Ihr ganzes Wesen athmete eine sittliche Reinheit, die auch nicht den leisesten Verdacht aufkeimen ließ. Ich konnte mir durchaus nicht diese edle Natur in irgend einer Berührung mit dem gesunkenen und verkommenen Menschen denken. Entrüstet widersprach ich laut und bestimmt dem Stadtgeklatsch, wofür ich die ganze Geschichte nahm.

Jedoch das Herz der Frauen ist unergründlich wie das Meer, dessen Tiefe die edelsten Schätze und die grauenvollsten Mißgestalten birgt.

Eines Tages wurde ich zu der Wittwe gerufen. Ich fand sie keineswegs krank, wie ich anfänglich befürchtete. Wie immer kam sie mir auch heute mit einem freundlichen Lächeln entgegen, das indeß bald verschwand, um einem ungewohnten Ernste Platz

zu machen. Augenscheinlich war sie aufgeregt und befangen. Ich bemerkte an ihr eine gewisse Verlegenheit. Sie suchte nach Worten, um ihre Verwirrung zu verbergen. Ich beobachtete sie ruhig einige Zeit. Mein forschender Blick rief eine sanfte Röthe auf ihrem sonst stets bleichen Angesicht hervor. Sie senkte ihre Augen zu Boden. Dieses Benehmen, welches ihrer sonstigen Offenheit so sehr widersprach, machte mich bestürzt. Unwillkührlich fiel mir das alberne Gerücht wieder ein; doch ein Blick auf die edle Gestalt genügte, um all' diese thörichten Gedanken zu zerstreuen. Ich mußte über meine eigene Besorgniß lächeln.

„Nun, worüber klagen Sie?“ fragte ich nach einigen gleichgültigen Reden, die vorangegangen waren. „Was fehlt Ihnen?“

„Ich bin nicht krank.“

„Aber Sie haben mich rufen lassen?“

„Allerdings. Ich bedarf ihres Rathes und Beistandes mehr als je.“

„Wie soll ich das verstehen? Sie sind nicht krank und bedürfen doch meines Beistandes mehr als je. Seit wann geben Sie solche schwere Räthsel auf?“

„Ich will Sie nicht auf die Auflösung lange warten lassen. Lieber Doktor! ich gedenke mich zu verloben.“

„Sie scherzen,“ erwiederte ich ungläubig. „Allerdings habe ich in der Stadt ein albernes Gerücht gehört, das ich natürlich mit Entrüstung bekämpft habe.“

„Das Gerücht hat nur wahr gesprochen,“ entgegnete sie mit ungekünstelter Ruhe. „Ich habe bereits mein Wort gegeben.“

„Doch nicht dem Assessor Baum? Um des Himmels Willen sagen Sie nein.“

„Das kann ich nicht.“

„Bedenken Sie, was Sie thun,“ rief ich mit allen Zeichen eines ungeheuchelten Entsetzens.

„Ich weiß, was Sie mir sagen wollen. Sie rathen mir

ab, wie es bisher alle meine Freunde gethan. Mein Entschluß steht indeß unabänderlich fest. Sie aber, lieber Doktor, sollen mich wenigstens nicht für wahnsinnig halten, Sie sollen die Gründe kennen lernen, die mich zu einem solchen Schritte bewogen haben. Ein Mann wie Baum darf und kann nicht untergehen. Ich will ihn retten. Ein liebendes Weib vermag viel über den Mann, von dem sie wieder geliebt wird. Baum hat mir seine Neigung gestanden. Ich habe ihn nicht zurückgestoßen, weil ich weiß, daß er ohne mich für immer verloren ist. Soll ich dem Ertrinkenden meine Hand entziehen und die letzte Hoffnung rauben?"

„Sie sind ein Engel," sagte ich voll Bewunderung, „aber Sie werden sich nutzlos aufopfern und mit ihm zugleich zu Grunde gehen. Wenn Sie ihm die Hand reichen, so zieht er Sie nur mit sich hinab."

„Nein, das wird nicht geschehen. Ich verliere nicht die Hoffnung, ihn zu bessern. Zu diesem Zwecke habe ich Sie rufen lassen. Lieber Doktor! Sie sollen mir ein Mittel angeben, um ihn zu heilen."

„Die Mittel, welche wir besitzen, sind unzureichend, sobald die moralische Kraft dem Patienten fehlt. Ich beschwöre Sie, geben Sie alle derartigen nutzlosen Versuche auf."

„Die Wissenschaft kann mir also nicht helfen?"

„Ich glaube nicht."

„Wohlan! so muß es die Liebe thun."

Ich versuchte noch einige Gegenvorstellungen, die sich aber vollkommen fruchtlos erwiesen. Die Wittwe hörte meine Einwürfe mit einem schwermüthigen Lächeln an.

„Lieber Doktor," sagte sie endlich, „sie meinen es gut mit mir, aber verschonen Sie mich mit Ihren Gründen. Sie dürfen mir darum nicht böse sein. Wir bleiben Freunde nach wie vor."

Sie reichte mir ihre Hand, die ich von einer gewissen Ehrfurcht ergriffen an meine Lippen führte.

„Vielleicht,“ setzte sie noch hinzu, „wird ein Augenblick kommen, wo ich Ihrer Hülfe bedarf. Versagen Sie mir dann Ihren Beistand nicht. Ich ahne noch manchen schweren Kampf, der mir in der nächsten Zukunft bevorsteht.“

Ihre sanften Augen füllten sich bei diesen Worten mit Thränen, und ich fühlte, daß auch die meinigen feucht wurden. Um die aufsteigende Rührung zu verbergen, wandte ich mich ab und griff nach Hut und Stock. In demselben Augenblicke, wo ich mich anschickte, sie zu verlassen, erschien der Justizrath Baum, der Vater ihres Bräutigams, in der Thüre. Ich grüßte ihn noch und wollte mich sogleich entfernen. Der alte Herr indeß hielt mich fest.

„Bleiben Sie,“ rief er mir entgegen. „Meinetwegen brauchen Sie nicht zu gehen. Mir ist es im Gegentheil lieb, wenn ich bei dieser Verhandlung einen Zeugen habe.“

Nur ungern folgte ich seiner Einladung. Die Wittwe bat uns wieder Platz zu nehmen. Ich setzte mich. Der Justizrath aber, ein hagerer, großer Mann mit grauem Haar und strengen, fast finsteren Zügen, blieb vor ihr aufgerichtet stehen. Er stützte sich dabei auf einen starken Krückstock, der während des Verlaufs des folgenden Gesprächs mehr als einmal unter seinen Händen zitterte und seine innere Bewegung nur zu deutlich verrieth.

Nach einer für uns Alle gleich peinlichen Pause nahm der alte Herr das Wort.

„Mein Sohn hat mir eine Mittheilung gemacht, deren Bestätigung ich erst aus Ihrem Munde hören will, ehe ich seinen Worten Glauben schenken kann. Ist es wirklich wahr, daß Sie ihn heirathen wollen?“

Die Wittwe erröthete, antwortete aber klar und bestimmt.

„Ich bin dazu entschlossen.“

„Dann halte ich es für meine Pflicht, Sie zu warnen. Ich bin sein Vater und mein gegenwärtiger Schritt fällt mir schwer genug, aber ich kann es nicht vor Gott und den Men-

schen verantworten, daß ich ruhig zusehen soll, wie ein edles und liebenswürdiges Weib sich einem nichtswürdigen und unverbesserlichen Menschen aufopfert. Sie scheinen meinen Sohn noch nicht zu kennen, deswegen bin ich hergekommen, um Sie über ihn aufzuklären. Ich bin Ihnen und mir diese bittere Wahrheit schuldig. Sehen Sie mein Haar, es ist vor der Zeit durch ihn grau geworden."

„Er wird sich bessern," murmelte die Wittwe erschüttert.

„O! wie oft hat er mir dies wie Ihnen angelobt," fuhr der unerbittliche Vater fort. „Ich habe nichts unversucht gelassen, mit meinen Bitten und Thränen den Verlorenen beschworen. Es hat nichts gefruchtet. Ich habe es nicht an Ermahnungen und der nothwendigen Strenge fehlen lassen. Glauben Sie, daß Ihnen gelingen wird, was dem Vater nicht gelungen ist? — Geben Sie diese thörichte Hoffnung auf. Er wird Sie unglücklich machen, Sie verderben. Alle vernünftigen Menschen werden Sie verspotten und Sie dürfen sich nicht einmal beklagen, da Sie Ihr Unglück selbst verschuldet haben. Noch ist es Zeit, noch können Sie mit Ehren zurücktreten. Ich selbst gebe Ihnen diesen Rath, weil ich meinen Sohn zu genau kenne."

Der Alte machte eine Pause, um die Wirkung seiner Rede abzuwarten. Bleich und gefaßt erhob sich jetzt die Wittwe von ihrem Stuhle.

„Herr Justizrath! ich danke Ihnen," sagte sie mit bebender Stimme, „für Ihre Warnung. Ich kann die Größe Ihres schmerzlichen Opfers wohl ermessen, das Sie mir gebracht und bewundere Ihre Uneigennützigkeit und Offenherzigkeit. Wäre ein Mensch im Stande, meinen Entschluß zu erschüttern, so würden Sie es allein sein. Sie haben mich indeß nur in meinem Vorsatze bestärkt. Ihr Sohn besitzt jetzt Niemand auf der Welt als mich. Der eigene Vater hat ihn verlassen und aufgegeben. Ich bin fest überzeugt, daß Sie wichtige Gründe zu einem solchen Schritt bestimmt haben müssen, dennoch lasse ich

nicht jede Hoffnung sinken. Wo so viele edle Anlagen vorhanden sind, kann ich nicht an eine gänzliche Verworfenheit glauben. Ich will wenigstens den Versuch machen, Ihren Sohn wieder emporzuheben, die besseren Keime in ihm zu wecken. Er liebt mich und die Liebe eines Weibes vermag oft mehr, als die väterliche Strenge."

„Sie werden über diesen Versuch zu Grunde gehen," mahnte der Justizrath.

„Was liegt daran? wir Frauen sind einmal zum Dulden geboren."

„Jedes andere Laster ist erträglicher. Sie werden diesen Schritt bereuen, die Stunde verfluchen, wo Sie ihn gethan haben."

„Ich baue auf Gott. Er wird mich nicht verlassen. Was kümmert mich das Urtheil der Welt? Mag sie mich verhöhnen. Ich gehorche der innern Stimme und diese täuscht uns nicht. Glauben Sie, Herr Justizrath, ich habe lange gekämpft und gerungen, ehe ich zu diesem Entschlusse gelangt bin. Kein irdischer Vortheil hätte mich zu einer zweiten Ehe bestimmen können. Sie wissen, daß es mir nicht an ehrenvollen Anträgen gefehlt hat. Ich habe sie zurückgewiesen. Ihr Sohn aber bedarf meiner. Er ist dem Untergange nahe und ich seine einzige Stütze, seine letzte Rettung. Ich will ihn nicht verderben lassen. An mir soll es wenigstens nicht liegen, wenn er zu Grunde geht, das ist mein letztes Wort in dieser Angelegenheit. Nur noch eine Bitte habe ich an Sie, vergeben Sie dem Schuldigen und versagen Sie ihm und mir nicht Ihren väterlichen Segen."

„So segne Sie Gott," rief der alte Justizrath erschüttert aus.

Der Krückstock fiel ihm vor Bewegung aus der Hand und er drückte die Wittwe schluchzend an sein Herz.

Thränen, seltene Thränen strömten über die harten Züge des strengen Mannes und erweichten sein starres Gesicht.

Die Liebe hatte gesiegt.

Einige Wochen später fand die Hochzeit in aller Stille statt. Baum's Vater und ich waren als die einzigen Zeugen bei der Trauung zugegen.

Das junge Ehepaar lebte äußerst zurückgezogen. Die Familien, mit denen die Wittwe bisher vor ihrer Verheirathung befreundet gewesen war, hatten allen Umgang mit ihr abgebrochen. Ich blieb nach wie vor ihr Arzt und besuchte sie von Zeit zu Zeit.

Es schien in der That, als wäre der herrlichen Frau das Unglaubliche gelungen. Eine Zeit lang vermied der Assessor alle Weinhäuser, Gaststuben und Kneipen, welche er früher zu besuchen pflegte. Man sah ihn fast nie, außer in Begleitung seiner Gattin. Sie hütete ihn mit der Sorgfalt einer Mutter und wich nicht von seiner Seite. Sein ganzes Aussehen hatte sich vortheilhaft geändert, seine Gesichtsfarbe war gesünder, sein stierer Blick heller und freundlicher geworden. Er wendete weit mehr Sorgfalt auf seine Toilette und er machte ganz den Eindruck eines gebildeten und ordentlichen Mannes.

Nichts schien mehr dem Glücke des jungen Ehepaares zu fehlen.

Ich selbst zweifelte fast nicht mehr an der vollkommenen Besserung und Heilung des Assessors. Alle Welt theilte meinen Glauben.

Leider gibt es kein Laster, das schwerer als die Trunksucht zu heilen ist. Rückfälle treten selbst nach einer längeren Enthaltsamkeit ein. Eine dämonische Gewalt lockt den Unglücklichen immer von Neuem auf den verderblichen Weg zurück. Der gewaltsam unterdrückte Trieb bricht bei der nächsten Gelegenheit um so mächtiger und unwiderstehlicher hervor. Der Anblick eines Glases, einer Flasche genügt, alle guten Vorsätze für immer zu zerstören. Dies war auch hier der Fall. Unglücklicherweise traf der halb geheilte Assessor, wie ich später erfuhr, mit einem alten Universitätsfreunde zusammen. Derselbe forderte ihn auf, mit ihm diese Begegnung nach langer Trennung

bei einem Glase Wein zu feiern. Um sich nicht lächerlich zu machen, folgte Baum der Einladung. Er ging mit dem festen Vorsatze, nur einen Schoppen und nicht mehr zu trinken. Aus dem Schoppen wurde eine Flasche, aus der Flasche noch mehrere und der Assessor kam zum erstenmale seit seiner Verheirathung vollkommen berauscht nach Hause.

Seit jenem verhängnißvollen Abende überließ er sich wieder seinem vorigen ausschweifenden Lebenswandel. Anfänglich beobachtete er dabei noch gewisse Rücksichten. Er suchte wenigstens den äußeren Schein zu wahren und verschaffte sich heimlich und verstohlen den lang entbehrten Genuß. Bald aber warf er wieder jede Scham bei Seite und fröhnte öffentlich dem Trunke ärger als je zuvor. Die unglückliche Frau bemerkte zuerst diese schlimme Veränderung, aber sie gab noch immer nicht die Hoffnung auf. Sie hütete sich, ihn durch Vorwürfe zu reizen. Mit der ihr angeborenen Sanftmuth machte sie ihm nur ganz milde Vorstellungen. Dann gelobte er mit den heiligsten Eiden und unter heißen Reuethränen Besserung. Der nächste Tag lehrte, was von diesen Versprechungen zu halten sei. Sie verzweifelte darum doch nicht. Mit der Geduld eines Engels und der Ausdauer eines großen Herzens kämpfte sie gegen dieses Laster an, aber der böse Feind schien mächtiger als sie zu sein und sie selber drohte, in diesem Kampfe zu erliegen. Ihre bisher getrübte Gesundheit begann immer mehr zu schwinden, ihre bleichen Wangen nahmen eine mehr erdfahle Färbung an, ihre blauen Augen sanken immer tiefer ein und verloren ihren sanften Glanz. Sie magerte auffallend ab und von Zeit zu Zeit wurde sie von heftigen Krampfzufällen heimgesucht.

So fand ich sie bei meinen häufigen Besuchen, aber auch jetzt kam keine Klage, kein Vorwurf gegen den Undankbaren über ihre Lippen. Nur der Verfall ihrer Gestalt, das veränderte Aussehen und die rothgeweinten Augenränder verriethen mir gegen ihren Willen den Schmerz, welcher an ihrem Leben nagte und sie selbst zu tödten drohte.

So weit durfte es nicht kommen und ich hielt es für meine Pflicht, offen über ihre Lage mit ihr zu sprechen. Ich that es so schonend als möglich, mit der innigsten Theilnahme für ihr trauriges Geschick. Meine Worte schienen ihr wohl zu thun. Sie drückte meine Hand und weinte sanft, ohne, wie sie es früher that, ihren Kummer vor mir zu verbergen.

„Sie meinen es gut mit mir,“ sagte sie unter Thränen lächelnd. „Ich habe vor aller Welt geschwiegen, aber Sie sind mein Arzt, mein Freund. O Doktor, lieber Doktor! Ich leide Höllenqualen.“

„Arme, arme Frau!“ seufzte ich bewegt.

„Beklagen Sie mich nicht. Wozu können auch Klagen nützen? Aber wenn noch eine Hülfe möglich ist, wenn Sie ein Mittel wissen, so nennen Sie es mir. Es koste was es wolle. Ich will Sie anbeten wie die Heiligen, ich will vor Ihnen auf den Knieen liegen wie vor Gott, wenn Sie meinen Mann und mich mit ihm noch retten können.“

„Das einzige Mittel, welches ich Ihnen anrathen möchte, ist hart, sehr hart, aber in diesem Falle nothwendig.“

„Sei es noch so schwer, ich will es versuchen, sei es noch so theuer, ich will es mit meinem ganzen Vermögen erkaufen. Schnell! Wie heißt Ihr Mittel?“

„Scheidung.“ —

Der Hoffnungsstrahl, welcher in ihren Augen aufflammte, erlosch. Fast entrüstet wandte sie sich von mir ab.

„Das kann unmöglich Ihr Ernst gewesen sein,“ sagte sie im vorwurfsvollen Tone. „Doch ich zürne Ihnen nicht. Sie wissen ja nicht, daß ich mich Mutter fühle. Heute habe ich diese Entdeckung zuerst gemacht.“

Ich schwieg, von dieser neuen Nachricht mehr bestürzt als überrascht. Ihr gegenwärtiger Zustand ließ mich meinen rasch ausgesprochenen Rath innig bedauern und flößte mir, wenn dies irgend möglich war, noch ein größeres Mitleid mit ihrer allerdings selbstverschuldeten Lage ein. Ich hielt es jetzt

doppelt für meine Pflicht, sie zu beruhigen und ihr einige Hoffnung zu geben.

„Verzeihen Sie mein unüberlegtes Wort," sagte ich, „und schreiben Sie es lediglich der Unkenntniß Iherr Verhältnisse zu. Verlieren Sie nicht den Muth. „Ich will mir alle mögliche Mühe geben, den Fall nochmals überlegen und über die Mittel, welche einen Erfolg hoffen lassen, reiflich nachdenken."

„Lieber Doktor! Sie schenken mir das Leben wieder. Doch wenn ich nicht irre, sprachen Sie einmal von einem moralischen Eindruck."

„Allerdings könnte ein solcher die Heilung unter glücklichen Umständen herbeiführen."

„Vielleicht ein plötzlicher Schreck, oder dem Aehnliches."

„Das wäre etwas, nur müßte die Wirkung eine andauernde sein. Das ist aber schwer zu bewerkstelligen."

„Es ist mir schon oft eingefallen, Gott verzeih' mir die Sünde! ob nicht eine ungefährliche Krankheit, welche meinen Mann längere Zeit an das Bett fesselte, eine wohlthätige Reaktion in ihm hervorbringen und ihn für immer heilen könnte."

Der Gedanke, den sie absichtslos aussprach, gefiel mir. Je länger ich darüber nachdachte, desto lichter wurde es in mir. Ich ahnte die Möglichkeit eines erfolgreichen Heilungsplans; doch war ich mir im Ganzen noch nicht darüber klar und ich beschloß, ihn allmälig reifen zu lassen.

„Ich will mir die Sache noch weiter überlegen," sagte ich der betrübten Frau. „Sie haben in mir manche Ideen angeregt, die möglicher Weise uns zum Ziele führen können."

„Gott gebe es!" flehte sie mit gefalteten Händen. „O, Herr Doktor, wenn Er wirklich noch zu retten wäre!"

„Ich verspreche nicht gern mehr, als ich halten kann. Lassen Sie sich einstweilen daran genügen, daß ich nicht ohne alle Hoffnung bin. Sobald Ihr Gemahl sich wieder in einem ähnlichen Zustande von vollkommener Bewußtlosigkeit

befindet, so schicken Sie augenblicklich ohne Zeitversäumniß zu mir."

„Was wollen Sie mit ihm vornehmen?"

„Das ist mein Geheimniß, doch Sie sollen Alles erfahren, wenn ich selber erst im Klaren bin."

So schieden wir. Trotzdem ich den ganzen Tag von vielen und schweren Patienten in Anspruch genommen wurde, vergaß ich doch nicht, über diesen eigenthümlichen Fall nachzudenken. Ich faßte bald diesen, bald jenen Plan zur Heilung des Assessors. Endlich glaubte ich das Richtige gefunden zu haben und wartete nur noch auf die passende Gelegenheit, um meine Kur mit ihm zu beginnen.

In einer der folgenden Nächte würde ich laut der Verabredung mit seiner Frau zu ihm gerufen. Ich fand ihn vollkommen bewußtlos und im trunkenen Zustande auf seinem Lager. Meine Vorbereitungen waren schnell getroffen. Ehe ich zur Ausführung meines Planes schritt, hatte ich noch eine längere Unterredung mit der Gattin des Patienten. Sie versprach mir, blindlings zu gehorchen und alle meine Anordnungen ohne Widerspruch zu befolgen. Darauf ging ich an mein Werk. Ich nahm sein rechtes Bein und legte einen kunstgerechten Verband an, wie der Arzt zu thun pflegt, wenn Jemand den Fuß gebrochen hat.

„Mein Gott! Was thun Sie?" fragte ängstlich die Frau.

„Ihr Mann hat das Bein gebrochen," sagte ich, ohne mich in meiner Arbeit stören zu lassen.

Sie verstand meine Absicht vollkommen und unterstützte mich bei meinem Vorhaben, so daß ich nicht nöthig hatte einen Dritten hinzuzuziehen. Vermittelst der mitgebrachten Bandagen und Binden schnürte ich das Bein so fest, daß jede Bewegung mit demselben unmöglich war. Zum Ueberfluß bestrich ich es noch mit einer Auflösung von Stärke, wodurch der Verband eine besondere Festigkeit erlangte und nur durch Anwendung von Gewalt entfernt werden konnte. Der Assessor befand sich

während dieser ganzen Prozedur in einem solchen Zustande von tiefster Betäubung, daß er so gut wie gar nichts empfand. Er hatte keine Ahnung von dem, was mit ihm vorgenommen wurde. Nachdem ich mit meiner Operation zu Ende war, empfahl ich ihr die nöthige Vorsicht und traf noch allerlei Anordnungen.

„Sobald Ihr Gemahl erwacht ist, können Sie ihn schonend auf den Unglücksfall aufmerksam machen, der ihn betroffen hat. Es schadet nichts, wenn Sie den Beinbruch als eine Folge seines Lebenswandels ihm vorstellen. Ich hoffe, daß der moralische Eindruck nicht ohne Nachwirkung bleiben wird. Natürlich darf der Patient mehre Wochen nicht sein Bett verlassen und von seinem kranken Fuß keinen Gebrauch machen. Morgen früh werde ich wieder nachsehen.“

Am andern Tag erschien ich sehr zeitig. Ich fand den Assessor erwacht und wieder bei vollkommenem Bewußtsein. Er war bereits von dem vermeintlichen Unglücksfall unterrichtet, der ihn betroffen haben sollte. Die Nachricht schien ihn sehr ergriffen zu haben. Er sah bleich und niedergeschlagen aus. Seine Züge verriethen eben so viel Reue als Furcht und Angst. Ich nahm meine ernsteste Miene an und untersuchte den Verband mit anscheinender Sorgfalt.

„O, mein Gott!“ stöhnte er, während ich dieses that. „Ich bin der unglückseligste Mensch von der Welt. Lieber Doktor, glauben Sie wirklich, daß ich noch einmal mein Bein werde gebrauchen können?“

„Das läßt sich nicht im Voraus bestimmen. Wenn Sie sich indeß ruhig verhalten, darf ich Ihnen wenigstens versprechen, daß sie mit einer leichten Verkürzung davon kommen werden.“

„Ich werde also ein Krüppel bleiben?“ fragte er im verzweiflungsvollen Tone.

„Sie haben sich nur selbst ein solches Unglück zuzuschreiben.“

„Ja, Doktor; Sie haben Recht. Ich allein bin an meinem Unglück Schuld. O! ich bin der elendeste, der erbärmlichste Mensch von der Welt. Sehen Sie dort meine Frau, diesen Engel in menschlicher Gestalt, welchen Kummer habe ich ihr bereitet! Arme Mathilde! Kannst Du mir verzeihen?"

Sie näherte sich mit mildem Lächeln seinem Lager und suchte ihn zu beruhigen. Mit heißen Thränen benetzte er ihre Hände.

„Nein, nein!" rief er verzweiflungsvoll. „Ich verdiene nicht so viel Liebe und Zärtlichkeit. Ich habe Dich unglücklich gemacht. Aber Gott möge mich strafen, wenn ich Dir noch je einen Grund zur Klage gebe. Sollte ich genesen, so schwöre ich, nie, nie Dich wieder zu kränken. Die Hand möge mir verdorren, wenn sie je sich wieder nach einem Glase ausstreckt."

Nach diesem feierlichen Schwur wurde er ruhiger und sprach im gefaßten Tone über seinen Unglücksfall, den er sich durch seine eigene Schuld zugezogen zu haben glaubte. Ich versprach ihm mein Möglichstes zu seiner Herstellung zu thun und mahnte ihn zu der größten Geduld. Einige freundliche Warnungen, welche ich noch hinzufügte, brachten augenscheinlich eine große Wirkung auf ihn hervor. Ich verließ ihn mit den besten Hoffnungen.

Mehrere Wochen blieb der Assessor in diesem Zustande auf seinem Krankenlager. Die Täuschung gelang mir vollkommen. Seine lebhafte Phantasie unterstützte mich dabei. Er fühlte und klagte bald über brennende, bald über stechende Schmerzen in dem vermeindlich kranken Bein. Natürlich bestärkte ich ihn in seinem Wahn. Zuweilen spürte er heftige Fieberbewegungen und reichte mir seine Hand, um ihm den Puls zu fühlen. Ich mußte mich oft abwenden, um mein Lächeln zu verbergen. Seine Einbildungskraft spielte ihm manchen Streich und machte ihn wirklich so krank, als ich für meine Zwecke nur wünschen konnte. Während der ganzen Zeit wich die Frau nicht von seinem Bett. Sie pflegte ihn mit der liebevollsten Sorgfalt, sie reichte ihm die

Speisen mit eigner Hand. Wenn er zerknirscht und reuig sich der Verzweiflung überließ, suchte sie ihn wieder emporzurichten. Um ihn zu zerstreuen, las sie ihm vor, oder sie unterhielt sich mit ihm auf das Angenehmste. Kurz, sie pflegte ihn mit der Geduld und Ausdauer eines liebenden Weibes. Damit ist Alles gesagt.

So viel Hingebung und Zärtlichkeit konnte nicht spurlos an dem Assessor vorübergehen. Nach und nach trat mit ihm eine vollständige Umwandlung ein. Er gewann eine Selbstbeherrschung und Festigkeit, welche ihm bisher immer gefehlt hatten. Die öftern Unterredungen, die ich mit ihm hatte, überzeugten mich, daß er von seinem Laster vollständig geheilt war. Ich setzte ihn zum Ueberfluß sogar einer gefährlichen Probe aus, und verordnete ihm zur Stärkung ein Glas Wein. Nur mit der größten Ueberwindung konnte er sich entschließen, von der ihm gegebenen Erlaubniß Gebrauch zu machen. Ich ließ die volle Flasche in seinem Zimmer vor ihm hinstellen. Er berührte sie nicht, obgleich ich den Versuch mehrere Male wiederholte.

Endlich gestattete ich ihm aufzustehen. Durch den Mangel an Uebung fiel ihm das Gehen jetzt wirklich schwerer und er hinkte, auf den Arm seiner Frau gestützt, im Hause herum. Es fehlte nichts, um ihn in seinem Glauben zu bestärken. Nach einer Woche gestattete ich ihm am Stocke einen kleinen Spaziergang zu machen. Er benutzte diese Erlaubniß, um seinen Vater zu besuchen, mit dem er eine ernste Unterredung hatte.

Niemand außer mir und der Frau wußten um das Geheimniß. Der Vater war ebenfalls getäuscht und wir konnten und durften ihn nicht aufklären. Er empfing den Sohn mit lebhaften Vorwürfen, welche dieser geduldig hinnahm. Der Assessor bat ihn auf das rührendste, sich für ihn zu verwenden und ihm irgend eine kleine Anstellung zu verschaffen. Der Gedanke war ihm jetzt schrecklich, lediglich von dem Vermögen seiner Frau zu leben. Er hatte eine fast krankhafte Sehnsucht nach einer geregelten Beschäftigung. Da ich von diesem Schritte un-

terrichtet war, so vereinte ich meine Bitten mit den seinigen. Ich sah in diesem Drange nach Thätigkeit den besten Beweis seiner vollständigen Genesung. Endlich gelang es uns, den starren Sinn des Alten zu schmelzen. Der Justizrath war ein Jugendfreund des Finanzministers. Seiner Verwendung und Fürsprache gelang es, dem Gebesserten eine Anstellung zu verschaffen.

Eine Reihe von Jahren sind seit diesem Vorfalle verstrichen. Gegenwärtig nimmt der Assessor eine höchst ehrenwerthe Stellung im Staatsdienste ein. Er ist ein tüchtiger Beamte geworden, der sich des Vertrauens und der Liebe seiner Vorgesetzten erfreut. Von seinem früheren Laster zeigt er keine Spur. Das einzig Auffallende an ihm ist, daß er einen Widerwillen gegen alle geistige Getränke hat. Der bloße Geruch des Weines bringt bei ihm Uebelkeiten hervor. Seine treffliche Gattin trägt er auf Händen. Erst nach langer, langer Zeit hat sie ihm die Täuschung eingestanden. Ich erhielt darauf ein Dankschreiben von seiner Hand. Seine Frau hatte einige Zeilen hinzugefügt. Der Schluß ihres Briefes lautete:

Die Liebe hat gesiegt.

III.

Wer war verrückt?

Es kam eine schlimme Zeit. Der Typhus herrschte in der ganzen Provinz. Auch unsere Stadt wurde von dem bösen Feinde heimgesucht und es gab mehr zu thun, als ich bestreiten konnte. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend mußte ich auf den Beinen sein und selbst in der Nacht fand ich noch keine Ruhe. Heute wundere ich mich noch, wie ich diese Anstrengungen

bei meinem nicht allzukräftigen Körper ertragen konnte. Wären es aber nur die körperlichen Strapazen gewesen, so aber wurde der Arzt noch vielmehr von geistigen Leiden angegriffen. Das Elend der Armen war unbeschreiblich, ihr Jammer über alle Begriffe. Oft wenn ich aus jenen elenden Hütten heimkehrte, in denen die Krankheit besonders wüthete, fühlte ich einen Schmerz, wie ich ihn nie früher oder später wieder empfunden habe. Ich zweifelte an der Güte der Vorsehung, an der Barmherzigkeit Gottes. Doch fort mit diesen traurigen Bildern!

Aus solcher Noth erwächst aber gerade oft das Heil. Die Menschenliebe regt sich, das Mitleid erwacht, der Einzelne vergißt seine Selbstsucht und ist bereit zu jedem, auch dem größten Opfer. So geschah es auch hier. Es bildeten sich wohlthätige Vereine zur Unterstützung der Armen, mehrere tüchtige Männer und Frauen unterzogen sich der Krankenpflege und traten ohne Scheu an das Lager der Leidenden, um mit Rath und That ihnen oder der Umgebung beizustehen. Daher kam es auch, daß in unserer Stadt die Zahl der Opfer, welche der Typhus forderte, verhältnißmäßig gering zu nennen war.

Unter diesen wackeren Freunden der Menschheit zeichnete sich besonders der pensionirte Hauptmann von Adler aus. Er hatte unter Blücher gedient, alle Feldzüge mitgemacht und lebte jetzt von seiner Pension und dem ansehnlichen Vermögen, das ihm seine Frau mitgebracht. Er war ein dicker, großer Herr mit einem gutmüthig rothen Gesichte, der beste Gesellschafter bei einem Glase Wein, immer lustig und guter Dinge, kein Spaßverderber. Wenn es aber darauf ankam, zeigte er, daß das Herz bei ihm auf dem rechten Flecke saß. Kein Armer ging ungetröstet von seiner Schwelle und in traurigen Zeiten war er immer der Erste, wo Hülfe und Aufopferung Noth that. Auf den Schlachtfeldern von Leipzig und Belle-Alliance hatte er das eiserne Kreuz durch seinen Muth erworben und in den Hütten der Typhuskranken den Segen der Unglücklichen und ihren Dank,

der mit Thränen zahlte. Er fürchtete den Tod in keiner Gestalt, ein wahrer Held unter allen Verhältnissen.

Trotzdem besaß der wackere Mann einige kleine Schwächen, welche ihn nur um so liebenswürdiger für seine Freunde machten. Zunächst stand er unter dem Pantoffel seiner kleinen, aber herrschsüchtigen Frau. Punkt zehn Uhr verließ er die heiterste Gesellschaft, weil er keinen längeren Urlaub von seinem Kommandanten hatte. Geschah es dennoch einmal ausnahmsweise, daß er länger aufgehalten wurde, so zog er vor der Thüre seiner Wohnung die Stiefel aus und schlich auf den Socken in sein Schlafzimmer, um die gestrenge Gemahlin nicht zu wecken. So erzählte wenigstens die Fama der kleinen Stadt und der Hauptmann widersprach ihr nicht. Eine zweite Schwäche war sein fanatischer Haß gegen alle liberale Ideen, welche damals gerade eine große Verbreitung fanden. Man stand am Anfange des Jahres acht und vierzig und sprach ziemlich offen seine Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen aus. Wenn dies zufällig in Gegenwart des Hauptmanns geschah, so vermochte er nicht seinen Zorn zu mäßigen. Alle derartigen Angriffe auf die Regierung waren ein Gräuel in seinen Augen, das Verlangen nach freieren Institutionen hielt er für das freche Geschrei einiger Zeitungsschreiber und dummer Buben, die man nach seiner Meinung mit der Ruthe zum Schweigen bringen sollte. Seine Freunde unterließen daher, wenn sie in dieser Beziehung von ihm abwichen, jedes politische Gespräch aus Schonung für den sonst so trefflichen Mann.

Unterdeß war die Februar-Revolution in Paris ausgebrochen. Diese Nachricht erfuhr jedoch der Hauptmann nicht mehr. Seit einigen Tagen schon lag er auf dem Krankenbett. Er hatte sich bei Ausübung seiner menschenfreundlichen Thätigkeit eine Ansteckung zugezogen und litt bereits an den Vorboten des Typhus. Als sein Hausarzt sorgte ich vor allen Dingen für die größte Ruhe und schärfte daher auch seiner Umgebung

noch besonders ein, ihm keine der damals Schlag auf Schlag folgenden Neuigkeiten mitzutheilen.

Bald war auch diese Vorsicht vollkommen überflüssig, da der Hauptmann in jenen traurigen Zustand von Bewußtlosigkeit verfiel, der die Außenwelt vollkommen ihm entrückte.

Mehrere Wochen vergingen für den Kranken in wilden Fieberträumen oder dumpfem Brüten, von denen ihm gar keine oder nur eine ganz schwache Erinnerung blieb. Oft zweifelte ich an seiner Wiederherstellung und gab den Wackeren verloren. Endlich siegte seine noch immer ungeschwächte Natur unter der sorgfältigen Pflege der kleinen Frau, die trotz ihres Pantoffelregiments ihren Gatten zärtlich liebte und nicht von seinem Lager wich. Seine Genesung zog sich längere Zeit hin, bis er sich nach und nach langsam erholte.

Während dieser Zeit hatte die Welt gänzlich ihre Physiognomie geändert. Auch wir hatten unsere Revolution gehabt und ihre Schwingungen waren bis an die äußersten Enden des Landes, selbst nach dieser kleinen Stadt gedrungen. Es gab auch hier eine Bürgerwehr, demokratische, konstitutionelle, konstitutionell-demokratische und demokratisch-konstitutionelle Klubs, einen Volksverein und eine Bürgergesellschaft, Republikaner, Volksredner und selbst rothe Kommunisten in grünen und blauen Blousen, welche stark nach Tabak und Branntwein rochen. Die alten Behörden wurden auch bei uns abgesetzt, obgleich dazu wirklich kein vernünftiger Grund vorhanden war. Das souveraine Volk warf einige Fenster ein, lediglich, um nicht hinter anderen Städten zurückzubleiben und im Interesse der Glaser, welche für besonders gute Patrioten galten. Mehrere Mal des Tages wurde die Bürgerwehr ohne allen Grund alarmirt. Das Horn tönte, die Trommel rasselte, der Kuhfuß klapperte. Es fehlte nicht an Lärm, Skandal, Putschen und beunruhigenden Gerüchten, gerade wie in der Residenz, die man sich in allen Stücken zum Muster nahm.

Mein Patient flößte mir unter diesen Umständen die

größte Besorgniß ein. Er hatte auch nicht die geringste Ahnung von den stattgefundenen Vorfällen. Für ihn war die Revolution mit allen ihren Errungenschaften so gut wie gar nicht vorhanden. Er hatte sie verträumt und verschlafen. Kein Zeitungsblatt, kein Besuch gelangte in das Krankenzimmer. Seine Umgebung hütete sich, nur ein Wort verlauten zu lassen, was dem kaum Genesenen einen neuen Rückfall zuziehen konnte.

Ich befand mich wirklich in keiner geringen Verlegenheit und sann darüber nach, auf welche Weise man ihm die Wahrheit beibringen sollte, ohne seine Gefühle zu verletzen. Ich mußte bei seiner bekannten Gesinnung und der Reizbarkeit und Schwäche, welche die Krankheit ihm zurückgelassen, das Schlimmste befürchten. Vorläufig bis zur gänzlichen Wiederherstellung seiner Kräfte entschied ich mich für das tiefste Stillschweigen und empfahl dieselbe Maßregel seiner Umgebung. Es war dies keine leichte Aufgabe und um so schwieriger durchzuführen, je weiter der Hauptmann in seiner Genesung fortschritt. Mit der größten Mühe nur gelang es uns, alle Nachrichten von ihm abzuwehren und ihn in der vollkommensten Unkenntniß zu erhalten.

So lebte er mehrere Wochen in der strengsten Abgeschiedenheit unter den alten Verhältnissen und mit seiner alten Anschauung der Dinge. Für ihn hatte sich nichts, gar nichts geändert, er ahnte nichts von dem einigen Deutschland und von der National-Versammlung, welche in dieser Zeit in Frankfurt tagen sollte. Er kannte weder das neue Bürger-Ministerium, noch die neue Bürgerwehr, er las keine Zeitung, nicht einmal den Kladderadatsch. Er wußte nicht, daß er Urwähler geworden und Wahlmann, oder gar Deputirter werden konnte. Ihn kümmerten nicht die Geschworenengerichte und die freie Presse, nicht die Plakaten-Literatur und die Versammlungen der verschiedenen Parteien. Er blieb unberührt von den Ereignissen der Gegenwart und nach wie vor der Hauptmann von Adler, der treueste Anhänger und Vertheidiger der guten, alten Zeit.

Aber dieser Zustand konnte so nicht andauern.

Die kleine Frau wich zwar nicht von seiner Seite und leistete ihm fortwährend Gesellschaft, aber auch ihre Gesundheit begann durch das fortwährende Stubensitzen zu leiden und ich verordnete ihr deshalb, täglich ein oder zwei Stunden im Freien zuzubringen. In ihrer Abwesenheit hielt ein treuer Diener Wache, der hinlänglich von Allem unterrichtet war und dem ich noch ganz besonders Vorsicht einschärfte. Der alte Johann war wie sein Herr Soldat gewesen und an die strengste Subordination gewöhnt. Eines Tages, als es bereits mit dem Hauptmann besser ging, trat dieser vor den Spiegel, um sich nach langer Zeit zum erstenmale wieder zu besehen. Er fand sein Gesicht abgemagert, blaß. Das wunderte ihn nach so schwerer Krankheit nicht. Dagegen ärgerte er sich über den langen, grauen Bart, welcher ihm indeß gewachsen war und den er ganz reglementswidrig fand.

„Hans!“ sagte er zu dem Bedienten in Abwesenheit seiner Frau. „Hole mir einmal den Barbier.“

„Wozu?“ fragte dieser.

„Dumme Frage,“ versetzte der Hauptmann, „siehst Du denn nicht, daß ich einen wahren Judenbart bekommen habe. Der muß mir noch heute ’runter.“

„Aber Herr Hauptmann —“

„Himmelsakramenter, mach, daß Du gleich gehst, oder Dich soll ein Schock Donnerwetter — — —“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ erwiderte der alte Diener, indem er militärisch grüßte, aber sich nicht von der Stelle rührte.

Der Hauptmann, sonst an den blinden Gehorsam des Bedienten gewöhnt, fluchte noch mörderlicher als zuvor. Es war dies der beste Beweis, daß er vollkommen genesen war. So ein Fluch, behauptete er, erleichtere das Herz und die Lungen. Auch war es nicht so bös gemeint. Er war der beste Mann gegen seine Umgebung, aber fluchen mußte er einmal. Das rührte noch von dem Feldzug und dem Lagerleben her. Nur

in Gegenwart seiner Gemahlin nahm er sich zusammen, obgleich ihm jeder unterdrückte Fluch in der Kehle wie ein fremder Körper stecken blieb und einen eigenthümlichen Kitzel verursachte Er pflegte dann um so grimmigere Gesichter zu schneiden. — Jetzt fluchte er ungenirt.

„Verfluchter Kerl! Warum gehst Du nicht?“

„Es geht nicht, Herr Hauptmann,“ versetzte der alte Diener, „habe strenge Ordre bekommen, Sie nicht zu verlassen und ein Soldat darf nicht von seinem Posten weichen.“

„Von wem ist die Ordre?“ brummte der Hauptmann gelassener.

„Vom Doktor.“

„Den Pflasterkasten soll der Teufel holen.“

„Und von der gnädigen Frau.“

Der Hauptmann schnitt eines seiner grimmigsten Gesichter, aber fluchte nicht. Mit großen Schritten ging er in der Krankenstube auf und ab. Plötzlich blieb er vor dem ehemaligen Gefreiten stehen und sagte, augenscheinlich durch die Abwesenheit seiner Gemahlin ermuthigt:

„Ein ordentlicher Soldat läßt sich von einem Weibe nichts befehlen, darum kehrt und Marsch!“

Dagegen ließ sich nichts einwenden und der Bediente, dem das Pantoffel-Regiment ohnehin nicht gefiel, beeilte sich, den Wunsch des Hauptmanns zu erfüllen und den Barbier herbeizuholen.

Nach einer halben Stunde kehrte er in Begleitung des Bartkünstlers zurück, den er nur mit Mühe und Noth aufgetrieben hatte. Stromel, so hieß der treffliche Barbier, hatte jetzt wichtige Dinge zu thun. Er war Mitglied des demokratischen Klubs und ein beliebter Volksredner geworden. Auf der Tribüne schlug er den Schaum radikaler Redensarten, er wetzte jetzt seine Zunge und gebrauchte diese weit mehr als das Messer, da die Meisten seiner Kunden sich den Bart in dieser Zeit stehen ließen. Blutdürstig war er immer gewesen, denn

er schnitt regelmäßig, nun hatte er sich aber in einen wahren Marat verwandelt, in einen rothen Republikaner von der besten Sorte. Alle Standesunterschiede wollte er wegrasiren und mit einem kühnen Schnitt, wie er sich auszudrücken pflegte, die Welt von ihren Bedrückern befreien. Dieser innern Gesinnung gemäß hatte er auch seinen äußeren Menschen umgewandelt. Statt des langgeschwänzten, an den Näthen abgeriebenen und an den Aermeln glänzenden Leibrocks, der die Extreme in sich vereinigte, nämlich theilweise zu kurz, theilweise zu lang, theilweise zu weit und theilweise zu eng war, trug er jetzt eine grüne Blouse. Sein Haupt beschattete der verwegene Kalabreser mit einer großen deutschen Kokarde, an der sehr wenig Schwarz und Gold, desto mehr aber das Roth zu sehen war. Ein alter Kavaleriesäbel klapperte an seiner Seite und rasselte, wo er ging, mit so viel Geräusch als möglich hinter ihm her. Seinem nichtssagenden Gesichte suchte er einen besonders kühnen Anstrich dadurch zu geben, daß er seine Stirn fortwährend runzelte. Seinen eigenen Bart, ein Gemisch von allen möglichen Farben, vorzugsweise jedoch roth, ließ er trotz seines Gewerbes ungestraft wuchern und die struppigen Haare seines würdigen Hauptes durften wie Simsons Locken von keinem Scheermesser mehr berührt werden. Der Bediente hatte ihn in dem Augenblick getroffen, wo er eben zu einem Exerzitium der Bürgerwehr, mit dem Kuhfuß bewaffnet, auf den Versammlungsplatz sich begeben wollte. Halb mit Gewalt und nur durch die lockende Aussicht auf eine entsprechende Belohnung bestimmt, ließ sich der Barbier von seiner Pflicht abwendig machen, seinen alten Kunden zu bedienen.

Lange Zeit starrte der Hauptmann sprachlos diese seltsame Erscheinung an.

„Wer ist Er denn?“ fragte er endlich den ihm gänzlich Unbekannten.

„Stromel, Bürger Stromel,“ verbesserte sich der Barbier.

„Was fällt Ihnen denn ein, in solch einem Aufzug Ihre Kunden zu bedienen? Sind Sie denn toll geworden?“

„Keine Injurien. Die muß ich mir verbitten, die sind abgeschafft wegen der Menschenrechte.“

„Was soll das heißen?“ fragte der Hauptmann. „Ich glaube wirklich, der Kerl ist besoffen oder übergeschnappt.“

„Uebergeschnappt!“ schrie jetzt der beleidigte Barbier. „Das kann ich mir nicht gefallen lassen. Die Zeit ist vorüber, wo die rohe Soldateska ungestraft einen friedlichen Bürger mißhandeln durfte. Ja, ja! Sehen Sie mich nicht so wüthend an. Das Volk ist erwacht und steht groß und erhaben seinen Tyrannen gegenüber. Nur nicht geschimpft, das vertragen wir nicht mehr. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ist jetzt unsere Loosung. Wer was dawider hat, ist ein gemeiner Reaktionär und soll sich in Acht nehmen. Sehen Sie, das sage ich Ihnen, weil ich Ihr Freund und Sie ein alter Kunde von mir sind. Wenn Sie aber noch einmal solche Redensarten gegen mich vorbringen, so halte ich eine Volksversammlung ab und schlage als Amendement eine Katzenmusik für Sie vor. Merken Sie sich das und nun setzen Sie sich nieder, damit ich Sie barbieren kann, denn ich habe keine Zeit mehr. Der Tambour hat Reveille geschlagen und ich muß auf die Viehweide, wo heut große Parade ist und Alle sich versammeln müssen, die mit dazu gehören.“

Während dieser ganzen Rede blieb der Hauptmann wie verzaubert auf seinem Stuhle sitzen, nur von Zeit zu Zeit warf er einen mißtrauischen Blick bald auf seinen Bedienten, bald auf den Barbier. Dieser zog ruhig sein Becken hervor und schlug den nöthigen Schaum mit der ihm angebornen Grazie. Stromel war trotz seiner demokratischen Gesinnung in diesem Augenblicke ganz Barbier. Die Gewohnheit trug über seine erhabene Stimmung den Sieg davon. Auch hatte er längst seinen Zorn vergessen, denn trotz aller Wuth gegen die Reaktion war er im Grunde genommen die beste Haut von der Welt und

der gutmüthigste Geselle, den ich kannte. Als er genügenden Schaum bereitet hatte, näherte er sich dem Hauptmann, um diesem die Serviette umzubinden. Bei der Berührung erwachte dieser wie aus einem Traum und stieß den Barbier erschrocken fort, so daß das Becken auf den Boden fiel.

„Ich lasse mich nicht rasiren," schrie der Hauptmann mit allen Zeichen des Entsetzens. „Der Mensch ist ja verrückt geworden und kann mir in seinem Wahnsinn die Kehle abschneiden."

„Ich bin nicht verrückt," schrie jetzt Stromel außer sich, „aber Sie sind es in Ihrer Krankheit geworden. Das soll jetzt öfters vorkommen."

„Man muß ihn binden," rief der Hauptmann seinem Bedienten zu, damit er kein Unglück anrichtet."

„Johann! geben Sie auf Ihren Herrn Acht," mahnte der Barbier, indem er sich scheu aus der gefährlichen Nähe des Hauptmanns zurückzog.

„Einen Strick, bringe mir einen Strick!" schrie dieser laut.

In diesem Augenblicke erschien ich in der Thüre, um Zeuge dieser lächerlichen Scene zu sein.

Der Hauptmann stand in der einen Ecke des Zimmers mit geröthetem Gesicht und befahl seinem Bedienten, den vermeintlich Wahnsinnigen unschädlich zu machen, während Stromel, hinter einem Stuhl verschanzt, eben so viel Furcht als Mitleid mit dem Zustande seines Gegners verrieth.

„Was hat es hier gegeben?" fragte ich überrascht.

„Stromel ist übergeschnappt."

„Der Herr Hauptmann ist wahnsinnig geworden."

So lautete die Antwort, welche ich von beiden Seiten zu gleicher Zeit erhielt.

„Doktor! lassen Sie den Verrückten in's Spital bringen."

„Ein Aderlaß wird ihm gut sein. Ich will ihm sogleich zur Ader lassen, wenn Sie es befehlen," sagte der Barbier,

der unter meiner Anleitung zuweilen kleine chirurgische Operationen vornahm.

Ich konnte noch immer den ganzen Auftritt nicht begreifen. Erst mit Hülfe des Bedienten gelang es mir, mich über den Vorfall einigermaßen aufzuklären. Auf einen Wink von mir entfernte sich der Barbier mit seinem Gewehr und eilte nach der Viehweide, wo er nicht fehlen durfte. Ich blieb mit dem Hauptmann jetzt allein zurück.

Nach und nach gelang es mir, meinen Patienten zu beruhigen und aufzuklären. Ich benutzte den unerwarteten Zufall, um ihn mit den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit bekannt zu machen. Es war dies keine leichte Aufgabe. Mehr als einmal unterbrach er mich mit dem Ausrufe: «Das ist nicht wahr, das kann nicht möglich sein.» — Ich ließ mich indeß dadurch nicht irre machen und fuhr ruhig in meiner Erzählung fort. Die kleine Frau, welche von ihrem Spaziergange zurückgekommen war, bestätigte meine Angaben und unterstützte mich dabei, so daß der Hauptmann länger keinen Zweifel hegen konnte.

Der Eindruck, den meine Worte auf ihn hervorbrachten, war zwar tief und bedeutend, keineswegs aber litt seine Gesundheit darunter, wie ich anfänglich befürchtete. Er verlangte jetzt dringend von mir die Erlaubniß, ausgehen zu dürfen, um sich mit seinen eigenen Augen von dem Erfahrenen zu überzeugen. Ich hatte keinen Grund, ihn länger in der Krankenstube zurückzuhalten und gestattete ihm, seine Wohnung zu verlassen. Er that dies schon an demselben Tage und ich war wirklich auf den Erfolg gespannt. Deshalb stellte ich mich noch des Abends ein, um seinen Zustand zu beobachten.

Ich fand ihn anscheinend ruhig. Er erzählte mir, daß er einige Freunde besucht und auf der Ressource die Zeitung gelesen habe, welche ihm meine Angaben bestätigten.

„Es ist Alles wahr, was Sie mir erzählt haben," rief er mir von Weitem entgegen, „aber dennoch bleibe ich dabei, der Stromel ist verrückt."

„Nicht mehr und nicht weniger, als viele Andere in dieser Zeit," versetzte ich.

Der Hauptmann antwortete nicht und verfiel in ein tiefes Stillschweigen.

Seine Genesung schritt indeß ungehindert fort. Bald nahm auch er an den politischen Ereignissen den lebendigsten Antheil. Er stürzte sich mit wahrhaft fieberhafter Reizbarkeit in den Strudel der Bewegung. Natürlich stand er auf der entgegengesetzten Seite Stromel's und wurde das Haupt der Reaktion, welche sich allmälig auch in der kleinen Stadt bildete. Der Hauptmann stand an der Spitze eines konservativen Vereines und wetteiferte an Verfolgungssucht und Fanatismus mit seinem Barbier. Er hatte sein ruhiges Leben gänzlich aufgegeben. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war er beschäftigt. Bald mußte er eine Vorversammlung abhalten, bald den Ausfall einer Wahl seiner Partei sichern. Er, der alles Schriftstellerwesen früher tief verachtete, griff jetzt selber zu der Feder und schrieb im Interesse der Reaktion Artikel für das konservative Wochenblättchen und Ansprachen an das Volk und seine Gesinnungsgenossen.

Mit seinen ehemaligen Freunden hatte er größten Theils jeden Umgang aufgegeben, weil dieselben auf der entgegengesetzten Seite standen und aufrichtig einen gemäßigten Fortschritt wünschten. Er ließ sich nicht mehr in der Weinstube des Abends sehen, wo er so manche heitre und angenehme Stunde verlebt hatte, um nicht mit ihnen zusammenzutreffen. Aus einem liebenswürdigen, harmlosen Gesellschafter war er ein unverträglicher und wilder Fanatiker geworden, der keinen Widerspruch duldete. Keinen demokratischen Arbeiter ließ er seine Schwelle betreten, nur gleichgesinnte Handwerker wurden von ihm beschäftigt und Stromel durfte sich nicht mehr vor ihm sehen lassen, geschweige ihm den Bart abnehmen. Nur mit mir machte er eine Ausnahme, obgleich ich meine politische Ueberzeugung ihm nicht vorenthielt, weil er mich als seinen

Lebensretter ansah und den Aerzten überhaupt nicht viel Gutes zutraute.

Dieser Zustand des Hauptmanns dauerte längere Zeit. Er war mürrisch, verdrießlich und menschenscheu geworden. Die Angriffe seiner Gegner trugen nicht wenig dazu bei, seine Reizbarkeit zu vermehren und ich fürchtete wieder für seine Gesundheit. Unter diesen Verhältnissen hielt ich es für meine Pflicht, ernstlich mit der kleinen Frau Rücksprache zu nehmen. Ich schlug ein fernes Bad vor und versprach mir von einer längeren Abwesenheit und dem Herausreißen aus dem politischen Parteitreiben den besten Erfolg. Es hielt schwer, den Hauptmann dahin zu bringen, aber zuletzt siegte wie gewöhnlich die kleine Frau und er reiste ab, trotzdem damals gerade die Wahlen seine Thätigkeit mehr als je in Anspruch nahmen.

Was ich gehofft, traf auch wirklich ein. Nach einer längeren Abwesenheit kam der Hauptmann ruhiger zurück. Der Aufenthalt in der reinen, gesunden Gebirgsluft, die Zerstreuungen eines angenehmen Badelebens und die gänzliche Abhaltung von allen störenden Einflüssen, die ich zur Bedingung gemacht, hatten seine Reizbarkeit bedeutend herabgestimmt. Die kleine Frau, welche keineswegs seine ultrareaktionären Gesinnungen theilte, hatte ihren alten Einfluß auf ihn wieder gewonnen und dazu benutzt, ihm das Thörichte seines bisherigen Benehmens vorzustellen. Er mußte ihr das Versprechen geben, sich von allen politischen Versammlungen zurückzuziehen und wie früher mit aller Welt in Frieden zu leben.

Unterdeß war auch so manches Ereigniß eingetreten, das den ersten Eifer abzukühlen im Stande war. Die extremen Parteien traten immer mehr in den Hintergrund und der Strom der öffentlichen Meinung kehrte in sein ruhiges Bett zurück. Eine gesundere Anschauung der Verhältnisse machte sich geltend und die vernünftigeren Männer waren längst darüber einig, daß man von beiden Seiten manchen Fehler verschuldet habe und zu weit gegangen sei. Die Wunden fingen an, zu

vernarben. Das Leben mit seinen Anforderungen verlangte sein altes Recht. Manches zerrissene Band wurde wieder angeknüpft. Im Schooß der oft durch Meinungsverschiedenheit getrennten Familie erschien der Friede wieder und die entzweiten Freunde versöhnten sich.

Bald nach seiner Rückkehr ließ sich der Hauptmann in der Weinstube sehen, wo nach und nach die alte Harmlosigkeit erwachte. Er ging nicht mehr in den reaktionären Verein und schrieb auch keine Artikel für das Wochenblättchen. Selbst Stromel wurde wieder zu Gnaden aufgenommen, nachdem der Barbier seine Blouse abgelegt und den Kalabreser sammt den Säbel in Ruhestand versetzt hatte.

Ja, der Hauptmann pflegt jetzt zuweilen während des Rasirens zu sagen und und dabei zu lächeln:

„Es ist noch immer nicht ausgemacht, wer von uns Beiden der größte Narr und wirklich verrückt gewesen ist.“

Worauf Stromel mit einem Achselzucken erwiedert: „Ja, Herr Hauptmann, dieses weiß der liebe Gott allein.“ —

IV.

Ein psychologisches Räthsel.

Eines Tages wurde ich nach einem benachbarten Dorfe zu einem Patienten gerufen, der dringend meine Hülfe in Anspruch nahm. Ich setzte mich sogleich auf die Eisenbahn, welche dahin führte, und langte schon in wenigen Minuten an. Der Kranke war Exekutor des dortigen Patrimonialgerichts und allgemein wegen seiner Strenge und Rücksichtslosigkeit verhaßt. Ich fand ihm im Bette liegend und unter der Pflege einer jungen Weibsperson, mit der er, wie ich später erfuhr, in einem vertrauten

Verhältnisse lebte. Zwei Kinder spielten in der Stube und ein drittes schlief in der Wiege. Ein ältlicher Tagelöhner mit stumpfsinnigen Zügen saß auf einem niedrigen Holzschemel und spaltete Holz.

Die Wohnung bestand aus einem größeren Zimmer, worin sich der Patient befand, und aus einer daran stoßenden kleineren Kammer. Durch die geöffnete Verbindungsthüre derselben konnte ich mehrere Schießgewehre an der weißgetünchten Wand wahrnehmen. Dieser Umstand fiel mir damals nicht besonders auf, da das Haus ziemlich isolirt lag und der Exekutor wahrscheinlich oft größere Summen in Verwahrung hielt, außerdem die Gegend durch verschiedene Diebstähle in letzterer Zeit ziemlich unsicher war.

Dagegen flößte mir sowohl die Persönlichkeit des Kranken, wie seine ganze Umgebung ein unaussprechliches Gefühl von Mißtrauen und Unbehagen ein. Ich habe viele Wohnungen bei ärmeren Leuten in meinem Beruf gesehn, aber nirgends eine solch wüste Unordnung angetroffen. Die Stühle waren meist zerbrochen, die Politur abgerieben, der Ueberzug des Sopha's zerrissen, so daß aus den Löchern die Pferdehaare hervorquollen. Die Dielen der Stube waren schon lange nicht gescheuert worden und strotzten von Schmuz. Bei jedem Schritt und Tritt stieß man auf ein Hausgeräth, welches nicht dahin gehörte, wo es stand. Bald stolperte man über eine Kanne, bald über ein Schaff. Leere Flaschen und Krüge standen rings herum. Die kleinen Fensterscheiben schillerten in allen möglichen Farben und deuteten dadurch an, wie lange sie schon nicht gewaschen waren. Ein baufälliger Ofen diente zugleich als Kochheerd, und dem Besucher schlug sogleich beim Oeffnen der Thür ein feuchter, unangenehmer Duft entgegen. Man fühlte gleich, daß man in eine liederliche und verkommene Wirthschaft trat.

Der Exekutor selbst war ein langer, knochiger Geselle mit einem starren, trotzigen Gesicht, von Pockennarben zerrissen. Die buschigen Augenbrauen, der lauernde tückische Blick und die her-

vorstechenden Backenknochen gaben seinen Zügen einen thierischen Ausdruck. Unwillkührlich mußte ich an einen blutgierigen Wolf denken. Er hatte eine entschieden unglückliche und abstoßende Physiognomie. In seinen Reden und in seinem Benehmen verrieth sich eine beängstigende Hast und Unruhe. Er klagte über Mangel an Appetit, große Schwäche und Niedergeschlagenheit. Des Nachts wurde er von furchtbaren Träumen gequält. Sein Puls ging fieberhaft und unregelmäßig. Die Natur seiner Krankheit war mir noch nicht ganz klar, ich erkannte indeß ein schwereres Leiden, vielleicht ein beginnendes Nervenfieber, ohne zu einer bestimmten Diagnose zu gelangen. Einstweilen verordnete ich eine kühlende, beruhigende Arznei und entfernte mich mit dem Versprechen, in den nächsten Tagen wieder nachzusehen.

Meine Anwesenheit in dem Dorfe benutzte ich, um noch einige mir befreundete Familien zu besuchen. Der Ort lag in der Nähe der großen Kohlengruben und war deshalb ziemlich bevölkert. Ungefähr hundert Schritte von dem Hause des Exekutors entfernt, wohnte ein höherer Bergbeamte, bei dem ich zuerst vorsprach und auf das Herzlichste aufgenommen wurde. Der Arzt ist auf dem Lande immer ein willkommener Gast. Es giebt so viele kleine Leiden, um die man ihn nicht besonders rufen will, und deren Abhülfe man erst dann von ihm verlangt, wenn ihn der Zufall in ein Haus führt. Ich mußte hier die Kinder betrachten, der Frau einen Thee verordnen und dem Beamten eine Brnnnenkur empfehlen. Zum Dank wurde ich zu Tisch geladen und ich blieb um so lieber, da in der Dorfschenke wenig oder nichts für einen einigermaßen verwöhnten Magen zu finden war.

Während des Essens kam auch die Rede auf meinen Patienten, und der Wirth vertraute mir, daß der Exekutor wegen muthmaßlicher Unterschleife sich in Untersuchung befände und vorläufig von seinem Amte suspendirt sei. Ich dankte für diesen Aufschluß, der mir einigermaßen das Wesen der Krankheit aufklärte, indem ich nicht mit Unrecht einer starken Gemüthsbewe-

gung die Schuld beimaß. Indeß fand ich keinen Grund, meine bereits getroffenen Anordnungen zu ändern. Nachdem ich noch den Kaffee in der liebenswürdigen Familie eingenommen hatte, empfahl ich mich und trat meine Rückreise mit der Eisenbahn wieder an.

Nach zwei Tagen erhielt ich einen Brief von dem Exekutor, worin er meldete, daß sich sein Zustand verschlimmert habe. Zugleich bat er von Neuem um meinen Besuch. Ich machte mich sogleich auf den Weg, obgleich der Patient und Alles, was ich von ihm erfahren hatte, mir einen gerechten Widerwillen einflößte. Jedoch ich suchte Herr dieser Meinung zu werden und bemühte mich, in dem widerwärtigen Menschen nur einen Leidenden zu sehen, der meiner Hülfe bedürftig war. Mit diesem Gedanken betrat ich das Krankenzimmer, wo der Exekutor im Bette lag. Das Fieber hatte in der That zugenommen, seine Wangen waren stark geröthet und er klagte über Kongestionen nach dem Kopfe, ohne daß jedoch die Symptome eines Hirnleidens besonders hervortraten. Meine Fragen beantwortete er klar und bestimmt. Ich fand auch nicht den geringsten Grund, an seiner Zurechnungsfähigkeit zu zweifeln. Während ich mich mit ihm beschäftigte, entfernten sich die Wirthschafterin und der Tagelöhner, welche bisher zugegen gewesen waren, so still und geräuschlos, daß ich ihr Herausgehen kaum bemerkte. Die Kinder waren ebenfalls abwesend.

Ich befand mich mit dem Patienten nun ganz allein.

Nachdem ich das Krankenexamen bendet hatte, setzte ich mich an den Tisch, um die nöthigen Verordnungen niederzuschreiben. Der Tisch stand in der Nähe des Bettes, gerade der Kammer gegenüber, wo die Gewehre hingen. Während ich über eine passende Medizin nachsann und die Feder eben eintauchte, verließ der Exekutor sein Bett und wankte nach dem anstoßenden Kabinet. Ich war so vertieft, daß mir seine Entfernung weiter nicht auffiel. Ein leises Geräusch in der Nebenstube weckte mich aus meinem Nachdenken. Unwillkührlich über-

schlich mich die Ahnung einer drohenden Gefahr. Meine Blicke wendeten sich nach der Kammer. Da stand der Exekutor in der geöffneten Thüre, nur wenig Schritte von mir entfernt. In seiner Hand hielt er eine Doppelbüchse, die er auf mich anlegte.

So lange ich lebe, werde ich diesen furchtbaren Anblick nicht vergessen.

„Was wollen Sie?“ schrie ich ihm zu und sprang von meinem Sitze entsetzt empor.

Er antwortete nicht, nur seine blutunterlaufenen Augen starrten mich durchbohrend an.

Im nächsten Augenblicke hatte ich die Flinte ergriffen. Seine Hand ruhte noch immer am Hahn. Er drückte los, aber durch eine geschickte Wendung, welche ich dem Gewehr zu geben wußte, fuhr der Schuß krachend in die Decke.

Er suchte sich aus meinen Händen zu befreien. Jetzt begann ein Kampf zwischen ihm und mir um Leben und Tod. Er war mir an Größe und Stärke überlegen, ich ihm an Besonnenheit und Gewandtheit. Stumm und lautlos rangen wir mit einander. Vor seinem Munde lag der weiße Schaum und seine Augen funkelten wie die eines Tigers, der sich auf seine Beute stürzt. Mir gab die Verzweiflung und ihm die Fieberwuth wahre Riesenkräfte. Vor allen Dingen war es mir darum zu thun, ihm die Doppelflinte zu entreißen, in der, wie ich wußte, noch ein zweiter Schuß steckte. Trotz aller Anstrengung gelang mir mein Vorhaben nicht, er hielt sie wie mit eisernen Klammern fest in seinen Händen. Von Zeit zu Zeit suchte er den Kolben gegen mich zu wenden und mir damit den Schädel einzuschlagen. Ich wehrte mich so gut es ging, und er vermochte mir nur einige leichte Kontusionen beizubringen. Dazwischen schrie ich laut um Hülfe, da ich fühlte, wie meine Kräfte schwanden. Niemand hörte mich, die Fenster waren fest verschlossen, und wie es sich bei der späteren Untersuchung ergab, sorgfältig mit Bindfaden umwunden, so daß sie nicht ohne Gewalt geöffnet werden konnten.

Der Kampf dauerte bereits mehrere Minuten, die mir eine Ewigkeit dünkten. Im nächsten Augenblicke mußte ich unterliegen, und von dem Rasenden hatte ich keine Schonung zu erwarten. Dieser Gedanke belebte meinen Muth auf's Neue. Mit ungeheuerer Anstrengung zerrte ich den Wüthenden bis in die Mitte der Stube, ein glücklicher Zufall ließ ihn über eine dort stehende Kanne stürzen. Ich sah noch wie er niederfiel, ich hörte ihn einen furchtbaren Fluch ausstoßen. Er machte einen Versuch, sich zu erheben. Indeß hatte ich die Thüre gewonnen, welche ich zum Glück nicht verschlossen fand. Ohne Hut, athemlos stürzte ich in's Freie. Vorsichtig bog ich um die Ecke, wo ich vor seinem Schusse sicher war, und eilte über den Hof in der Richtung, wo das Haus des mir befreundeten Beamten lag.

Mitten in meinem heftigen, von Schreck und Angst beflügelten Laufe traf ich den Beamten selbst. Dieser war nicht wenig erstaunt, mich in einem solchen Aufzuge zu erblicken. Mein Haar hing wirr und zerzaust um meinen Kopf. Ich hatte mehrere Wunden von den Kolbenschlägen davongetragen und das Blut strömte über meine Stirn. Meine Kleider waren zerrissen, und mein bleiches Gesicht verkündete deutlich genug die entsetzliche Gefahr, der ich mit genauer Noth entronnen war.

„Um Gotteswillen, was ist Ihnen widerfahren?" fragte der Freund, über mein Aussehn entsetzt.

Mit wenigen und unzusammenhängenden Worten theilte ich ihm den mich betroffenen Unfall mit.

Während ich noch mit ihm sprach, fiel der zweite Schuß.

„Hören Sie," rief ich erschrocken, „der Wahnsinnige hat sich wahrscheinlich selbst getödtet, da ihm sein Anschlag gegen mein Leben nicht gelungen ist. Wir müssen nachsehn, und wenn er nicht schon todt ist, ihm Hülfe leisten."

„Wo denken Sie hin?" sagte der Beamte. „Wollen Sie wieder in die Mörderhöhle zurückkehren? Lassen Sie uns wenigstens erst einige Leute herbeirufen."

Ich mußte diesem Vorschlag beistimmen, und bald fanden wir auch einige Männer auf den benachbarten Höfen, welche sich bereit zeigten, mit uns in die Wohnung des Exekutors einzudringen.

Als wir vorsichtig die Thüre öffneten, sahen wir den Unglücklichen regungslos auf der Erde liegen. Wir traten jetzt näher, um seinen Zustand zu untersuchen, und fanden eine Leiche mit zerschmettertem Schädel. Er hatte sich den zweiten Schuß durch den Kopf gejagt. Die Büchse lag neben ihm, sie war seiner Hand entsunken.

Weder das Mädchen, noch der Tagelöhner ließen sich sehn.

Der Beamte ließ die Leiche auf das Bett legen. Die Leute thaten es unter Verwünschungen und mit allen Zeichen des Abscheus, welche ein Todter und ein Selbstmörder ganz besonders einzuflößen pflegt. Hierauf stellten wir eine Wache vor die Thür und entfernten uns von dem Unglücksort.

Ich mußte mich noch einige Stunden bei der mir befreundeten Familie aufhalten, bis ich mich vollständig von der körperlichen und geistigen Anstrengung erholt hatte. Natürlich wurde der Vorfall vielfach besprochen und vor Allem ein Versuch gemacht, den Grund für diesen durchaus unerklärlichen Angriff auf mein Leben aufzufinden. Ich war geneigt, einen plötzlichen Anfall von Wahnsinn oder Tobsucht anzunehmen; doch sprach so Vieles dagegen, daß ich bald wieder meine Meinung aufgeben mußte. Zunächst bestätigten die meisten Umstände, daß dieser Mordversuch von Seiten des Exekutors durchaus prämeditirt war. Wir fanden, wie bereits früher angegeben wurde, die Fensterwirbel mit Bindfaden umwunden, was darauf hindeutete, daß der Mörder jeden Hülferuf seines Opfers ersticken wollte. Die Entfernung der Kinder und Dienstboten war mindestens auffallend, das Verschwinden der Letzteren sogar verdächtig. Auf der andern Seite blieb die ganze Angelegenheit noch immer unerklärlich und in ein tiefes Dunkel gehüllt. Welche Ursache konnte der Exekutor haben, mich zu tödten? Ich hatte ihn früher

nicht einmal dem Namen nach gekannt, ich war nie mit ihm weder in ein freundliches, noch in ein feindliches Verhältniß gerathen. Als Arzt genoß ich den besten Ruf, und daß er nach mir geschickt, bewies nur das Vertrauen, welches er wie fast das ganze Dorf zu mir hegte. Trotz des Widerwillens, den mir seine Person von vornherein einflößte, behandelte ich ihn mit derselben Sorgfalt und mit dem gleichen Wohlwollen, wie meine übrigen Patienten.

Welch ein Räthsel!

Je mehr wir uns anstrengten, Licht in dieses Chaos zu bringen, desto mehr verwirrten wir uns nur in einem Labyrinthe von Muthmaßungen und Meinungen, welche wir bald wieder fallen lassen mußten, Endlich gab ich diese unnütze Mühe auf und trat meinen Rückweg gedankenvoll und tief erschüttert an. Gleich nach meiner Ankunft machte ich die nöthige Anzeige bei der betreffenden Behörde, in der Hoffnung, von der gerichtlichen Untersuchung des Vorfalls den gewünschten Aufschluß zu erhalten. Die Nachricht von diesem Mordversuch hatte sich schnell in der ganzen Stadt und in der nächsten Umgebung verbreitet, und ich erhielt vielfache Beweise der innigsten Theilnahme. Dieselben waren jedoch keineswegs im Stande, mich zu beruhigen, bevor ich nicht der Sache auf den Grund gekommen. Mit Ungeduld und Sehnsucht erwartete ich den Termin zu meiner Vernehmung und den der übrigen Zeugen, besonders der beiden verdächtigen Dienstleute des Exekutors. Endlich erhielt ich die Vorladung und erschien vor dem Justitiarius, welcher die Patrimonialgerichtsbarkeit an jenem Orte ausübte. Nach einigen allgemeinen Fragen gab ich meine Aussage zu Protokoll, ganz in der von mir beschriebenen Weise. Der Richter, ein tüchtiger Jurist und sonst auch ein gebildeter Mann, hörte meine Erzählung mit augenscheinlichem Interesse an. Ich war noch sehr erschüttert und die bloße Erinnerung ergriff mich von Neuem so stark, daß ich oft in meinem Berichte inne halten und mich unterbrechen mußte.

„Es ist dies ein wunderbarer Fall,“ sagte er, „nachdem ich geendet hatte, „ein psychologisches Räthsel.“

„Ich hoffte von Ihnen Aufschluß zu erhalten.“

„Was ich selber weiß, will ich Ihnen gern mittheilen,' versetzte bereitwillig der Justitiarius. „Ich kenne den Exekutor, seitdem er diese Stellung unter mir bekleidete. Er stammt, wie aus den Akten hervorgeht, aus der Provinz Sachsen, wo er früher dasselbe Amt zur Zufriedenheit seiner dortigen Vorgesetzten längere Zeit verwaltete. Nach dem Tode seiner Frau ließ er sich hierher nach Schlesien versetzen. Ich hatte keinen Grund zur Klage über ihn. Im Dienst war er eifrig, fast zu eifrig. Er schien eine Art Freude daran zu finden, die armen Leute zu drücken und zu plagen. Mancherlei Beschwerden und Klagen liefen zwar über ihn bei mir ein, doch ich fand stets, daß er streng nach seinen Instruktionen verfuhr, und konnte ihm daher auch nicht das Geringste anhaben. Dennoch war auch mir sein mürrisches, verschlossenes und heimtückisches Wesen unangenehm aufgefallen, und ich vermochte mich nicht eines unbestimmten Widerwillens bei seinem Anblick zu erwehren. Meine Abneigung theilten die meisten Menschen, mit denen er in Berührung kam. Dies nahm mich jedoch nicht Wunder, da sein Amt allerdings eins von denen ist, das ihn in manche Kollision mit Andern bringt, da jeder Exekutor mehr oder minder gehaßt wird. Er schien sich wenig daraus zu machen, und eher noch eine Freude darüber zu empfinden. So lebte er zurückgezogen und gemieden von aller Welt, lediglich auf die Gesellschaft jenes Frauenzimmers und des Tagelöhners, die Sie Beide ebenfalls gesehen haben, beschränkt. Ohne daß der Mann besonders liederlich zu nennen war, brauchte er doch mehr, als er einnahm. In der Wirthschaft ging es drunter und drüber. Dieser Umstand veranlaßte mich, ihn genau zu beobachten und seine Kasse so oft als möglich zu revidiren. Bei einer solchen Gelegenheit entdeckte ich erst vor Kurzem einen ziemlich bedeutenden Defekt. Ich suspendirte ihn daher sogleich von seinem Amte und leitete

gegen ihn die Kriminaluntersuchung ein. Dies geschah zu jener Zeit, als Sie zum ersten Male zu ihm gerufen wurden, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich seine Krankheit mit der durch mein Verfahren hervorgerufenen Gemüthsbewegung in Verbindung bringe. Die Wuth über diese vermeintliche Beschimpfung, die Sor ge vor der Zukunft, die Furcht vor dem Verlust seiner bisherigen Stellung und die Aussicht auf eine entehrende Strafe mögen allerdings das Ihrige dazu beigetragen haben, den Exekutor dem Wahnsinn nahe zu bringen. Wie ich jetzt überzeugt bin, beabsichtigte er, sich zunächst an mir als dem Urheber aller seiner Leiden zu rächen. In seinem Nachlasse, den das Gericht mit Beschlag gelegt hat, fand ich ein angefangenes, aber nicht vollendetes Schreiben, worin er mir mit dem Tode drohte. Ich bin daher entschieden der Meinung, daß die Kugel, der Sie so glücklich entgangen sind, eigentlich mir zugedacht war."

„Das scheint mir nicht ganz wahrscheinlich," wandte ich dagegen ein. „Der Mann war vollkommen bei Verstand und zurechnungsfähig, so daß sich die Möglichkeit einer Verwechslung nicht gut annehmen läßt."

„Und doch möchte ich an eine derartige augenblickliche Sinnentäuschung glauben. An demselben Tage, wo Sie den Exekutor zum letzten Male sahen und der Mordversuch vorfiel, beabsichtigte auch ich ihn zu sprechen und in seiner Angelegenheit einen Termin mit ihm abzuhalten. Wegen seiner Krankheit sollte die Verhandlung in seiner eigenen Wohnung und nicht in der gewöhnlichen Gerichtsstube stattfinden. Von all diesen Umständen war er hinlänglich unterrichtet. Er hatte auch demgemäß seine Maßregeln im Voraus getroffen, um gegen mich seine Rache auszuführen. Die Fenster waren geschlossen, damit Niemand in der Nähe meinen Hülfeschrei hören sollte, die Flinte geladen, um mich niederzuschießen. Ein Zufall hielt mich in der Stadt zurück. Sie fuhren statt meiner hinaus und besuchten den Exekutor, welcher mit seinen Mordplänen schwanger ging."

„Aber er kannte Sie und mich zu genau, um uns mit einander zu verwechseln.“

„Versetzen Sie sich in die Lage dieses Menschen. In fieberhafter Aufregung lauert er den ganzen Tag auf sein Opfer. Wahrscheinlich war er zu dem Entschluß gelangt, nicht nur mich, sondern auch sich selbst zu tödten. Das Leben war ihm verhaßt, er hatte keine andere Aussicht als Elend und Schande. Nur ein Gedanke glüht in seinem Hirn, die Rache, welche er an seinem vermeintlichen Gegner nehmen will. Er zählt die Minuten bis zu meiner Ankunft. Alle Vorbereitungen sind von ihm getroffen, Sein Kopf brennt, sein stieres Auge ist auf die Thür gerichtet, durch die ich eintreten muß. Wilde Träume und Mordpläne erhitzen sein Blut, seine Schläfen pochen, stüemisch schlägt der Puls. Da erscheinen Sie. Er ist bereits so weit gediehen, daß er über seinen Entschluß die Person, über den Mord das Opfer vergißt.“

„Jedenfalls ist diese Behauptung gewagt, obgleich ich die Möglichkeit eines solchen Zustandes vom ärztlichen Standpunkte aus nicht in Abrede stellen kann, zumal der Exekutor ohnehin an einem starken Fieber litt. Doch er beantwortete alle meine Fragen vollkommen richtig und ich hatte nicht den leisesten Grund, eine Störung seiner Verstandeskräfte anzunehmen.“

„Auch der Wahnsinnige überrascht uns oft durch die Richtigkeit seiner Antworten und weiß seine Absichten unter einer scheinbaren Gleichgültigkeit oft besser als der Vernünftige zu verbergen. Die fieberhafte Aufregung des Exekutors hatte jedenfalls in dem Augenblick, wo er Sie erblickte, den höchsten Grad erreicht. Die Mordgier verblendete seine Sinne. Sie setzten sich, um ihm ein Rezept zu verschreiben. Möglicherweise wurde er in diesem Moment von einer entfernten Aehnlichkeit getäuscht. Er sah vielleicht in Ihnen den Richter, der im Begriffe steht, die Aussagen des Angeklagten zu Protokoll zu bringen und die Kriminaluntersuchung gegen ihn einzuleiten. Dieser Gedanke bringt seinen Geist vollends in Aufruhr, er verläßt das Bett,

um seinen blutgierigen Plan auszuführen, er schleicht in die Kammer und ergreift das Gewehr. In einem Anfalle blinder Wuth glaubt er statt des Arztes mich, seinen Richter und Vorgesetzten erschießen zu können. So erkläre ich mir den ganzen räthselhaften Vorfall."

„Ich verkenne nicht den Scharfsinn Ihrer Ansicht und die Möglichkeit einer solchen psychologischen Auffassung der Sachlage, aber nach meiner Meinung kommt es hier hauptsächlich auf die Aussagen der Zeugen an, welche den Exekutor fortwährend umgaben. Sie haben gewiß das Mädchen und den Tagelöhner vernommen. Das Benehmen dieser Personen kommt mir mindestens verdächtig vor."

„Allerdings, und eben deswegen können wir die Wahrheit nicht ermitteln. Auch ich halte Beide für Mitwisser, wenn auch nicht für Mitschuldige. Ich habe sie auf das Strengste inquirirt, ohne von ihnen Etwas herausbringen zu können. Sie schützen vollkommene Unkenntniß vor und das Gegentheil läßt sich ihnen nicht beweisen. Ihre Abwesenheit während des Mordversuches erklären sie auf die unbefangenste Weise und ich kann ihnen durchaus juristisch nichts anhaben. Wir müssen schon darauf verzichten, von dieser Seite her das geringste Licht zu erhalten. Das Mädchen ist äußerst schlau und auf seiner Hut, der Tagelöhner so stumpfsinnig, daß der Richter an seiner Zurechnungsfähigkeit zweifeln müßte, selbst wenn er etwas Erhebliches ausgesagt hätte."

„Auf diese Weise bleibt mir nichts übrig, als Ihnen beizupflichten. Es ist doch immer ein unangenehmes Gefühl, wenn man daran denkt, daß man für einen Andern todtgeschossen werden konnte."

„Beruhigen Sie sich mit dieser Erklärung und denken Sie an den Ausspruch des Dichters, daß es viele Dinge unter diesem Monde giebt, von denen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt. Danken Sie vor allen Dingen Gott, daß Sie so mit dem Leben davon gekommen sind."

Das that ich auch, aber eine gewisse Unruhe blieb doch seit jenem Vorfalle in mir zurück. Ich konnte mich durch die gegebene Erklärung nicht befriedigt halten und zog noch unter der Hand die nöthigen Erkundigungen ein. Die Kinder des Exekutors, deren Schicksal mich lebhaft bekümmerte, waren nach Sachsen zurückgekehrt und bei seinen Verwandten untergebracht. Das Frauenzimmer hatte sich aus dem Dorfe heimlich entfernt und Niemand wußte mir zu sagen, wohin sie gekommen war. Der stumpfsinnige Tagelöhner fand im Wirthshause in gleicher Eigenschaft ein Unterkommen. Ich suchte ihn daselbst auf, um ihn genauer auszuforschen. Trotz aller meiner Anstrengungen konnte ich nichts von ihm erfahren. Seine Antworten waren ganz seiner Natur angemessen, einsylbig und unverständlich. Sein Benehmen verrieth das größte Mißtrauen und während ich mit ihm sprach, hielt er fortwährend seine Augen auf den Boden gerichtet. Ich mußte daher auf mein Vorhaben, dieses interessante psychologische Räthsel aufzuklären, gänzlich verzichten.

Einige Monate später wurde der Nachlaß des Exekutors versteigert. Es hatten sich nur wenig Käufer eingefunden. In meinem Auftrage erstand der Beamte die verhängnißvolle Büchse.

Sie befindet sich noch gegenwärtig in meinem Besitz. —

V.

Ein Ball im Irrenhause.

Zufällig führte mich ein kleiner Ausflug, den ich zu meiner Erholung machte, nach dem Städtchen L.....s, das eine weit bekannte und berühmte Irrenanstalt besitzt. Ich errinnerte mich bei meiner Ankunft, daß der Director derselben einer meiner Universitätsfreunde war, und beschloß, demselben meinen Besuch

abzustatten und zugleich das von ihm geleitete Institut in Augenschein zu nehmen. Von jeher hatte ich mich für Geisteskranke und deren Behandlung ganz besonders interessirt; die pathologischen Zustände der menschlichen Seele waren mein Lieblingsstudium, und ich versäumte keine Gelegenheit, meine Kenntnisse auf diesem Gebiete zu bereichern. Sobald ich daher meine Reisetoilette einigermaßen in Ordnung gebracht hatte, ließ ich mich nach dem eine Viertelstunde von der Stadt entfernten Irrenhause führen. Die Anstalt selbst lag in einer sehr gesunden Gegend auf einem Hügel, von dem ich die herrlichste Aussicht auf die fruchtbare Gegend genoß. Das Gebäude war in früherer Zeit ein reiches Kloster gewesen und man weiß, daß die Mönche es fast immer verstanden, den schönsten Punkt für ihre Ansiedlungen zu wählen. Grüne Thäler und mit Reben bepflanzte Hügel wechselten mit einander ab. Der blaue Strom schlängelte sich durch üppige Wiesen und der Duft des frischgemähten Grases vermischte sich mit dem balsamischen Harzgeruch der benachbarten Fichtenwälder. Rings herum herrschte eine wohlthuende Stille, die rechte Waldeinsamkeit, ganz geeignet, den Frieden einem zerrütteten Gemüth wiederzugeben. Die Lage konnte nicht besser und passender sein. Ein wohlgepflegter Weg führte zwischen Obstbäumen und blühenden Linden zu dem Institut, das eher einer großen ländlichen Besitzung glich, als dem Aufenthalte der Wahnsinnigen. Nichts mahnte an diese traurige Bestimmung; es schien Alles vermieden zu sein, was daran erinnern konnte. Durch einen zweckmäßigen Umbau und Hinzufügung einiger Seitenflügel war das alte Kloster in einen Palast umgeschaffen worden. Ich glaubte ein Gefängniß, einen düsteren Kerker, eine Wohnstätte des Jammers mit finsteren Zellen zu finden, und sah mich in jeder Beziehung angenehm enttäuscht; dennoch konnte ich mich eines leisen Schauers nicht erwehren, als ich vor der rings herumgezogenen hohen Mauer stand und Einlaß begehrend an dem verschlossenen Thore pochte. Draußen lag die Welt der vernünftigen Wesen, und hier drinnen

war das Reich des Wahnsinns und des Irrthums. Nur eine leichte Scheidewand trennte Beide von einander, wie in unserem eigenen Gehirn, wo die Grenzen ebenfalls dicht nebeneinander liegen und kaum bemerkbar in einander fließen.

Ein alter Portier öffnete und fragte nach meinem Anliegen. Ich verlangte den Director zu sprechen.

„Das wird kaum angehen,“ sagte der Hüter, „da der Herr Director eben die Visite machen. Wollen Sie indeß eine Viertelstunde hier verweilen, so werden Sie ihn dann sprechen können. Sie dürfen nur im Garten so lange warten.“

Mit diesen Worten zeigte er mir den Weg über den weitläufigen Hof nach dem hinter der Anstalt liegenden Park. Derselbe war mit vielem Geschmack angelegt und mit der äußersten Sorgfalt gepflegt. Hohe, uralte Eichen, unter deren Schatten einst die Mönche als frühere Bewohner des Hauses wandelten, standen hier in seltener Pracht und schauten wie ehrwürdige Patriarchen auf den jüngeren Nachwuchs der Bäume, welche weit später angepflanzt sein mußten. Der Garten zerfiel in mehrere Abtheilungen für Küchengewächse, Zierpflanzen und selbst für Feldfrüchte. Ich sah Kartoffeln und Kohlstauden von außerordentlicher Größe und Schönheit. Einzelne dieser Abtheilungen waren sorgfältig verschlossen und mit einem eisernen Gitter rings umzogen. Ich begegnete auch verschiedenen Arbeitern, welche emsig mit Graben, Jäten, Harken und Anpflanzen beschäftigt waren; sie schienen mich wenig oder gar nicht zu beachten und ganz in ihre Arbeit vertieft. Ihrem anständigen Aussehen und ihrer Kleidung nach mußte ich sie für hier angestellte Gärtner halten; nur wunderte ich mich über die große Anzahl derselben, die mir in keinem rechten Verhältnisse zu dem beschränkten Bodenraum zu stehen schien.

Unter ihnen zog ein alter Mann ganz besonders meine Aufmerksamkeit auf sich; er stand vor einem eben oculirten Baum und sraach ganz laut, so daß ich in einiger Entfernung jedes Wort verstehen konnte. Anfänglich konnte ich mir nicht

erklären, mit wem er sich eigentlich unterhielt, und ich vermuthete irgend einen mir unsichtbaren Gefährten, bis ich meinen Irrthum gewahr wurde. Der Arbeiter redete bald mit sich selber, bald mit seinem von ihm oculirten Stamme, den er wie ein lebendes Wesen behandelte.

„Wirst Du auch fortkommen?" fragte er mit zitternder Stimme, die etwas unendlich Rührendes für mich hatte. „Oder willst Du auch zu Grunde gehen? O, nur nicht sterben! Der Tod ist schrecklich, sehr schrecklich. Ich kenne ihn, er hat mich besucht und mir Alles fortgenommen, Alles, Alles. Du darfst mir nicht sterben, wie meine Kinder, die armen Kinder und die Blumen, die alle mit gestorben sind. Ich bin ein unglücklicher Mann. Was ich berühre, verwelkt, und Du wirst auch verdorren."

Während der Alte so sprach, strömte eine Thränenfluth über seine eingefallenen bleichen Wangen und sein Schmerz erschütterte mich selbst auf das Höchste. Ich vergaß fast, daß ich mich in einem Irrenhause befand, und wollte ihn anreden und zu trösten versuchen. Als ich mich jedoch bis auf einige Schritte ihm genähert hatte, erschien einer der immer hier verweilenden Aufseher und hielt mich zurück.

„Sie scheinen fremd zu sein," sagte derselbe mit Höflichkeit, „sonst würden Sie wissen, daß Niemand mit den Kranken hier reden darf."

„Das Schicksal des armen Mannes geht mir nahe. Er hat gewiß in seinem Leben große Verluste und Familienkummer gehabt?"

„Keineswegs," antwortete der Aufseher. „Er ist nur ein schwerer Hypochonder, der sich einbildet, daß seine Kinder gestorben sind."

„Wie, sie leben noch?"

„Allerdings, aber er hält sie für todt, und gibt trotz aller angewandten Mühe den Glauben nicht auf."

„Und hat man nicht den Versuch gemacht, durch die Gegenwart seiner Angehörigen ihn von seinem Wahne zu heilen?"

„Das nutzte nichts; er blieb dennoch fest bei der Meinung stehen und behauptete, daß sie nur die Geister der Verstorbenen wären. Trotzdem hofft der Herr Director, ihn noch herzustellen. Seit er im Freien arbeitet, hat sich sein Zustand bedeutend gebessert und es gibt wenigstens Augenblicke, in denen er seinen Irrthum vollkommen einsieht."

Da indeß die Viertelstunde, wo ich den Director erwartete, vorüber war, so verließ ich den Garten und den freundlichen Aufseher. Einen Blick des tiefen Mitleids schenkte ich noch dem armen Hypochonder, obgleich ich wußte, daß seine Leiden eingebildet waren. Aber ist denn der Schmerz, den wir zu empfinden glauben, nicht eben so traurig und peinigend, wie die Wirklichkeit? Welcher Unterschied besteht denn zwischen einem derartigen Unglücklichen und dem Familienvater, der in Wahrheit den Verlust seiner Familie zu beklagen hat? Fühlte der Wahnsinnige minder tief, minder wahr? Nicht in der Außenwelt, in unserer Seele nur liegt der Quell unserer Leiden und Freuden. Ich erinnerte mich bei dieser Gelegenheit des geistreichen Paradoxon eines neueren Schriftstellers, welcher den Wahnsinn als die Vernunft des Einzelnen, die Vernunft als den Wahnsinn Aller bezeichnete.

Wie ich erwartete, wurde ich von dem Director, der sich meiner lebhaft erinnerte, mit offenen Armen aufgenommen und auf das Freundschaftlichste empfangen. Bald waren wir im eifrigsten Gespräche, das anfänglich unsere Jugenderinnerungen und die Vergangenheit, später mehr die Gegenwart und unsere verschiedenen Lebensverhältnisse berührte. Wie man sich denken kann, kamen wir auch bald auf das uns Beide so sehr interessirende Kapitel des Wahnsinns und auf die Behandlung desselben. Mein Freund war mit Leib und Seele Irrenarzt, und er betrachtete seine Stellung wie eine ihm aufgetragene höhere und heilige Mission.

„Auf keinem Gebiete der Medicin," sagte er im Verlauf unserer Unterhaltung, „hat sich das Vorurtheil und die Bornirt-

heit so lange behauptet, als auf dem der Geisteskranken. Bis in die neuere Zeit wurden die Wahnsinnigen nicht wie andere Kranke, die sie in der That nur sind, sondern wie Verbrecher behandelt. Mit Schaudern denke ich noch an die Marterwerkzeuge und Instrumente einer Tortur, die dem Mittelalter Ehre gemacht haben würde, und welche ich bei meinem Amtsantritt noch vorfand. Da gab es einen Drehstuhl, worin die Armen, wenn sie unruhig waren, so lange im Kreise herumgewirbelt wurden, bis sie vor Schwindel die Besinnung verloren; Zwangsbetten und Zwangsjacken; selbst Ketten für die Rasenden, an die man die Aerzte zuerst selber hätte anschließen müssen."

„Du huldigst also dem entgegengesetzten Systeme, der möglichst größten Freiheit?"

„Du weißt, daß ich schon auf der Universität ein Feind aller sogenannten Systeme war. Die Natur kümmert sich nicht um derartigen menschlichen Schubfachkram; sie geht ihren eigenen Weg. Ich habe nichts weiter gethan, als was alle besseren Aerzte seit Hippokrates thaten: die Natur beobachtet und die so gewonnenen Resultate nach dem Beispiele meiner Lehrer, eines Esquirol, Ideler, Pinel, Martini u. s. w. auf die Geisteskranken angewendet. Dadurch bin ich allerdings zu überraschend günstigen Resultaten gelangt, von denen Du Dich noch heute überzeugen wirst. Du bleibst natürlich hier und bist mein Gast. Ich gebe nämlich diesen Abend einen Ball, zu dem Du hiermit feierlichst eingeladen wirst."

Und ich nehme Deine Einladung an; doch zuvor möchte ich gern Deine Pflegebefohlenen sehen."

„Dazu haben wir ein andermal Zeit, wenn ich die Abendvisite abhalte. Augenblicklich bin ich durch Verwaltungsgeschäfte dermaßen in Anspruch genommen, daß Du mich entschuldigen mußt. Ich habe Rechnungen durchzusehen, Briefe und Eingaben zu beantworten, kurz, eine ganze Last von Arbeiten, die mit einem so großen Institute natürlich verbunden sind und die ich

beim besten Willen nicht aufschieben kann. Du nimmst es mir nicht übel, wenn ich Dich jetzt verlasse."

„Gewiß nicht; mit einem alten Freunde brauchst Du keine Umstände zu machen."

„Und auf den Abend sehen wir uns wieder; vergiß nur nicht, Deine Tanzstiefel zu schmieren, Du warst wenigstens früher ein flotter Tänzer auf der Universität."

„Ich hoffe auch jetzt noch mit Ehren zu bestehen."

„Das ist mir lieb, und nun auf baldiges Wiedersehen."

Ich verließ das Irrenhaus vorläufig in einer ganz anderen Stimmung, als ich erwartet hatte; ich war in der Absicht gekommen, meine Kenntnisse zu bereichern, das dunkle Gebiet der psychologischen Krankheiten an der Hand eines kundigen Führers zu betreten, den Wahnsinn in allen seinen Graden und Abstufungen, vom stumpfen Blödsinn bis zur rasenden Wuth zu sehen, und erhielt statt dessen eine Einladung zu einem Balle. War das nicht eine bittere Ironie des Zufalls, wenn nicht gar die Absicht dahinter steckte, mich für meine zudringliche Neugierde auf diese feine Weise zu bestrafen? Mein Freund war mir von früher bei all seiner Wissenschaftlichkeit als ein loser Spottvogel bekannt, und ein kleiner Hang zur Satire war ihm ganz besonders eigen. Trotz dieser Bedenklichkeiten schien mir seine Einladung doch mit so vielem Ernste vorgebracht, daß ich keinen Anstand hatte, dieselbe eben so zu nehmen und ihr unbedingt Folge zu leisten. Zum Glück führte ich in meinem Felleisen den für solche Gelegenheiten unvermeidlichen Leibrock und die ebenso unvermeidliche weiße Weste. Mit Hülfe dieser Kleidungsstücke versetzte ich mich in das gebräuchliche, schwarzweiße Ballcostüm, womit ich in Anbetracht, daß ich eigentlich nur ein Reisender war, alle Ehre einzulegen hoffte.

Schneller, als ich gedacht, kam der Abend heran, und ich begab mich, meiner Einladung folgend, wieder in das Irreninstitut. Diesmal wurde ich von dem alten Portier überaus freundlich nach einem großen Saale gewiesen, wo sich die Ge-

sellschaft bereits versammelte. Ich wunderte mich, den eigentlichen Wirth des Hauses, meinen Freund, hier noch nicht anzutreffen; er wurde, wie man mir sagte, durch einige dringende und unvorhergesehene Berufsgeschäfte abgehalten. An seiner Stelle empfing mich ein junger Mann mit großer Höflichkeit, der mir einer der Assistenzärzte der Anstalt zu sein schien. Er machte mit vielem Anstande die Honneurs, und bald befand ich mich mit ihm und noch einigen der anwesenden Gäste in ein unterhaltendes Gespräch verwickelt. Ich bewunderte in der That den Scharfsinn meines neuen Bekannten, der außerdem keine geringe Bildung und die gediegensten Kenntnisse entwickelte. Er war mit den neuesten Entdeckungen der Chemie und Physiologie ganz vertraut, und nie glaubte ich eine lichtvollere Auseinandersetzung dieser wissenschaftlichen Probleme gehört zu haben, was mich um so mehr in dem Wahn bestärkte, einen philosophisch gebildeten Mediciner vor mir zu sehen. Wie geistreich behandelte er seine von ihm aufgestellten, oft nur zu paradox klingenden Ideen, wie scharf und treffend war sein Urtheil und mit welcher Begeisterung sprach er von seinen Studien! Seine Wangen rötheten sich, sein Auge glänzte, in einem ungewöhnlichen Feuer strahlend, und sein ganzes Gesicht gewann dann einen leidenschaftlichen Ausdruck. So konnte nur ein Mann reden, der von seinem Stoff ganz erfüllt, dem es einzig und allein um die Wahrheit zu thun war. Die Zuhörer verriethen auch einen hohen Grad von Aufmerksamkeit und folgten mit sichtbarer Spannung, wie ich selber, seinem genialen Vortrage, den ich allerdings am wenigsten in einer Ballgesellschaft zu vernehmen hoffte.

„Alle diese Fortschritte,“ sagte der junge Mann am Schlusse seiner Rede, „alle diese neuen Entdeckungen der Wissenschaft sind jedoch nur von vorübergehendem Werthe und nehmen nur eine untergeordnete Stelle ein gegen meine jüngste Erfindung auf dem Gebiete der Chemie. Es ist mir nämlich nach unendlicher Mühe gelungen, die atmosphärische Luft zu versteinern.

Ich kann, unter uns gesagt, auch aus Kohlenstoff Demanten machen. Ich habe sogar schon welche gemacht und ich könnte Ihnen die nöthigen Proben liefern. Leider fürchte ich, daß Sie mir nicht glauben werden; das ist das Schicksal aller Erfinder, man verachtet und verspottet sie."

Damit entfernte sich der junge Mann, um einige eintretende Damen zu begrüßen. Ich wußte wirklich nicht, was ich von ihm nach einer solchen Rede denken sollte, und hielt das Ganze lediglich für einen Scherz, für eine ironische Mystifikation. Ich äußerte diese Meinung vor einem der Herren, der, wie ich, seiner Auseinandersetzung beigewohnt hatte.

„Das kann doch nicht im Ernst die Meinung dieses jungen Gelehrten sein?"

„Doch," entgegnete mein Nachbar. „Er glaubt wirklich, daß er die Luft zu versteinern weiß."

„Mein Gott!" rief ich erschrocken aus. „Der Herr ist doch nicht etwa auch ein Bewohner dieser Anstalt?"

Der Gefragte ließ mich umsonst auf eine Antwort warten; er starrte mich mit einem eigenthümlichen Lächeln an, zuckte mit den Achseln und ließ mich voll Verwunderung stehen. Diese Unhöflichkeit setzte mich in ein noch größeres Erstaunen, aber schien mir wiederum erklärlich, da das Orchester soeben die Polonaise anstimmte und mein Nachbar wahrscheinlich irgend eine von ihm engagirte Dame suchte.

Das schöne Geschlecht war ebenfalls zahlreich vertreten: Ich bemerkte darunter reizende Erscheinungen, einige junge Mädchen mit rosigen Wangen, feurigen Blicken und herrlichen Taillen. Allerdings gab es auch hier viele verblühte Schönheiten, nervöse Frauen, deren bleiche Gesichter, gelblicher Teint und erloschene Augen die Modekrankheit unseres Zeitalters errathen ließen. Ja die Zahl solcher Leidenden schien mir vorzuwiegen, obgleich ich auch unter diesen einige Damen zu bemerken hatte, welche sich durch eine gewisse Feinheit und den geistigen Adel ihrer Gesichtszüge auszeichneten. — Besonders interessirte mich eine bleiche

Schönheit mit blassen Wangen und dunkelschwarzem Haar, das glatt und glänzend sich an die hohe, vielen Verstand verrathende Stirn anschmiegte. Ein unendlicher Zauber umgab die ganze Gestalt, deren melancholisch sanftes Auge von brauner Farbe eine magnetische Anziehungskraft auf mich ausübte. Ich habe nie wieder in meinem späteren Leben einen ähnlich seelenvollen Blick gesehen; so stellte ich mir das Auge der heiligen Märtyrer im Momente ihrer Verzückung oder Verklärung vor; bald erschien mir dieser Blick wie die stille Klage der unerfüllten Sehnsucht, bald wie die demüthige Ergebung in einen höheren Willen; er schien nicht mehr der Erde, sondern nur noch dem Himmel anzugehören, ein heiliges Mysterium zu verhüllen. Wunderbar von diesem geheimnißvollen Blicke angegangen, näherte ich mich der Frau, die trotz ihres bleichen Aussehens mehr Reize für mich hatte, als all' die blühenden Mädchengestalten, denen ich bisher begegnet war. Endlich stand ich ganz in ihrer Nähe und wagte, sie zu der Polonaise zu engagiren, selbst auf die Gefahr hin, einen Korb zu bekommen, da ich ihr nicht vorgestellt war. Zu meiner Verwunderung nahm sie mein Anerbieten an und ich war schon eitel genug, dieses Glück meiner Kühnheit und von der Natur nicht ganz vernachlässigten Persönlichkeit zuzuschreiben.

Man kann sich denken, daß ich meinen ganzen Geist und all' die mir zu Gebote stehende Liebenswürdigkeit aufbot, um meine Tänzerin zu unterhalten. Sie hörte mir auch anscheinend mit der größten Aufmerksamkeit zu und ich schmeichelte mir, bereits einen bedeutenden Eindruck auf sie oder gar auf ihr Herz gemacht zu haben, aber so sehr ich mich auch bemühte, eine entsprechende Antwort auf meine Fragen zu erhalten, so mißlang mir jeder derartige Versuch. Nur mit Mühe und Noth entpreßte ich ihr ein trockenes „Nein“ oder ein eben so trockenes „Ja“; im Uebrigen setzte sie meinen geistreichsten Reden ein eben so hartnäckiges als beleidigendes Stillschweigen entgegen. Ich konnte mir nicht denken, daß eine Frau mit solchen Augen

keinen Geist besitzen sollte; deshalb stellte ich ihr Verstummen auf Rechnung einer kleinen weiblichen Rache, um mich für meine Zudringlichkeit zu strafen. Meine Eitelkeit erhielt dadurch einen neuen Sporn und ich setzte alle Schleusen meiner Beredsamkeit in Bewegung, um ihr Stillschweigen zu brechen und endlich ihren feinen, geistreichen Lippen ein interessantes Wort oder ein zustimmendes Lächeln abzugewinnen. Vergebliche Mühe, alle meine Anstrengungen waren umsonst; ich verzweifelte zum ersten Male vielleicht in meinem Leben einer Dame gegenüber; ich fühlte mich vernichtet und vollkommen gedemüthigt. Mit mehr Ungeduld, als ich anfänglich mir vorgestellt hatte, erwartete ich das Ende der Polonaise, welche mir eine Ewigkeit zu dauern schien. Sobald der letzte Takt verhallt war, führte ich meine stumme Schöne oder schöne Stumme zu ihrem Platze zurück, noch einmal um Entschuldigung für meine Zudringlichkeit bittend; sie sah mich nur mit ihren wunderbaren Augen an, ohne eine Sylbe mir zu antworten. O, es war zum Verzweifeln! Auch hier schien es mir nur auf eine Mystifikation abgesehen. — Als ich mich umwendete, entdeckte ich endlich meinen Freund, den Direktor, der mit sogleich entgegenkam.

„Verzeihe nur," sagte er, „daß ich Dich dem Zufalle überlassen mußte und Dich nicht selbst empfangen konnte; aber ein Arzt ist selten Herr seiner Zeit. Wie ich sehe, hast Du bereits Dich bekannt gemacht und sogar getanzt."

„Sage mir, wer war meine Tänzerin? Du kennst sie gewiß."

„Dort die Dame mit den schönen Augen? Baronin von Eichenhof."

„Ganz recht; ich wollte Dich nur fragen —"

Aber ehe ich noch meine Frage stellen konnte, war der Direktor mir entführt und ich gerade so klug, als zuvor. Ich wußte wirklich nicht, ob ich meinen Freund mehr beneiden oder mehr bedauern sollte. Nie habe ich in einer Gesellschaft einen Wirth getroffen, der mehr von seinen Gästen in Anspruch genommen wurde, als er. Jeder wollte mit ihm reden, wenigstens

ein Wort aus seinem Munde hören; Alles drängte sich um ihn; man suchte ihn für sich zu fesseln und ihn ausschließlich fest zu halten. Es fand ein förmlicher Wettkampf um seine Person statt und besonders die Damen schienen seinetwegen förmlich auf einander eifersüchtig zu sein. Ich freute mich über eine solche Beliebtheit, obgleich ich selbst darunter zu leiden hatte, da ich nur selten und im Fluge meinen Freund zu sehen bekam; an Sprechen war unter solchen Umständen gar nicht zu denken. Aus demselben Grunde mußte ich also auf die Befriedigung meiner Neugierde verzichten und mich vorläufig nur mit dem Namen der stummen Baronin mit den schönen Augen begnügen.

Noch ganz niedergebeugt von meiner ersten Niederlage, ließ ich den nächsten Tanz vorübergehen und suchte Unterhaltung im Nebenzimmer, wo einige Spieltische aufgestellt waren. Als Zuschauer nahm ich Antheil an einer Whistpartie, welche von zwei Herren und einer Frau gespielt wurde. Niemals waren mir ähnliche Spieler vorgekommen; jedes von ihnen schien mir ein seltenes Original zu sein. So oft die schon ältliche Dame Karten gab und zufällig Coeur Trumpf wurde, stieß sie ein schallendes krampfhaftes Gelächter aus, worauf sie im halbleisen Tone nach einer eigenen Melodie die Worte sang: „Herzen macht Schmerzen, Piquo aber froh,“ wozu sie mit dem Kopfe und ihrer schon aus der Mode gekommenen hohen Frisur in ganz seltsamer Weise wackelte. Auch die beiden Herren hatten ihre besonderen Angewohnheiten, wie man sie jedoch zuweilen bei alten Spielern findet. Wenn der Erste ausspielte, warf ihm stets der Zweite einen wüthenden Blick zu und meist blieb es nicht nur bei bloßen Blicken, sondern es wurden auch allerlei scharfe, anzügliche Redensarten von ihm vorgebracht und zuletzt die Karten auf den Tisch geworfen, ohne Rücksicht auf die Gegenwart der Dame zu nehmen. Diese Heftigkeit des Einen bildete in der That einen komischen Contrast zu der fast phlegmatischen Sanftmuth des Andern, der für den aufbrausenden Zorn seines Gegners nur ein stumpfes Lächeln und seine Tabaksdose hatte,

aus der er bei jedem neuen Wuthanfall des Tyrannen eine Prise mit den eintönigen Worten nahm: „Contenance, nur immer Contenance, Patience und immer Patience.“

Zuletzt ermüdete mich dies einförmige Schauspiel und ich kehrte wieder in den Saal zurück, wo einige Erfrischungen herumgereicht wurden. Dort in einer Ecke stand der junge Chemiker, der Entdecker der versteinerten Luft, und schien sich lebhaft mit der Analyse eines Glases Mandelmilch zu unterhalten, während meine Tänzerin mit ihren bezaubernden Augen die Decke anstarrend einen Löffel Ananaseis zwischen ihren zarten Lippen schmelzen ließ. Der Bediente näherte sich auch mir mit dem Präsentirteller und bot mir einige Erfrischungen an, für die ich ihm dankte.

„Warum nehmen Sie denn nichts?“ fragte mich ein feingekleideter Herr, der mir eine große Sorgfalt auf seine Toilette verwendet zu haben schien; „warum nehmen Sie denn nichts?“ wiederholte er in verwundertem und, wie es mir vorkommen wollte, gebieterischem Tone.

„Ich danke, da ich weder Hunger noch Durst verspüre,“ entgegnete ich ablehnend.

„Sie müssen aber essen und Sie sollen trinken. Ich befehle es Ihnen!“ herrschte er mir mit hochmüthiger Geberde zu.

„Mein Herr, der Scherz geht zu weit!“

„Wer sagt Ihnen, daß ich scherze! Wissen Sie, mit Wem Sie sprechen!“

„Zwar habe ich nicht die Ehre, aber jedenfalls sind Sie so gut wie ich hier ein Gast des Directors.“

„Ich ein Gast? Lächerlich! Ich bin der Kaiser Napoleon, der Beherrscher der ganzen Welt.“

Plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Daß ich mich in einer Irrenanstalt befand, daß dieser Ball nur ein geistreiches Experiment meines Freundes war, wurde mir nun mit einem Male klar. Die meisten der eingeladenen Gäste mußten demnach Wahnsinnige sein und ich empfand jenes eigenthümliche

Grauen, das mehr oder minder uns die Nähe von Geisteskranken einzuflößen pflegt. Jetzt konnte ich mir sowohl die seltsamen Reden des jungen Gelehrten wie die Apathie der Baronin deuten: der Erste war ein überstudirter Schwärmer und die Dame eine beginnende Blödsinnige, trotz ihrer herrlichen Augen. — Ich eilte, um meinen Freund aufzusuchen und ihn wegen seiner Mystifikation einigermaßen zur Rede zu stellen. Bevor ich jedoch meinen Vorsatz ausführen konnte, trat mir wiederum eine neue Erscheinung entgegen, welche ganz und gar meine Aufmerksamkeit und Theilnahme in Anspruch nahm. Unter dem Schwarme, der sich mir entgegenstellte, begegnete ich unvermuthet einem bekannten Gesichte. Es war der Regierungsassessor Feldern, mit dem ich längere Zeit in einer Stadt und in naher Berührung gelebt hatte. Ich hatte in ihm einen eben so biederen Charakter als ausgezeichneten Kopf achten und schätzen gelernt; nur unsere verschiedene Berufsthätigkeit verhinderte, uns noch enger aneinander zu schließen. Seit seiner Versetzung hatte ich nichts von ihm direct gehört, nur zufällig erfuhr ich, daß er verheirathet und Vater eines oder mehrerer Kinder war. Ich erkannte ihn sogleich und seine Anwesenheit an diesem Orte erfüllte mich mit Trauer, da ich dieselbe nicht mit Unrecht einer geistigen Krankheit zuschrieb. Auch er schien mich erkannt zu haben, denn er näherte sich mir und reichte mir seine ausgestreckte Hand.

„Armer Feldern!“ dachte ich im Stillen. „Auch Du bist den finsteren Mächten verfallen.“

Meine Bemerkung mußte ihm nicht entgangen sein, denn er sah mich mit dem mißtrauischen, forschenden Blicke an, den man meist bei Wahnsinnigen anzutreffen pflegt.

„Mein Gott!“ rief er mir zu, „wie kommen Sie denn hierher? — Ich habe Sie früher doch nie bemerkt.“

„Natürlich, da ich erst seit heute da bin.“

„Sie bleiben und ich gehe. O! ich bedauere Sie von ganzem Herzen, obgleich Sie hier in jeder Beziehung vortreff-

lich aufgehoben sind. Der Direktor ist der trefflichste Arzt, den ich kenne, und er wird Sie ohne Zweifel wieder herstellen. Ich verdanke ihm meine vollständige Genesung."

„Was fällt Ihnen ein? Ich bin ja gar nicht krank!" rief ich, bei dem bloßen Gedanken schon von Entsetzen ergriffen.

„Sie sprechen gerade so, wie ich im Anfange gesprochen habe. Das ist ein gewöhnliches Symptom, das man bei jedem neuangekommenen Patienten findet. Bevor man nicht zu dem Bewußtsein seines Wahnes gelangt, eher ist auch keine Heilung möglich. Fragen Sie den guten Direktor, dort kommt er, mein Retter, mein edler Wohlthäter."

Das war mir doch zu toll, daß ich von Feldern für toll gehalten wurde. Indeß bedurfte es nur einiger Worte meines Freundes, um dieses Mißverständniß sogleich aufzuklären. Er entschuldigte sich mit seinem gewöhnlichen satirischen und doch wieder so gutmüthigen Lächeln wegen der kleinen Ueberraschung, die er mir zugedacht hatte.

„Ich wollte Dir einen praktischen Cursus meiner neuen Methode zeigen. Die früheren Irrenärzte wirkten durch Drohungen und Schrecken, wir durch Milde und Freude. Schon die Alten suchten den Wahnsinn durch Musik zu heilen und ich glaube, daß sie auf dem richtigen Wege waren. Der gesunde, wie der kranke Mensch bedarf der Liebe; sie allein thut Wunder. So manche Regierung würde ganz wohl daran thun, ein Collegium über Geisteskrankheiten und deren Behandlung zu hören; sie würde zu der Ueberzeugung gelangen, daß weit mehr durch Nachsicht und Milde, als durch Strenge und Tyrannei sich wirken und viel erzielen läßt. Dir aber, dem Denker und Philosophen, gönne ich auch die Dir heut zu Theil gewordene Lehre, daß die Kluft zwischen uns und den armen Geisteskranken keineswegs so groß ist, wie wir uns in unserer Eitelkeit einbilden. Du hast die Wahnsinnigen für vernünftige Wesen angesehen und

Du selbst bist von Andern für wahnsinnig gehalten worden. Hoffentlich wirst Du mir nicht deshalb zürnen."

Er reichte mir die Hand mit seiner alten Herzlichkeit hin, so daß ich nicht böse sein konnte, selbst wenn ich es gewollt hätte. Hierauf wandte er sich zu Feldern, den scherzhaften Ton zum Ernst umstimmend.

„Sie sind genesen und ich kann Sie schon morgen entlassen."

„Tausend Dank für diese Nachricht!" rief der Glückliche mit strahlenden Blicken.

„Es handelt sich nur darum, Sie vor der Möglichkeit eines Rückfalls zu bewahren. Wenn Sie noch einige Wochen bei uns bleiben wollen, so bürge ich für Ihre fernere Lebenszeit."

„So werde ich bleiben," sagte Feldern, indem Thränen seinen Augen entstürzten. „Ich hatte mich allerdings darauf gefreut, meine gute Frau und meine Kinder in einigen Tagen wiederzusehen; aber Ihr Ausspruch allein ist für mich entscheidend."

„So ist es Recht," erwiderte der Direktor; „aber Ihre Frau und Ihre Kinder sollen Sie deshalb doch sehen. Sie sind hier, um Sie abzuholen. Nach dieser Probe ist kein Rückfall mehr zu befürchten. Morgen reisen Sie mit Gott."

In demselben Augenblicke öffnete sich der herumstehende Kreis und eine Dame mit zwei blühenden Kindern umarmte den überraschten Feldern, der nicht wußte, wie ihm geschah. Sein Auge füllte sich mit Thränen und auch der Blick des Direktors, der an solche Scenen gewöhnt war, wurde feucht, als der jüngste Knabe von vier Jahren Feldern mit kindlicher Stimme zurief:

„Papa, Du darfst nicht weinen; ich will ja artig sein!"

Die übrigen Geisteskranken nahmen mehr oder minder an dem frohen Ereignisse dieser Familie Antheil; auf Alle schien der günstige Fall einen wohlthätigen Eindruck gemacht zu ha-

ben; sie dachten wohl dallei an die eigene Genesung und an die baldige Vereinigung mit den Ihrigen, obgleich auch nicht ein Einziger von ihnen den Wunsch aussprach, die Anstalt zu verlassen. — Mit neuer Lust kehrten die Meisten zu ihrem Vergnügen zurück und der Ball hatte nach dieser Unterbrechung seinen ungestürten Fortgang. Auch ich genoß jetzt mit anderen Gefühlen das außerordentliche Schauspiel, welches mir hier geboten wurde. Nicht die geringste Störung trübte das in seiner Art seltene Fest. Der Geist des Direktors übte einen unsichtbaren, magnetischen Einfluß auf alle Anwesenden aus, sie sahen in Gedanken nur auf ihn und hatten nur das eine Streben, seine Zufriedenheit zu erlangen. So herrschte er mit einer Allgewalt, wie sie kein Fürst auf dieser Welt besitzt, lediglich durch seinen Geist und seine Liebe, die er zu der leidenden Menschheit trug und in ihr hervorzurufen wußte; denn nur die Liebe weckt Gegenliebe; sie vollbringt die größten Wunder und vermag noch mehr, wie der Glaube, Berge zu versetzen und selbst die armen Geisteskranken in vernünftige Wesen umzuschaffen.

VI.

Die Erbschaft.

Es ist ein altes und bewährtes Sprüchwort, daß ein Unglück selten oder nie allein kommt. Der oben geschilderte Mordversuch war nur der Vorläufer von allerlei unangenehmen Ereignissen, die mir meinen bisherigen Wirkungskreis verleideten. Ich befreundete mich allmälig mit diesem Gedanken. Ein besonderer Umstand trug noch dazu bei, mein Vorhaben zu beschleunigen.

Unter meinen Patienten befand sich eine alte, gute Dame.

Sie war unverheirathet geblieben, ohne in die Schwächen und Lächerlichkeiten zu verfallen, welche gewöhnlich den alten Jungfern anzukleben pflegen. Dabei besaß sie einen lebhaften scharfen Geist, der indeß ihre angeborene Herzensgüte nicht beeinträchtigte. Allgemein galt sie für reich, jedoch wurde, wie dies gewöhnlich in kleinen Städten geschieht, ihr Vermögen weit überschätzt. Ihre entfernten Seitenverwandten hofften sie einst zu beerben und warteten auf ihren Tod. Ich genoß ihr ganzes Vertrauen, da es mir geglückt war, sie von einem schweren und häufig wiederkehrenden Leiden immer wieder herzustellen. Daß dies den hoffnungsvollen Erben nicht angenehm war, brauche ich kaum zu erwähnen, sie heuchelten indeß eine außerordentliche Freude und umgaben das theure Tantchen fortwährend mit Beweisen der zärtlichsten Sorgfalt und Liebe. Die Frau Registrator, ihre Cousine, brachte ein Krankensüppchen, der Herr Vetter Oberlehrer las ihr die Zeitungen vor und wechselte für sie die Bücher in der Leihbibliothek und der Kaufmann an der Ecke sorgte für Zucker und Kaffee. Es waren dies lauter respektable Personen, mit der einen Hälfte der Stadt verschwägert und mit der andern befreundet. Die alte Dame wurde keineswegs getäuscht und wußte am Besten, was sie von der Liebe und Zärtlichkeit ihrer Verwandten zu halten hatte. Sie ließ sich die Aufmerksamkeit derselben gefallen und hatte ihren Spaß daran, jedem einzeln zu versichern, daß er nach ihrem Tode ihr Bischen Hab und Gut erben solle. Dann strengte sich auch der Betreffende an, einige Thränen mit Mühe zu vergießen und die Versicherung zu geben, wie schmerzhaft ihn der bloße Gedanke an ein solches Unglück berühre.

Als ihr Hausarzt besuchte ich sie ziemlich oft und ich blieb wohl auch zuweilen länger in ihrer Gesellschaft, als dies unumgänglich nöthig war. Die gute Dame plauderte gern mit mir und da sie wirklich Geist und einen schalkhaften Witz besaß, so verweilte ich oft bei ihr in angenehmer und lebendiger Unterhaltung. Mit der Zeit wurden wir inniger befreundet und sie

faßte eine wahrhaft mütterliche Zuneigung zu mir. Sie schenkte mir ihr volles Vertrauen und verlangte meinen Rath bei andern Gelegenheiten, auch wenn sie nicht gerade krank war. Der Unterschied in unserm beiderseitigen Alter mußte jeden Verdacht eines zärtlichen Verhältnisses ausschließen. Sie hatte bereits ihr sechszigstes Jahr zurückgelegt, während ich damals kaum dreißig zählte. Regelmäßig erhielt ich zu Weihnachten mein Honorar von ihr ausgezahlt in Begleitung einer kleinen, zierlichen Handarbeit, die sie in ihren Mußestunden anfertigte. Andere Belohnungen hoffte ich und verlangte ich nicht von ihr, so wie ich mich um ihre Vermögensverhältnisse durchaus nicht kümmerte.

Eines Nachts wurde ich von ihrer alten Dienerin gerufen. Ich fand meine Freundin in einer schrecklichen Lage. Das Asthma, woran sie litt, war mit furchtbarer Gewalt zurückgekehrt. Sie saß mit aufgerichtetem Oberkörper in ihrem Bette und rang nach Luft. Ihr Zustand erschien mir diesmal hoffnungslos, ich hielt es deshalb für meine Pflicht, ihren Anverwandten die Anzeige zu machen. Dieselben stellten sich auch ein und vergossen viele künstliche Thränen. Ich selbst blieb bis zum Morgen bei meiner Patientin und meinen Anstrengungen gelang es, noch den traurigen Ausgang zu verzögern. Sie zu retten war nicht mehr möglich, da sich eine Brustwassersucht zu ihrem früheren Leiden gesellte und ihrem Leben in kurzer Zeit ein Ende zu machen drohte.

Ihre Krankheit zog sich noch mehrere Wochen hin. Daß ihre Verwandten nicht von ihrem Lager wichen, versteht sich wohl von selbst. Eifrig bewachten sie die Kranke, noch eifriger sich selbst untereinander. Jeder suchte den Andern zu verdrängen und bei der alten Dame herabzusetzen. Vor allen Dingen war es ihnen um das Testament und dessen Inhalt zu thun. Sie bestürmten deshalb mich mit Andeutungen und Fragen, die ich ihnen nicht beantworten konnte, da ich mich in solche Familienverhältnisse nicht einzumischen pflegte. Endlich wandten sie sich an die gute Dame selbst, natürlich mit der möglichsten Vorsicht

und Schonung. Der Herr Oberlehrer übernahm das schwierige Geschäft und sprach mit ihr unter Seufzen und Aechzen über die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge und wie es die Pflicht jedes Christenmenschen sei, sein Haus zu bestellen, dieweil es noch Zeit ist, um dann um so ungestörter an sein Seelenheil zu denken.

Die alte Dame dankte ihm mit einem eigenthümlichen Lächeln und schickte auch wirklich noch an demselben Tage zu dem Notar, vor dem sie ihren letzten Willen erklärte. Auf der Treppe begegnete ich diesem zufällig und mir fiel dabei sein wunderliches Benehmen auf. Mit einem halb pfiffigen, halb grimmigen Ausdruck in dem gekniffenen Gesicht blieb der Advokat plötzlich vor mir stehen und grüßte mich. Der Ton seiner Stimme hatte einen ironischen Klang. Da ich von der Aufnahme des Testaments auch nicht die geringste Ahnung hatte, drückte ich ihm meine Verwunderung aus, ihn hier zu finden.

„Das müssen Sie doch am besten wissen, wozu ich hergerufen bin," sagte er mit schlecht verhehltem Spott.

Ich achtete weiter nicht darauf und da ich wenig Zeit hatte, ging ich schnell an ihm vorüber und nach der Krankenstube. Dort fand ich den Zustand meiner Freundin schlimmer als je. Ich wußte, daß sie nur noch wenig Stunden zu leben haben würde. Dieser Gedanke überwältigte mich. Man hält den Arzt oft für theilnahmlos und kalt, wo er nur mit der größten Anstrengung seinen Schmerz zu verbergen und die verrätherischen Thränen zu unterdrücken sucht. Wie oft muß er sich bei ähnlichen Gelegenheiten zwingen, sogar ein heiteres Gesicht zu zeigen, um den Muth des Sterbenden und der Umgebung zu erhalten. Das that auch ich in diesem Fall und während ich im Stillen weinte, zeigte ich der Kranken die hoffnungsreichste Miene. Sie kannte indeß ihre Lage besser und ließ sich nicht täuschen. Mit ihrem trotz aller Leiden ungetrübten Blick las sie in meiner Seele und sah dort meine Trauer, die ich absichtlich ihr verhehlen wollte.

„Geben Sie sich keine Mühe," sagte sie mit matter Stimme. „Ich fühle, daß mein Ende naht. Sie haben Alles gethan, um es aufzuschieben, aber für den Tod ist kein Kraut gewachsen. Ich sterbe gern, denn ich stehe allein und einsam auf der weiten Welt. Was ist auch an einer alten Jungfer gelegen? Mich wird Niemand vermissen und ich werde bald vergessen sein."

Ich suchte ihr diese Meinung zu benehmen und ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben, sie kam indeß immer wieder darauf zurück.

„Wozu wollen Sie mich belügen?" erwiederte sie mühsam. „Ich weiß, daß ich nur noch wenig Stunden zu leben habe. Mein Herz schlägt bereits so schwach, daß es jeden Augenblick still zu stehen droht. Die Luft fehlt mir und ich glaube immer, daß ich ersticken muß. Ich fürchte nicht den Tod, denn ich habe mir nichts vorzuwerfen. Sie sehen, daß ich ruhig bin. Hoffentlich wird der letzte Augenblick nicht allzuschmerzhaft sein."

Ich mußte mich abwenden, um meine Thränen zu verbergen. Sie hatte meine Erschütterung bemerkt und ein schwaches Lächeln schwebte um ihre bleiche Lippen.

„Sie sind ein guter Mensch," fuhr sie fort, indem sie meine Hand ergriff und leise drückte. „Ich habe nicht geglaubt, daß mich noch Jemand beweinen wird. Nein! Sie werden ihre Freundin nicht vergessen. Ich habe mir immer einen Sohn gewünscht, der mir die Augen zudrücken sollte. Das Schicksal hat mir diesen Wunsch versagt und mein Herz, das sich nach Liebe sehnte und voll von Liebe war, blieb arm, ach so arm und einsam, wie ich es gar nicht sagen kann."

„Sie haben Verwandte," wandte ich schüchtern ein.

„Die!" Sie vollendete nicht, nur ein bitteres, verächtliches Zucken um ihren Mund verrieth mir, wie sie über ihre Angehörigen dachte.

Um die ohnehin schwache Kranke nicht aufzuregen, ließ ich diesen Gegenstand wieder fallen und da ich mir nicht den Muth zutraute, den letzten Kampf der Freundin anzusehen,

so schickte ich mich an, von ihr einen Abschied für immer zu nehmen.

„Gehen Sie,“ sagte sie, „denn Sie dürfen Ihre übrigen Patienten nicht warten lassen. Hier ist ohnehin für Sie nichts mehr zu thun. Leben Sie wohl und ich hoffe, daß Sie Ihre alte Freundin nicht vergessen werden.“

Sie reichte mir die abgezehrte Hand, welche ich mit den Gefühlen eines Sohnes küßte, dann riß ich mich gewaltsam los und ging oder schwankte vielmehr zur Thür. Dort wandte ich mich noch einmal unwillkürlich um. Unsere Blicke begegneten sich. Nie werde ich diesen letzten stummen Gruß vergessen.

Die Liebe einer Mutter strahlte mir verklärt aus ihren brechenden Augen noch entgegen.

Im Vorzimmer fand ich sämmtliche Anverwandten versammelt. Sie frugen mich anscheinend sehr betrübt, wie lange die gute Dame noch zu leiden und ob sie mit mir über ihr Testament geredet habe. Eine nur schlecht verhehlte Habgier sprach aus ihren Worten und Mienen. Der Anblick widerte mich an und ich entfernte mich so schnell als möglich, ohne die erwünschte Auskunft ihnen ertheilen zu können. Den ganzen Tag über war ich traurig und verstimmt. Der Abschied von meiner sterbenden Freundin hatte mich tief erschüttert und wo ich ging und stand, begleitete mich ihr ehrwürdiges Bild. Ich sah sie immer vor meinen Augen mit dem Tode ringend, einsam und allein, nur von ihren eigennützigen Angehörigen umgeben.

Ich habe den Tod in allen Gestalten gesehen, aber nie war er mir schrecklicher vorgekommen, als wenn der Blick des Sterbenden nur auf fremde oder theilnahmlose Gesichter fiel, wenn sich keine liebende Hand ihm entgegenstreckte, kein befreundetes Gesicht sich zu ihm herniederbeugte und kein treues Auge die bleiche Stirn mit dem Thau des Mitleids und des Schmerzes netzte.

Dies war das Schicksal meiner Freundin.

Ich und die Armen, welche sie reichlich unterstützte, waren die Einzigen, von denen sie aufrichtig beweint wurde.

Das Leben und der Tod einer alten Jungfer ist immer gleich einsam und traurig. Sie wird verspottet und schnell vergessen. Ich habe mich mit der Art und Weise nie befreunden können, wie die Welt solche arme Geschöpfe zu behandeln pflegt. Gewöhnlich sind sie ihr ein Gegenstand der Ironie und verletzender Scherze, während sie uns ein Mitleid einflößen sollten. Was können sie für ihr Geschick? Wie oft sind sie hintergangen und betrogen worden. Gerade die Männer, welche sich am meisten über sie lustig machen, tragen oft allein die Schuld einer solch verfehlten Existenz. Unser Lachen würde bald verschwinden, wenn wir mehr von ihrem Herzen wüßten. Selbst ihre Schwächen und Launen sind häufig nur die krampfhaften Zuckungen und Ausbrüche eines leidenden Gemüthes. Die Liebe, welche unzerstörbar in der Brust der Frauen lebt, geräth, wenn sie sich nicht äußern kann und darf, auf die wunderlichsten Abwege; wie eine Pflanze, der es an Licht und Nahrung fehlt, verkümmert ein solches Weib und bringt, statt Blüthen und Früchte, wunderliche Bildungen und krankhafte Auswüchse hervor. Um so mehr mußte ich es anerkennen, daß meine Freundin frei von diesen Fehlern blieb. Sie war in jeder Beziehung eine seltene Erscheinung.

Ihr Tod, den ich noch an demselben Abend erfuhr, versetzte mich in die tiefste Betrübniß. Ich verhehlte nicht meinen Schmerz und sprach mich bei verschiedenen Gelegenheiten offen über den großen Verlust aus, den ich durch ihr Hinsterben erlitten hatte. — Am nächsten Tage wurde ich nicht wenig durch die gerichtliche Vorladung überrascht, der Testamentseröffnung meiner Freundin beizuwohnen. Ich sah darin nichts Anderes, als einen neuen Beweis ihres Vertrauens und ihrer Zuneigung, welche sie weit über das Grab hinaus mir beweisen wollte. Zu dem angeführten Zwecke begab ich mich in das Trauerhaus. Ich fand daselbst bereits sämmtliche Anverwandte vor,

die sich Mühe gaben, möglichst traurig auszusehen. Die Frau Registrator drückte von Zeit zu Zeit ihr Schnupftuch an die trocknen Augen, der Herr Oberlehrer hatte einen langen, schwarzen Flor um seinen abgetragenen Hut gewunden und der Kaufmann machte ein wahres Leichenbittergesicht. Meine Anwesenheit schien ihnen eben so unerwartet als unwillkommen zu sein. Sie starrten mich mit mißtrauischen Blicken an, von denen ich weiter keine Notiz nahm. Höflich näherte ich mich ihnen und drückte ihnen unumwunden mein Beileid aus. Die Unbefangenheit meines Benehmens beschwichtigte muthmaßlich ihre Befürchtungen. Der Kaufmann präsentirte mir seine Dose mit ächtem Rappée gefüllt und der Oberlehrer drückte mir gefühlvoll die Hand.

„Sie waren ja auch ein Freund der Seligen,“ sagte er mit einem tiefen Seufzer, „und diesem Umstande haben wir wohl das Vergnügen zu verdanken, Sie hier zu sehen.“

Ein weiteres Gespräch mit dem würdigen Mann wurde durch den Eintritt des Gerichtspersonals unterbrochen. Dasselbe schickte sich an, mit der vorgeschriebenen Förmlichkeit das Testament zu eröffnen.

Nachdem die Siegel gelöst waren, begann die Verlesung. Es herrschte dabei eine solche Stille, daß man den Fall einer Stecknadel hören konnte. Die Mienen der Verwandten drückten eine scheinheilige Rührung, verbunden mit der größten Spannung aus. Ich saß in einer Ecke des Zimmers in der Nähe des Fensters und vernahm so den letzten Willen der Verstorbenen. Plötzlich bemerkte ich, wie sich die Blicke aller Anwesenden nach mir richteten. Ich wußte nicht, wie mir geschah und glaubte nur zu träumen. Durfte ich meinen Ohren trauen?

Ich war zum Universalerben ernannt mit der Bedingung, einige nicht unbedeutende Legate an verschiedene wohlthätige Anstalten der Stadt zu zahlen. Ihren Verwandten hatte meine Freundin einige Kleinigkeiten hinterlassen. Die Frau Registra-

tor erhielt einen Vorrath von eingemachten Früchten, der fromme Oberlehrer das Gesangbuch der Todten und der Kaufmann einen versilberten Theekessel. Selbst in diesen Testamentsbestimmungen verrieth sich noch der schalkhafte Geist der Seligen, welche den Eigennutz ihrer Angehörigen vollkommen durchschaut hatte. Diese waren nicht wenig bestürzt und zugleich erzürnt. In ihren Hoffnungen getäuscht, wandte sich ihr ganzer Ingrimm gegen mich. Mit zornigen Blicken schossen sie an mir vorüber, fest entschlossen, mir die unerwartete Erbschaft, nach der ich nie gestrebt, durch einen Prozeß streitig zu machen.

Ich hörte kaum auf den Glückwunsch des Gerichts-Direktors. Dieser letzte Beweis von der Liebe meiner Freundin erfreute mich nur wenig. Ich hätte gern darauf verzichtet, wenn ich damit ihr Leben hätte erkaufen können. Mit einem Male war ich zu einem nie gehofften Vermögen gelangt, doch der Besitz vermehrte nur meine Trauer und ich zeigte nichts weniger, als das Gesicht eines lachenden Erben. Einige Tage später fand das einfache Begräbniß statt. Ich folgte der Leiche als der einzige Leidtragende. Die Verwandten gingen nicht mit zu Grabe. Mein Schmerz war aufrichtig und ich beweinte sie, wie nur ein Sohn seine Mutter beweinen kann. Als der Sarg in die Tiefe fuhr, die Erdschollen dumpf herniederrollten und der Prediger den Segen sprach, konnte ich meine Thränen nicht zurückhalten. Ich sah noch wie der schwarze Hügel sich über den sterblichen Ueberresten der Freundin wölbte, dann erst entfernte ich mich. Auf das Grab ließ ich Epheu pflanzen und alle ihre Lieblingsblumen setzen, die sie mit eigener Hand sorgfältig gezogen hatte.

Unterdeß hatten die Anverwandten nichts unversucht gelassen, um sich zu rächen und mir Verdruß zu bereiten. Kaum war die Todte bestattet, so verbreiteten sie die unsinnigsten Lügen und Gerüchte auf meine Kosten. Sie beschuldigten mich offen der Erbschleicherei und nannten mich einen schlauen Heuchler. Ihre Bosheit ging sogar so weit, das Andenken der würdigen

Dame im Grabe zu beschimpfen und ihren Ruf zu verdächtigen. Sie dichteten ihr ein strafbares und unsittliches Verhältniß mit mir, dem bei Weitem jüngern Manne, an. So abgeschmackt diese Verleumdungen waren, dennoch wurden sie geglaubt. Die halbe Stadt nahm gegen mich Partei und alle alten Basen und Gevatterinnen bekreuzten sich vor mir. Jedes Glück erregt den Neid und nur Wenige konnten mir diese unerwartete Erbschaft verzeihen. Es liegt dies einmal in der Schwäche der menschlichen Natur.

Der Prozeß, den die saubere Sippschaft gegen mich anstellte, ging für sie verloren und dieser Umstand vermehrte nur noch ihre Wuth. Ich stieß auf eine systematische Opposition. Die gehässigsten Schmähungen wurden gegen mich in Umlauf gesetzt und keine Kränkung mir erspart. Obgleich ich mich in jeder Beziehung unschuldig fühlte, war ich doch der Gegenstand des gemeinsten Stadtklatsches geworden und mußte ruhig zusehen, wie mein ehrlicher Name mit Koth beworfen wurde. Mein freundschaftliches Verhältniß zu der Verstorbenen erhielt die schmutzigste Deutung, die häufigen Besuche, die ich ihr offen vor aller Welt abstattete, galten als geheime Zusammenkünfte, der aufrichtige Schmerz bei dem Begräbnisse meiner Wohlthäterin als Heuchelei und Lüge. Es giebt Angriffe, gegen die man sich nicht einmal vertheidigen kann und darf, wo Stillschweigen zur Pflicht wird. In einer solchen Lage befand ich mich.

Was man auch sagen mag, das Urtheil der Welt ist keinem Menschen ganz gleichgültig und das Gefühl der reinsten Unschuld kann uns nicht für die Leiden und Kränkungen entschädigen, die uns ein schimpflicher Verdacht bereitet. Was nützte mir der Zuspruch und die Theilnahme meiner Freunde? Die Besseren vertheidigten mich zwar, aber ihre Worte fanden eben so wenig Glauben, wie die meinigen. Die Menge ist stets geneigt, das Aergste anzunehmen und dem Widersinnigsten Gehör zu schenken. Mehr als einmal stand ich auf dem Punkt, der

ganzen Erbschaft zu entsagen. Doch bei ruhiger Ueberlegung kam ich von diesem Entschluß zurück. Ich durfte nicht dem letzten Willen meiner Freundin zuwider handeln, und in der Hauptsache wäre doch dadurch nichts geändert worden.

Unter diesen Verhältnissen hielt ich es für das Beste, meinen bisherigen Aufenthalt zu verlassen. Längst war es mein Wunsch gewesen, in einer größern Stadt, am liebsten in der Residenz selbst zu leben und meine Praxis auszuüben. Durch die Hinterlassenschaft meiner Freundin war mir eine bescheidene Existenz gesichert. Ich besaß jetzt ein kleines Vermögen, das mich unabhängig machte und mir zugleich erlaubte, meinen Hang nach einer mehr wissenschaftlichen Ausbildung zu verfolgen. Vor Noth geschützt, konnte ich ruhig meinen Zweck verfolgen und ohne alle Charlatanerie in der Residenz auftreten. Ich traf daher die nöthigen Anstalten zu meiner Uebersiedlung nach Berlin.

Am Tage meiner Abreise besuchte ich noch einmal das Grab meiner Freundin. Der Epheu hatte seine grüne Decke über den Hügel ausgebreitet. Die Blumen blühten und dufteten. Ich legte eine kleine Summe in die Hand des Todtengräbers, um ihrem Grabe auch in meiner Abwesenheit dieselbe Pflege angedeihen zu lassen. Einen Epheuzweig und eine Rosenknospe brach ich mir zur Erinnerung ab. In meinen Augen standen Thränen, als ich diesen langen Abschied nahm. Ich glaubte mich unbeobachtet und hatte ganz vergessen, daß der Todtengräber in meiner Nähe stand.

„Verlassen Sie sich darauf," sagte der alte Mann. „Ich werde schon nach den Blumen sehen und das Grab Ihrer Liebsten pflegen."

Selbst der Tod schützt vor Verleumdung nicht.

Schaudernd wandte ich mich ab, verließ die kleine Stadt, in der ich bisher gelebt hatte, und verlegte mein Domicil nach der Residenz.

VII.

Eine böse Nacht.

Nach jahrelanger Abwesenheit kehrte ich nach Berlin zurück. Bald war ich wieder eingebürgert. Ich fand so manchen alten Freund aus meiner glücklichen Studentenzeit, der mich noch nicht vergessen hatte. Auch an neuen Bekanntschaften fehlte es mir nicht, nur die Patienten wollten noch nicht kommen. Ich hatte eine anständige Wohnung in der Nähe des Rosenthaler Thores bezogen und mich comfortable eingerichtet. An den nöthigen Anzeigen ließ ich es nicht fehlen. Sämmtliche Zeitungen und Intelligenzblätter der Residenz brachten drei Tage hintereinander meinen Namen mit fetter Schrift gedruckt und zugleich die Angabe meiner Wohnung und der Sprechstunden. Ich versprach mir einen außerordentlichen Erfolg davon, sah mich aber leider getäuscht. Mehrere Wochen blieb ich unbeschäftigt. Meine Ungeduld wuchs mit jedem Tage mehr und mehr. An eine größere Praxis in der kleinen Stadt gewöhnt, empfand ich den Mangel derselben um so schmerzlicher in der Residenz.

Ich sprach deshalb mit einem älteren, erfahrenen Collegen, der mir aus früherer Zeit befreundet war.

„Haben Sie Familienverbindungen oder Connexionen?“ fragte dieser.

„Nein!“

„Können Sie eine Equipage halten?“

„Nein!“

„Sind Sie mit einem unserer berühmten Collegen so genau bekannt, daß er Sie zum Assistenten wählen würde?“

„Nein!“

„Dann gebe ich Ihnen den Rath, sich auf eine Specialität zu werfen. Haben Sie sich vielleicht mit der Epilepsie hauptsächlich beschäftigt?“

„Nein!“

„Das schadet nichts. Kündigen Sie nur dreist in den Zeitungen irgend ein Geheimmittel für diese, oder irgeng eine beliebige Krankheit an, dann wird es Ihnen nicht mehr an Patienten fehlen.“

„Aber, mein Gott! ich müßte ja lügen, ich wäre der ärgste Charlatan. Dazu kann und werde ich mich nie verstehen.“

„Dann müssen Sie allerdings Geduld haben und ruhig abwarten, denn ohne Charlatanerie geht es in keiner großen Stadt und am wenigsten in Berlin.“

Ich dankte dem wohlmeinenden Mann für seinen guten Rath, machte aber keinen Gebrauch davon und verließ mich auf meine Kenntnisse und mein redliches Streben. Diese aber halfen mir nicht viel, und es vergingen Monate in Berlin, ehe ich das Gesicht eines Patienten zu sehen bekam. Trotzdem ich vor Mangel geschützt war, wurde mir dieser Zustand immer unerträglicher. Ich stellte allerlei traurige Betrachtungen über die Lage der Aerzte an. Man kann dreist annehmen, daß mehr als die Hälfte derselben dem Proletariate angehört, wenn sie nicht von Hause ein kleines Vermögen besitzen. Der Theologe, der Jurist und der Lehrer wird vom Staate angestellt und nach beendeter Prüfung besoldet. Ihnen wird die Gelegenheit geboten, ihre Kenntnisse und Fähigkeiten geltend zu machen. Nur der Arzt ist dem Zufall Preis gegeben. Was nützt ihm sein Wissen, sein Talent, das er nicht verwerthen kann, so lange es ihm an Patienten fehlt? Er erliegt der Concurrenz, der Charlatanerie. Eine elegante Einrichtung, eine Equipage, die Protection eines einflußreichen Gönners sind für ihn mehr werth als Geist, Gelehrsamkeit und praktisches Geschick.

Aehnliche Klagen stimmte ich im Stillen an, während ich mich aus Mangel an Beschäftigung bald in Berlin zu langweilen anfing. Meine Melancholie stieg noch durch die anhaltend schlechte Witterung, welche in der letzten Zeit mich am Ausgehen hinderte. Es regnete fortwährend, und ich war daher ganz

allein auf meine trübselige Gesellschaft angewiesen. In einer jener finstern Novembernächte hatte das Unwetter den höchsten Grad erreicht. Der Wind heulte durch die Straßen wie ein losgelassenes Unthier. Saùsend fuhr er durch die Schornsteine und warf von den Dächern die Ziegel und das Flachwerk schmetternd herab. Ein Gemisch von schweren Regentropfen und feuchten Schneeflocken fiel unaufhörlich vom Himmel nieder und klatschte gegen die Fensterscheiben. Aus den Traufen und Blechröhren rieselte das Wasser in ununterbrochenem Strom. Dabei herrschte ein dicker, naßkalter Nebel, durch den die Gasflammen wie rothe Punkte schimmerten. Man konnte nicht zwei Schritte weit sehen. Die berühmten Berliner Rinnsteine hatten sich in rauschende Bäche verwandelt und das Trottoir war mit Schmutz bedeckt.

Ich hatte mich zeitig zu Bette gelegt und in die schützende Decke eingehüllt. Ein unaussprechliches Gefühl von Wohlbehagen überkam mich, wie ich so warm und geborgen auf meinem Lager mich befand. An eine nächtliche Störung dachte ich nicht mehr. Der Klingelzug meiner Nachtglocke war vollkommen eingerostet. Keine Hand hatte ihn bisher berührt. Bald schlief ich auch ruhig ein und sah im Traume wenigstens mein Empfangzimmer von Patienten angefüllt.

Da glaubte ich den Ton einer Glocke zu vernehmen. Sicher war es nur eine Fortsetzung meines Traumes. Wer sollte auch in einer solchen Nacht mich rufen? Meine lebhafte Phantasie hatte mich nur getäuscht. Ich schlief ruhig weiter.

Jetzt klingelte es schon stärker.

Es ist doch wirklich merkwürdig, wie der Geist während des Schlafes thätig bleibt und sich ausschließlich mit den Vorstellungen beschäftigt, welche ihn auch während des Tages in Anspruch nehmen. Mit diesem psychologisch-physiologischen Gedanken drehte ich mich auf die andere Seite um und begann von Neuem zu schnarchen.

Nun riß es aber mit aller Kraft an der Glockenschnur,

bald anhaltend und mit unermüdlicher Ausdauer, bald in kurzen, abgebrochenen Zügen, zuletzt ohne alle Pause und Zwischenzeit.

Das konnte länger kein Irrthum sein: Mit einem Satze sprang ich aus dem warmen Bett, machte Licht und öffnete das Fenster. Bei der großen Finsterniß konnte ich keine menschliche Gestalt erspähen.

„Wer ist da?“ fragte ich in die finstere Nacht hinaus.

„Ich, Herr Doktor!“ antwortete von Unten eine feine Knabenstimme. „Ich habe schon so lange geklingelt, machen Sie nur schnell und kommen Sie mit mir. Mutter ist krank und hat mich hergeschickt.“

Ich zog mich so schnell als möglich an, obgleich mir die Störung in einer solchen Nacht eben nicht allzu willkommen war. Beim Oeffnen des Fensters hatte ich erst alle Schrecken des herrschenden Unwetters gesehen und gehört. Es fiel mir schwer, die warme Stube zu verlassen und in die kalte, rauhe Luft zu treten; doch mich rief die Pflicht, und der Gedanke, endlich einen Patienten zu finden, drängte bei mir alle unangenehmen Gefühle in den Hintergrund. Ich hüllte mich in meinen Mantel, nahm den Regenschirm und verließ das Haus. Draußen vor der Thüre fand ich den kleinen Boten, der mich erwartete, zitternd vor Kälte und zusammengekauert.

„Wo wohnt ihr denn?“ fragte ich den Knaben.

„Im Voigtlande,“ versetzte dieser, während er sich anschickte, mit einer kleinen Laterne mir voran zu leuchten.

Ich gestehe, daß ich durch diese Antwort nicht eben freudig überrascht wurde. Das Voigtland lag mindestens noch eine halbe Stunde von meiner Wohnung entfernt, und seine Bewohner stehen, wie allen Berlinern bekannt ist, nicht eben in dem allerbesten Ruf. Viele bestrafte Verbrecher hausen dort und Schläge oder Schimpfwörter sind oft das einzige Honorar, worauf man mit einiger Sicherheit rechnen darf. Mir blieb jedoch keine Wahl. Der Junge that so kläglich und schilderte

mir den elenden Zustand seiner kranken Mutter mit so lebhaften Farben, daß ich jeden Gedanken an eine Umkehr nach meiner warmen Wohnung wieder aufgegeben hätte, wenn auch ein solcher in meiner Seele aufgestiegen wäre. Selbst der gewissenhafteste Leser aber würde jedoch einen derartigen Entschluß in jener Nacht gerechtfertigt haben. Es regnete und schneite, als ob sich alle bösen Geister wider mich verschworen hätten. Der Wind hatte meinen Regenschirm sofort unbrauchbar gemacht und gänzlich umgedreht. Bei dieser Umkehr brachen einige Fischbeinstäbe und rissen mir in dem neuen seidenen Parapluie mehrere entsetzliche Löcher, so daß besagter Regenschirm für immer zum Invaliden wurde und seit jener denkwürdigen Nacht keine Dienste mehr verrichten konnte.

Ueberhaupt war diese nächtliche Wanderung nicht ohne Lebensgefahr und mit allerlei gefährlichen Abenteuern verbunden. Zuweilen griff der Sturm mit unsichtbarem Arm nach meinem Haupt, um mir den triefenden Hut herabzureißen, den ich gewaltsam mit beiden Händen festzuhalten suchte. War durch diese Bewegung mein Mantel bloß gegeben, so zerrte der muthwillige Feind mit Leibeskraft an diesem Kleidungsstück, trieb mir den Kragen über das Gesicht und hüllte mich in völlige Finsterniß. Mitunter packte mich der windige Geselle um den Leib und versuchte mich vom Boden aufzuheben. Da ich aber nicht die Leichtigkeit einer Schneiderseele besaß, so leistete ich einen männlichen Widerstand und spottete seiner Tücke. Ergrimmt über meinen Sieg jagte er mir einen Regenschauer mit Eisflocken in's Gesicht. Wenn ich mich dann vor Aerger verdrießlich schüttelte, hörte ich sein höhnisches Gelächter und schadenfrohes Jauchzen. Prasselnd stürzten von den Dächern die schweren Ziegelstücke vor meinen Füßen nieder, und ich hatte von Glück zu sagen, daß ich nicht getroffen wurde. Kurz, es war eine schreckliche Nacht voll Heulen, Rauschen, Krachen, Klirren und Toben, von einem wahren Höllenconcert, einer infernalischen Katzenmusik begleitet.

Auch der Weg, auf dem wir wandelten, war nicht der angenehmste. Das Trottoir war schmutzig und schlüpfrig, so daß wir bei jedem Schritt ausglitten. Zuletzt verschwand es gänzlich und wir wateten auf gut Glück durch Dick und Dünn. An einzelnen Stellen hatte der Regen bereits ganz ansehnliche Pfützen gebildet, welche wir als geschickte Turner überspringen mußten, an andern Orten geriethen wir in ein tiefes Loch, aus dem ich mich nur mit Hinterlassung eines Ueberschuh's retten konnte. Zum Glück war der Knabe mit seiner Laterne da. Bei ihrem Schimmer stellten wir die nöthigen Nachforschungen nach dem Verunglückten an, und es gelang uns noch mit Mühe, ihn aus dem Abgrund wieder heraus und über meine Stiefel zu ziehen. Das schwache Licht der Leuchte war somit mein einziger Trost; ohne sie hätte ich verzweifeln müssen, in diesem Chaos von Koth und Finsterniß mich zurecht zu finden. Wie ein verwünschter Kobold gaukelte der Laternenträger vor mir her und beleuchtete die Seen und Abgründe, an denen ich vorüberschreiten mußte.

So hatten wir eine tüchtige Strecke zurückgelegt. Mein Mantel war jetzt vollkommen durchgeweicht und ich empfand bereits das angenehme Gefühl, welches uns zu beschleichen pflegt, wenn die Nässe allmälig bis auf die bloße Haut dringt. Von meinem Hute strömte ein kleiner Wasserfall und die so gebildete Cascade stürzte sich über meine beiden Ohren und den Hinterkopf nach dem Nacken zu, wo die Fluthen einen ganz ansehnlichen Bach bildeten, der sanft und gemüthlich längs dem Rücken niederrieselte. Meine Lage fing mir an unerträglich zu werden und ich sehnte mich ernstlich, an das Ziel meiner Wanderung und in's Trockene zu gelangen.

Bei der herrschenden Finsterniß war es mir nicht möglich, mich genau zu orientiren, was mir um so schwerer fallen mußte, da ich die verrufene Gegend nach langer Zeit heut zum erstenmale wieder besuchte. Ich merkte nur, daß wir mehrere mir gänzlich unbekannte Straßen und Gäßchen passirt, an verschie-

denen Ecken und Häusern vorbeigekommen waren. Bei dem matten Schimmer der Gaslaternen sah ich wenigstens so viel, daß ich mich noch in einem bewohnten Stadttheil befand. Zuweilen schlüpfte auch wohl eine verhüllte Gestalt an mir vorüber, die ich für eine menschliche halten konnte. Nach und nach aber wurden diese tröstlichen Zeichen der Civilisation und Menschennähe immer seltener, die Entfernungen von einem Hause zu dem andern immer größer. Wir kamen an wüsten Bauplätzen vorüber, an einsamen Höfen, welche in einer solchen Nacht und in einer solchen Gegend besonders allerlei traurige Gedanken und Ahnungen erwecken können.

Ich gestehe, daß ich ungeduldig wurde. Mehr als einmal richtete ich die Frage an den Knaben, ob die Wohnung seiner Eltern noch weit sei.

„Nur ein Endchen," lautete die Antwort.

Und dieses Endchen dehnte sich in der schrecklichen Nacht, als wäre es eine Schnur von Gummi Elasticum, ein Pendant zu der Ewigkeit.

Von Neuem schritt ich tapfer los auf ungebahnten Wegen, in fremder Region. Mir war ungefähr zu Muthe, wie den Reisenden, welche in das Innere von Afrika oder Central-Amerika vordringen. Bei jedem Schritte glaubte ich, auf irgend ein gefährliches Abenteuer, auf einen feindlichen Neger- oder Indianerstamm zu stoßen. Die Quellen des Nils, das Mondgebirge und die Kordilleren konnten mir nicht unbekannter sein, als die Gegend, in der ich mich befand. Dazu kam dies Wetter, welches an die Regenzeit der Tropengegend stark erinnerte. Zuletzt verschwanden die Häuser gänzlich und mit ihnen die Gaslaternen, welche mir noch ein Gefühl von persönlicher Sicherheit eingeflößt hatten. Auch die letzten Spuren europäischer Bildung, Constabler und Nachtwächter, waren nicht mehr sichtbar. Ich befand mich an den Grenzen der gekannten Welt. Hier hörte wirklich Alles auf.

Jetzt regten sich in meinem Hirn allerlei phantastische Ge-

danken. Mir fielen verschiedene Räuber- und selbst Geistergeschichten ein. Der verwünschte Knabe, welcher mit der Laterne vor mir her tanzte, kam mir immer mehr wie ein flackerndes Irrlicht vor, das mich direct nach einem gefährlichen Sumpf verlocken wollte. Bald huschte die kleine Flamme Rechts, bald Links, zuweilen drohte sie ganz zu verlöschen und dann flammte sie wieder empor und warf ihren grellen Schein auf eine Pfütze, oder einen dürren Baum, der hier und da am Wege stand. Das Aussehen des Buben konnte einem in dieser Meinung nur bestärken. So weit ich seine Physiognomie und Figur bei dem unsichern Schimmer der Laterne zu sehen vermochte, verriethen beide etwas Koboldartiges. Er war ein ächtes Berliner Kind, klein, blaß, schmächtig, mit pfiffigen Augen und einem breiten, grinsenden Mund. Mitunter drehte sich der Knabe nach mir um, wahrscheinlich um sich zu überzeugen, daß ich ihm auch folgte, dann schien es mir, als hörte ich ihn höhnisch in mich hinein kichern und mich auslachen. Wann er sich erst meiner Anwesenheit versichert hatte, sprang er wieder mit seiner Laterne fort und ich mußte ihm folgen; ich mochte wollen, oder nicht.

Endlich riß mir die Geduld.

„Zum Teufel, Junge! wohin führst du mich?“ fragte ich ihn aufgebracht.

„Wir sind gleich da,“ versetzte er unbefangen. „Sehen Sie das kleine Haus, dort wohnen wir.“

Er deutete bei diesen Worten nach einem fernen Punkte. In der That glaubte ich auch trotz der Dunkelheit die Umrisse eines Hauses wahrzunehmen. Die lichten Flecken dran mußten die erleuchteten Fenster sein. Ich gab mich zufrieden, weil ich mein Ziel so nahe sah. Schweigend gingen wir weiter, und ich überzeugte mich bald, daß der Knabe mich nicht belogen hatte. Ein kleines, einzelstehendes Gebäude trat immer deutlicher hervor. Ich vergaß schnell alle ausgestandenen Mühseligkeiten, in der Hoffnung, daselbst ein Unterkommen zu finden und meine durchnäßten Kleider zu trocknen.

Wir waren nur noch höchstens dreißig Schritt entfernt. Der Regen hatte indeß auch etwas nachgelassen. Durch die zerrissenen Wolken blickte hier und da ein Stern, und selbst der Mond zeigte zuweilen sein grämliches Angesicht. Ich konnte sogar bei seinem Schein die Mauern erkennen, welche den Hof umgaben. Plötzlich tauchte hinter einem Bretterzaun eine menschliche Gestalt hervor und huschte über unsern Weg. Es war ein Knabe, gerad' wie mein Begleiter, nur mochte dieser um zwei oder drei Jahre älter sein.

„Bist Du's, Fritze?“ fragte der Andere meinen Führer.

„Freilich bin ich's.“

„Bringst Du den Doktor mit?“

„Ja! da steht er hinter uns.“

„Laß' ihn laufen, wir haben schon einen andern und brauchen den nicht mehr.“

Ehe ich mich noch in dies Gespräch hineinmischen oder mich besinnen konnte, war die kleine Laterne ausgelöscht und die beiden Buben waren verschwunden.

Ich stand allein in der tiefsten Finsterniß.

Der Mond hatte sich ebenfalls wieder verborgen und trat nicht mehr aus dem schwarzen Gewölk hervor. Was blieb mir übrig? Ich mußte meinen Rückweg unter eben so schwierigen Umständen wie Xenophon und Napoleon antreten.

Erst gegen Morgen kam ich in meine Wohnung so naß wie ein Schiffbrüchiger an. Ich hatte auf diesem merkwürdigen Wege meine Gummischuhe in verschiedenen Löchern stecken lassen, meinen Regenschirm vollkommen ruinirt. Mein Hut konnte sich nie mehr von dieser Strapaze erholen, obgleich ich ihn für wasserdicht gekauft hatte. Meine Stiefel mußte ich fortwerfen, da sie später so sehr zusammenschrumpften, daß ich sie nicht wieder anzuziehen im Stande war. Die übrige Garderobe hatte mehr oder minder gelitten. Ich selbst lag mehrere Tage in

Folge einer schweren Erkältung zu Bette. Der Regen hatte jedoch ein Gutes. Für einige Zeit war meine Begierde nach Praxis wieder abgekühlt und ich sah mit mehr Ruhe und ohne Neid die Equipagen meiner glücklicheren Collegen unter meinem Fenster vorüberfahren.

VIII.

Ein Bild aus den Hinterhäusern.

Wer durch die großartigen Straßen der Residenz wandert, und die oft palastartigen Façaden der Vorderhäuser sieht, der kennt nur die täuschende Oberfläche, die glänzende Außenfläche der großen Stadt, während ihm die Kehrseite der Medaille verborgen bleibt. Wenn diese auch wieder verlockend und anziehend erscheint, so fehlt es ihr darum nicht an einer tieferen, socialen Bedeutung. Die Hinterhäuser bilden mit ihren Bewohnern eine ganz besondere Welt, voll der eigenthümlichsten Charaktere, Sitten und Lebensanschauungen.

Hier finden wir die seltsamsten Existenzen, die originellsten Gestalten, die verschiedensten Altersstufen, Bildungsgrade und Menschenschicksale, den fleißigen Arbeiter und den unverbesserlichen Trunkenbold, den rohen Proletarier und das verkannte Genie, das unschuldige Kind und die liederliche Dirne, den ehrlichen Handwerker und den bestraften Verbrecher. Tugend und Laster wohnen häufig auf derselben Flur, nur durch eine dünne Bretterwand getrennt. Hier sieht man wunderbare Erscheinungen, verschollene Menschen, die Ausgestoßenen der Gesellschaft, vergessene Leute, die weder Freunde noch Angehörige haben, lebende Todte, die Niemand kennt, groteske Männer und Frauen, die nur selten aus ihrem Versteck an das Tageslicht kommen

und dann mit einem lauten „Halloh!" bei ihrem Erscheinen von der wilden Straßenjugend begrüßt werden.

Die Hinterhäuser sind eine unbekannte Region, in die nur der Polizeibeamte, der Armenvorsteher, der Executor, der Arzt und der Todtengräber zuweilen einen Blick wirft. Ich selbst lernte in der Eigenschaft eines angestellten Armenarztes in meinem Stadtviertel dieselben und ihre Bewohner näher kennen. Bei Tag und bei Nacht wurde meine Hilfe in Anspruch genommen, so daß ich hinlänglich Gelegenheit fand, mir die genauesten Lokalkenntnisse zu verschaffen.

Meist liegen die Hinterhäuser am Ende eines langen, schmalen Hofes, der mit allerlei Kehricht, Gerümpel, Wasserkarren und ähnlichen Gegenständen angefüllt ist. Fast immer findet man die Thüren von Kindern, Hunden und Katzen besetzt. Eine schmutzige Treppe führt unmittelbar zu den kleinen Wohnungen. Die enge Küche ist auf der Hausflur angebracht, aber nur kurze Zeit brennt auf dem rohen Herd das gastliche Feuer während des Tages. Viel Holz wird nicht verbraucht. Die Stuben sind niedrig, die Einrichtung beschränkt sich auf das Nöthigste. In der Mitte steht der unpolirte Tisch, an der Wand eine Anzahl größerer und kleinerer Bettstellen. Sopha und Schränke gelten als unerhörter Luxus. Trotzdem ist jeder Winkel ausgefüllt und es gebricht häufig an dem nöthigen Raum, da die Armen meist mit vielen Kindern gesegnet sind. Es scheint oft ein Räthsel, wie all die Personen neben einander wohnen und in der kleinen Stube zusammen leben. Man richtet sich eben ein, so gut man kann, und schläft im Nothfall auf der bloßen Diele, mit einer leichten Decke vor der Kälte geschützt.

Der Mann sitzt am Fenster bei seiner Arbeit; die Mutter steht in der Küche, wäscht und kocht, die Töchter nähen vor der Thüre, auf der Hausflur, oder gehen schon des Morgens vor Tagesanbruch in die Fabriken, die älteren Knaben sind in der Schule, oder treiben sich auf der Straße herum, wo sie Schwefelhölzer oder

Stecknadeln feil bieten, die jüngeren Kinder liegen in den Wiegen, wo sie entweder schlafen oder schreien. Dieses Bild bietet so ziemlich jedes Hinterhaus mehr oder minder dar. Vom Keller bis zum Dach hinauf wimmelt es von Menschen wie in einem vollgepfropften Bienenstock, nur mit dem Unterschied, daß die Zellen nicht so sauber und zierlich sind, wie die der Bienen. Die Luft ist meist verdorben, mit mephitischen Ausdünstungen geschwängert, die aus den schmutzigen Rinnsteinen und Düngergruben aufsteigen; die Wände feucht und kalt, die Fenster klein, die Scheiben erblindet, so daß die Sonnenstrahlen nur mühsam durchdringen. Sie beleuchten vielen Jammer, viel Elend, Noth und Armuth. —

Doch auch unter den Hinterhäusern giebt es große Unterschiede in Bezug auf Aussehen und Bequemlichkeit, grade wie sich unter den Bewohnern die verschiedensten Rang- und Standesstufen bemerkbar machen. Die pensionirte Beamtenwittwe im ersten Stockwerk verkehrt nicht mit der Frau des Schuhflickers oder Korbflechters in der dritten Etage. Sie hat bessere Zeiten gesehen und rühmt sich ihres vornehmen Umgangs und ihrer angesehenen Verwandten, die jedoch keine Notiz von ihr nehmen wollen. Die junge Prostituirte möchte gern mit den Töchtern der Wäscherin sich bekannt machen, aber diese hat mit Recht ihren Kindern jeden Verkehr mit der anrüchigen Person verboten.

Ein wurmstichiges Sopha, ein alter Seidenhut verleiht dem Besitzer ein gewisses Ansehen unter den Hinterhäuslern und giebt ihm ein Uebergewicht. Wer morgens früh den dünnen Kaffee aus der Porzellantasse trinkt, der spricht nicht mit dem, der nur eine Wassersuppe aus irdener Schüssel genießt. Auch hier hat sich noch eine Aristokratie des Proletariats, ein Adel der Armuth und Standesunterschiede gebildet. Nur die Gleichgestellten leben in vollkommener Eintracht, besuchen einander und helfen sich gegenseitig. Man borgt vom Nachbar bald ein Häufchen Kohlen, bald ein Dreierlicht, zuweilen selbst ein

Stück Brod für die hungernden Kinder. Der Arme verläßt den Armen nicht und es herrscht hier weit mehr Vertrauen und Opferfähigkeit, als in der vornehmen Gesellschaft.

Ich habe in meiner Stellung viel Elend und Schlechtigkeit in den Hinterhäusern kennen gelernt, aber auch viel Edelmuth, Gutmüthigkeit und Tüchtigkeit; viele gemeine und lasterhafte Menschen, aber auch manche respektable Familie, die ich trotz ihrer Armuth, oder vielmehr wegen ihrer Armuth achten und schätzen mußte. Eine solche war die der bereits genannten Wäscherin, Frau Röhricht. Die Mutter arbeitete vom frühen Morgen bis zum späten Abend; zwei Töchter von achtzehn und fünfzehn Jahren unterstützten sie dabei und beschäftigten sich außerdem mit Coloriren von Stickmustern; ein Knabe von zwölf Jahren ging noch in die Schule und sang, da er eine gute Stimme besaß, im Domchor mit, wofür er eine kleine Entschädigung erhielt. Von diesen geringen Einkünften lebte die ganze Familie zwar spärlich, aber glücklich und zufrieden.

Die ältere der beiden Schwestern hatte einen wackeren Handwerker kennen gelernt, dem nur das nöthige Geld fehlte, um Meister zu werden und das Mädchen als seine Frau heimzuführen. Die Mutter hatte gegen das Verhältniß nichts einzuwenden, da der Tischlergeselle ein ordentlicher, fleißiger Mann war, der seine Feierabende statt in der Schenke im Kreise der ehrenwerthen Familie zubrachte. Man plauderte, scherzte, lachte und baute Luftschlösser für die Zukunft. Die armen Leute waren trotz ihrer beschränkten Lage glücklicher als viele Reiche.

Ein Unfall begann jedoch ihre Heiterkeit zu trüben. Die Mutter hatte sich im Winter bei ihrer ungesunden Beschäftigung eine starke Erkältung zugezogen. Als ich zu ihr gerufen wurde, fand ich leider die Symptome der beginnenden Lungenschwindsucht. Was in meinen Kräften stand, wendete ich an, um die gefährliche Krankheit zu bekämpfen, obgleich ich wenig oder gar keine Hoffnung hatte. Kein Leiden ist jedoch trügerischer als das genannte. Zuweilen tritt ein Stillstand, oder

anscheinende Besserung ein, die drohenden Anzeichen verschwinden, um in nächster Zeit nur um so stärker und verderblicher hervorzutreten. Dies war auch hier der Fall; im Frühling und Sommer befand sich die Patientin leidlich, dagegen trat im darauf folgenden Herbst eine auffallende Verschlimmerung ein: die Kranke wurde immer elender und sah sich endlich gezwungen, ihre Arbeit, die sie trotz meiner Warnungen noch fortsetzte, gänzlich einzustellen.

Das war ein harter Schlag für die bisher so glückliche Familie, die sich ihrer Ernährerin beraubt sah. Obgleich die Töchter ihre Anstrengungen verdoppelten, so waren sie doch nicht im Stande, den Ausfall zu ersetzen. Außerdem verursachte die Krankheit manche nothwendigen Ausgaben. Zwar erhält der Arme Arzt und Medicin unentgeltlich, aber wer verschafft ihm die unentbehrlichen Erquickungen und Erleichterungen, welche in keinem Armenrecht mit einbegriffen sind? Ich habe wenig Leidende in meiner Praxis gefunden, welche ihre Lage mit so vieler Resignation und Geduld ertrugen, als die arme Wäscherin. Keine Klage entschlüpfte ihren bleichen Lippen, nur der Gedanke an ihre verlassenen, hülflosen Kinder entpreßte ihr zuweilen einen schmerzlichen Seufzer.

Diese thaten was in ihren Kräften stand; sie wichen nicht von dem Lager der Mutter und darbten, um der Kranken eine Labung zu verschaffen. Bald brachten sie ihr die beste Milch, bald eine reife Frucht, eine saftige Pfirsich oder eine süße Weintraube. Diese anscheinend geringfügigen Gegenstände waren wahrhafte, große Opfer. Um eine Weintraube, die ich besonders empfohlen hatte, zu kaufen, mußte oft die ganze Familie auf ihr Abendbrod verzichten, oder bis nach Mitternacht arbeiten. Dabei suchten Alle diese Entbehrungen der Kranken sorgfältig zu verbergen; denn wenn diese die geringste Ahnung davon gehabt hätte, so würde sie gewiß das Opfer nicht angenommen haben. Wie viel Selbstverleugnung, edle Gesinnung, rührende Liebe und ergreifende Hingebung fand ich bei diesen armen Bewohnern des Hinterhauses!

Auch der Verlobte der älteren Tochter ließ es daran nicht fehlen; er theilte redlich den mäßigen Erwerb seiner Händearbeit, zu dessen Annahme er die Mutter oft durch List und Gewalt zwingen mußte, da sie den Stolz der Armuth besaß, der hier weit öfter angetroffen wird, als man glaubt. Meine Aufgabe beschränkte sich unter diesen Umständen auf ein Hinhalten und möglichstes Verzögern des gefürchteten Endes. Zuweilen unter besonders günstigen Umständen gelingt es dem Arzt, Jahre lang dem Tode seine Beute nicht zu entziehen, aber vorzuenthalten. Da der Patientin der Genuß der Trauben eine wesentliche Besserung und Erleichterung verschaffte, so hielt ich eine vollständige Traubenkur für dringend geboten. Ich hütete mich jedoch, der armen Familie dies neue große Opfer aufzulegen, da sie sicher diese Ausgabe nicht erschwingen konnte, obgleich sie sicher den Versuch gemacht hätte.

Statt dessen zog ich es vor, mit dem Armenvorsteher zu sprechen und ihn um eine außerordentliche Unterstützung für die arme Patientin anzugehen. Derselbe beschied mich abschläglich, da in seiner Instruktion von einer so theuren Kur nichts verlautete. Das Einzige, was ich von ihm erlangte, war eine Empfehlung an den Baron von Walden, der an der Spitze verschiedener wohlthätiger Vereine stand. Wie ich wußte, gehörte der Baron zu den sogenannten „Frommen" der Residenz, deren ausgesprochene pietistische Richtung er theilte. Weit entfernt, die gewöhnlichen Vorurtheile zu hegen, da ich in diesen Kreisen manchen würdigen Mann, manche wahrhaft religiöse Frau in meiner Praxis kennen gelernt hatte, wendete ich mich an den Baron, der mich mit der größten Artigkeit empfing und sogleich bereit war, meiner Patientin zu helfen.

Trotz dieses günstigen Erfolges konnte ich mich eines leisen Mißtrauens nicht erwehren, da das Aeußere des frommen Herrn mir keine besondere Sympathie für ihn einflößte. Er schien ein angehender Dreißiger zu sein, sah aber sehr verlebt aus. Das dunkle, spärliche Haar, welches die kahle Platte

durchschimmern ließ, trug er sorgfältig gescheitelt, mit einem gottseligen Bürstenstrich. Das glattrasirte Gesicht zeigte jenen ölig gesalbten Anstrich, den ich bei den sogenannten Frommen häufig als ein charakteristisches Merkmal vorgefunden habe. Seine kleinen, lauernden Augen blickten unruhig und scheu hinter den blauen Gläsern der goldenen Brille hervor. Besonders mißfiel mir der stark aufgeworfene Mund, der für den Physiognomiker als ein sicheres Kennzeichen sinnlicher Begierden gilt. Sein ganzes Benehmen zeigte eine süßliche Freundlichkeit, eine mir unangenehme Mischung von weltmännischer Abgeschliffenheit und pietistischer Demuth, so daß er mir halb wie ein Dandy, halb wie ein Jesuit erschien. Ich war jedoch nicht gewohnt, dem ersten Eindruck zu folgen, da ich schon oft die Erfahrung gemacht habe, wie leicht man sich in dieser Beziehung täuschen kann. Auch in diesem Falle kam ich im Verlauf meiner längeren Unterhaltung von meinem Vorurtheil zurück, indem ich den Baron nur von der besten Seite kennen lernte.

„Ihre Fürsprache und die Empfehlung des mir persönlich bekannten Armenvorstehers genügen mir vollkommen. Sagen Sie mir nur, womit ich der armen Frau dienen kann, was ich für dieselbe thun soll?“ fragte der Baron mit liebenswürdiger Freundlichkeit.

„Ich halte eine Traubenkur für nützlich. Nur der Kostenpunkt hat mich bisher abgehalten, sie der Kranken zu verordnen.“

„Warum haben Sie sich nicht sogleich an mich gewendet? Ich kenne keine größere Freude, als meinen Nebenmenschen zu helfen. Ich werde der armen Frau die Trauben selbst liefern und mich bei dieser Gelegenheit mit ihren Verhältnissen bekannt machen.“

„Das ist mehr, als ich zu bitten wage.“

„Nichts als Christenpflicht! Nur um Eins muß ich Sie ersuchen, lieber Herr Doktor: Reden Sie mit keinem Menschen darüber; die Linke soll nicht wissen, was die Rechte thut.“

Ich zürnte mit mir selbst, den edlen Mann so verkannt zu haben, und bat ihm im Stillen mein Unrecht ab. Welche Demuth, welche Bescheidenheit, welch ein warmes Mitgefühl für die leidende Menschheit! Jedes seiner Worte athmete die reinste, uneigennützige Liebe und Humanität. Wir unterhielten uns noch einige Zeit über meine Stellung als Armenarzt, über die Verhältnisse der Armen im Allgemeinen und der mich interessirenden Familie im Besonderen. Ich lernte an dem Baron einen feingebildeten Mann kennen, dem das Wohl der unteren Volksklassen ernstlich am Herzen zu liegen schien, so daß ich mit der größten Achtung von ihm schied. Nur als er mir dabei seine Hand reichte, die sich kalt und feucht wie eine Froschhaut anfühlte, erwachte mein früherer Widerwille, den ich jedoch zu unterdrücken suchte. Um mein Mißtrauen vollends zu verscheuchen, genügte der Ruf und das Ansehen, das der Baron genoß, der, wie ich zufällig erfuhr, mit der Tochter eines mir bekannten, sehr reichen Rentiers seit einigen Wochen verlobt war, welche allgemein für eine der glänzendsten Partieen der Residenz galt.

Ich fand bereits am nächsten Tage, daß der Baron Wort gehalten. Als ich meine Patientin besuchte, fiel mir sogleich ein Korb mit den schönsten Weintrauben in die Augen. Die ganze Familie war von der Freundlichkeit, Herablassung und der herzlichen Theilnahme des edlen Wohlthäters begeistert und entzückt. Die Kranke konnte kaum Worte für ihren Dank finden; sie nannte ihn einen Engel, einen Boten des Himmels. Der gute Herr hatte länger als eine Stunde vor ihrem Bett gesessen und sie getröstet. Auch die beiden Töchter waren ganz bezaubert von seinem freundlichen Benehmen und strömten von seinem Lobe über. Ich freute mich mit ihnen und bestärkte sie in ihrer guten Meinung. Regelmäßig erhielt die Leidende ihre Weintrauben, die in der That ihren günstigen Einfluß auf die Krankheit bewährten. Außerdem ließ es der Baron nicht an sonstigen Unterstützungen fehlen, deren die Familie sehr bedürf-

tig war. Er selbst verschmähte es nicht, die Armen in ihrer Wohnung zu besuchen und die beschwerliche Treppe zu ihnen hinaufzusteigen. Sein Interesse an der Patientin und auch an der übrigen Familie schien mit jedem Besuch zu wachsen. Zuerst kam er wöchentlich nur ein Mal, um nachzusehen, später alle drei bis zwei Tage. Zuweilen begegnete ich ihm auch, und wenn ich ihm dann meine Achtung und Bewunderung zu erkennen gab, lehnte er bescheiden und verwirrt jeden Dank ab. Dennoch beschlich mich unwillkürlich in seiner Nähe ein Zweifel an der Aufrichtigkeit des edlen Barons, ohne daß ich eigentlich eine gegründete Ursache hatte.

Meine Patientin hatte sich unterdeß durch den Genuß der Weintrauben sehr erholt. Sie hustete weniger, ihr Puls war ruhiger. Das Fieber hatte nachgelassen und sie sah weit besser und gesünder aus. In demselben Maße aber, wie ihr körperlicher Zustand sich günstiger zeigte, erschien ihr Geist niedergeschlagen und betrübt. Sie verlor jene Seelenruhe und den inneren Frieden, die sie sich bisher unter allen Leiden und Entbehrungen zu wahren gewußt hatte. Zuweilen fand ich sie in Thränen; ich hörte sie tief seufzen und zwar ohne Grund, da sie weder über Schmerzen noch Sorgen klagen konnte. Früher hatte sie mitunter in der Bibel oder im Gesangbuch gelesen, jetzt legte sie die Erbauungsschriften nicht mehr aus der Hand, welche ihr, wie ich hörte, der Baron selbst gebracht hatte. Dieselben gehörten jener Tractätlein-Literatur an, die nicht selten aller Vernunft Hohn spricht uud im Volke mehr Schaden als Nutzen stiftet. Wenn ich die Kranke beim Lesen dieser Schriften überraschte, so suchte sie mir Inhalt und Titel zu verbergen. Im Anfange legte ich kein Gewicht darauf, allmälig aber war ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß meine Patientin durch eine derartige Lecture aufgeregt und verstimmt wurde. Die Besuche des frommen Barons erschienen mir keineswegs so harmloser Natur, wie ich anfänglich geglaubt hatte, so daß ich einen besonderen Zweck muthmaßte.

Nicht minder fiel mir das gänzlich veränderte Wesen der älteren Tochter auf. Pauline war ein reizendes Mädchen von achtzehn Jahren, das Bild der Gesundheit und Jugendfrische. Die volle, feurige Brünette konnte mit ihren dunklen, flammenden Augen selbst das vertrocknete Herz eines Heiligen entzünden. Ein Kranz von schwarzen Haaren umschlang den schönen Kopf. Jede der runden Wangen zeigte ein rosiges Grübchen, worin, wie man zu sagen pflegt, der Schalk saß. Um den kirschrothen Mund, dessen schwellende Lippen zum Küssen einluden, schwebte sonst ein heiteres Lächeln, aber jetzt sah sie stets finster und ernst aus. Selten sprach sie ein freundliches Wort und den ganzen Tag war sie trüb und in Nachdenken versunken. Ich glaubte nicht zu irren, wenn ich den Grund dieser traurigen Umwandlung einer jener Zänkereien zuschrieb, die bei Liebenden nicht selten vorkommen und gewöhnlich mit einer zärtlichen Versöhnung enden. Der Bräutigam schien mir zur Eifersucht geneigt, obgleich Pauline ihm gewiß keine Gelegenheit dazu gab. Wenn ich ihm begegnete, machte er ein verdrießliches Gesicht, das noch mürrischer wurde, wenn er zufällig den Baron antraf, gegen den er einen ausgesprochenen Widerwillen zeigte, trotzdem der fromme Herr die besten Absichten mit dem Tischler hatte; was dieser freilich nicht wissen sollte.

Wie ich später erfuhr, hatte der Baron dem schönen Mädchen im Geheimen versprochen, dem Gesellen das nöthige Geld zu seiner Niederlassung zu geben, um das einzige Hinderniß, welches den Liebenden im Wege stand, zu beseitigen. Der edle Wohlthäter knüpfte nur daran eine Bedingung, welche die unschuldige Panline mit Abscheu zurückwies. Er ließ sich jedoch durch ihre Sprödigkeit nicht zurückschrecken und wurde immer dringender, da ihn ihr Widerstand nur noch mehr reizte. Grade in dem Augenblicke, wo er sie auf dem Hausflur mit seinen Armen umschlang und seiner Liebe versichern wollte, führte das Unglück den eifersüchtigen Bräutigam her, der in solchen Din-

gen keinen Scherz verstand. Mit einem raschen Griff faßte der starke Tischler den frommen Baron und warf ihn so unglücklich die steile Treppe herab, daß derselbe einen Rippenbruch davontrug. Auf sein Geschrei eilte das ganze Hinterhaus herbei, die Polizei wurde gerufen, und da die Verletzung nach dem Ausspruch des ebenfalls herbeigeholten Arztes so bedeutend und selbst lebensgefährlich war, der Thäter ohne Weiteres verhaftet.

Durch dieses Ereigniß wurde mit einem Schlage die arme Familie wieder in die traurigste Lage versetzt. Natürlich blieben die Unterstützungen fort; die Weintraubenkur, welche der Kranken so gut bekam, mußte aufgegeben werden und die bisher aufgehaltene Schwindsucht entwickelte sich in Folge der stattgefundenen Aufregung nur um so schneller, so daß meine Patientin dem Tode täglich entgegensah. Wieder einzig und allein auf sich selbst angewiesen, sah sich die unglückliche Familie dem Elend und der Noth preisgegeben. Jedes entbehrliche Stück wurde auf das Leihhaus getragen und versetzt, um der Kranken die nöthigsten Nahrungsmittel zu verschaffen und die Miethe für die Wohnung aufzubringen. Am unglücklichsten war die schöne Pauline, die zugleich um die Mutter und um den Geliebten weinte, der noch immer im Gefängniß festgehalten wurde.

Bleich und abgehärmt saß sie wenige Tage nach diesem Vorfalle an dem Lager der Sterbenden, als ein leises Klopfen an der Thür sie aus ihren trüben, verzweifelten Gedanken weckte. Sie öffnete und vor ihr stand eine junge schöne Dame, deren ganze Erscheinung ihre glückliche Stellung in der Gesellschaft verrieth, während das milde, freundliche Gesicht trotz aller Vornehmheit unwillkürlich Vertrauen einflößte.

„Ich komme," sagte die Fremde, „in einer wichtigen Angelegenheit zu Ihnen. Ich bin die Braut des Barons von Walden, der, wie ich höre, Sie öfters besucht hat, um Ihre Mutter zu unterstützen. Ich verlange jetzt, von Ihnen zu er-

fahren, weshalb Ihr Verlobter dem Wohlthäter Ihrer Familie dessen Güte so schlecht vergolten hat."

„O, mein gnädiges Fräulein," murmelte die arme Pauline verlegen, „fordern Sie nicht von mir ein so schmerzliches Geständniß!"

„Ich verlange nur die Wahrheit von Ihnen. Bedenken Sie aber, daß von Ihrem Ausspruch das Glück meines Lebens und vielleicht auch das Ihrige abhängt. Ich glaube, daß Sie mich nicht täuschen werden."

„Gewiß nicht!" versetzte die ehrliche Pauline. „Aber es fällt mir schwer, den Herrn Baron anzuklagen, dem wir, und besonders meine Mutter, zu so großem Danke verpflichtet sind."

„Trotzdem muß ich Sie bitten, mir nichts zu verschweigen. Sie wissen jetzt, wie nah mir der Baron steht. Sobald er genesen, wozu sein Arzt die beste Hoffnung giebt, soll ich seine Frau werden. Ich bin aber fest entschlossen, ihm nicht eher meine Hand zu reichen, bevor ich über den unglücklichen Vorfall den nöthigen Aufschluß erhalten."

„Sie lieben den Baron," entgegnete Pauline ausweichend.

„Ich habe ihn wenigstens bis jetzt geachtet und da meine Eltern diese Verbindung wünschten, bin ich seine Verlobte geworden und hoffte mit ihm glücklich zu werden," erwiederte die junge Dame mit einem leisen Seufzer. „Mein Vertrauen in den Charakter des Barons ist jedoch in letzter Zeit erschüttert worden; deshalb habe ich mich an Sie gewendet. Sie allein können meine Zweifel lösen und mich vor einem unglücklichen Loose bewahren. Deshalb beschwöre ich Sie, mir nichts zu verschweigen."

Nur die wiederholten dringenden Bitten der Fremden bewogen endlich die arme Pauline zu einem Geständniß, das den Stempel der reinsten Wahrheit trug, so daß die junge Dame mit der höchsten Achtung und Bewunderung für das tugendhafte Mädchen erfüllt wurde. Mit sichtlicher Bewegung hörte dieselbe die Erzählung von dem heuchlerischen Treiben des from-

men Barons, mit dem sie nur auf Wunsch ihrer Eltern sich widerstrebend verlobt hatte, während sie im Stillen einen Andern, zwar würdigeren, aber unbemittelten Bürgerlichen liebte.

„Sie haben mir," sagte die junge Dame, nachdem Pauline geendet hatte, „einen großen, ja den größten Dienst geleistet. Kommen Sie sogleich mit mir, damit Sie auch vor meinen Eltern Ihr Zeugniß wiederholen und den Heuchler mir entlarven helfen. Ihre Zukunft soll fortan meine Sorge sein."

Die Aussagen Paulinens machten einen so tiefen Eindruck auf den reichen Rentier und dessen Frau, daß diese noch an demselben Tage jede Verbindung mit dem Baron abbrachen. Zwar vermochten die der armen Familie jetzt reichlich zufließenden Unterstützungen nicht den Tod der Kranken aufzuhalten, aber sie starb mit dem Bewußtsein, daß ihre verlassenen Kinder diesmal einen wirklichen, uneigennützigen Wohlthäter gefunden hatten.

Auch das Loos des eifersüchtigen Tischlergesellen gestaltete sich günstiger, als er erwarten durfte. Wegen schwerer Körperverletzung angeklagt, wurde er unter der Annahme mildernder Umstände und mit Anrechnung der ausgestandenen Untersuchungshaft zu drei Wochen Gefängniß verurtheilt. Sobald er seine Strafe abgebüßt, erhielt er von dem Rentier an demselben Tage, wo dessen Tochter mit dem wahren Geliebten ihres Herzens sich verlobte, das nöthige Geld zu seiner Niederlassung, während die glückliche Braut für die Ausstattung Paulinens Sorge trug.

In dem Hinterhause, wo die Hochzeit gefeiert wurde, herrschte seitdem Glück und Zufriedenheit, nur das Andenken an die verstorbene Mutter trübte zuweilen die frohe Stimmung der glücklichen Familie. Der Baron aber war gleich nach seiner Wiederherstellung nach Italien gereist und soll, wie man sagt, in Rom katholisch geworden sein.

IX.

Die Gouvernante.

Trotzdem ich nicht nach Praxis jagte und die gewöhnlichen Mittel und Wege verschmähte, welche von vielen Kollegen leider eingeschlagen werden, mehrte sich die Zahl meiner Patienten mit jedem Tage. Ich habe oft im Leben die Bemerkung gemacht, daß man dann gesucht wird, wenn man nicht mehr selber sucht. Das Glück ist die launischste Göttin dieser Welt. Sie wendet ihren Anbetern und Verehrern oft den Rücken, während sie ihr Füllhorn über den ausschüttet, der sie stolz verschmäht, oder gar verachtet. Das ist einmal Frauenart und Fortuna ist ein Weib wie all die Andern auch. Was die Jugend sich wünscht, bringt das Alter in Fülle. Mit Ausdauer und Geduld pflückt man in Berlin wie überall Rosen, freilich erst nachdem man die Dornen hinlänglich gekostet hat. Es giebt nach meiner Meinung wenig große Städte, wo eine schnelle Karriere so selten vorkommt als in Berlin, dagegen erlangt man hier mit der Zeit eine sichere Existenz, wenn man nicht ganz ohne Talent und Lebensklugheit ist. Jeder Mensch ist ein Gewohnheitsthier, der Berliner aber ganz besonders. Trotz alles großstädtischen Wesens ist und bleibt er doch ein gutmüthiger Philister sein Leben lang. Mit der Zeit erhebt sich die Mittelmäßigkeit in seinen Augen zum Genie und ein ehrwürdiges Alter verleiht selbst der Bornirtheit eine Glorie. Aus dieser Thatsache erkläre ich mir den Erfolg so mancher geringen Capacität und den Ruf unserer bekanntesten Kritiker und Tagesschriftsteller. Halb Berlin schwört auf ihre Worte, obgleich ihre Schwäche längst mehr kein Geheimniß ist, aber die Macht der Gewohnheit giebt ihnen das Szepter der öffentlichen Meinung in die Hand und erhebt sie auf den Thron von grauem Löschpapier. — Aehnliche Er-

fahrungen habe ich auch in anderen Zweigen und an mir selber gemacht. Mit der Zeit gelangte ich zu einer ziemlich ansehnlichen und einträglichen Praxis. Ich wurde mit vielen wohlhabenden und selbst reichen Familien als Arzt bekannt. Ich that so manchen Blick in die Häuslichkeit und das Leben der höheren Stände. Nicht immer fand ich das Glück da, wo ich es mit Recht vermuthen durfte. Es fehlte auch hier nicht an Sorgen, Kummer und Krankheiten aller Art. Noch häufiger lernte ich eine Uebersättigung und Blasirtheit kennen, welche mit den gesteigerten Genüssen immer Hand in Hand geht und selbst die Jugend und das zartere Alter nicht verschont. Besonders leiden viele Frauen an diesem Uebel, welches sich oft zu einer vollkommenen Hysterie gestaltet. Die Schuld liegt zum großen Theil an der Kindererziehung. Erst in neuester Zeit ist in dieser Beziehung eine vortheilhaftere Umwandlung zum Besseren eingetreten. Man sucht auch den Körper der weiblichen Jugend durch Uebungen aller Art, Turnen, Schwimmen u. s. w. mehr zu kräftigen. Leider bleiben aber noch immer die übrigen Quellen unverstopft, aus denen die Hysterie ihren Ursprung nimmt. Die jungen Mädchen mit ihrem von Natur erregbareren Nervensystem treten viel zeitiger in's Leben ein, als die Knaben von gleichem Alter. Kaum sind sie konfirmirt, so werden sie von den eitlen Eltern in die Gesellschaft eingeführt. Ein Ball folgt dem andern, ein Vergnügen jagt das andere. Schon nach einigen Wintern welkt die blühende Schönheit hin. Statt der gesunden und kräftigen Gestalten sehen wir nur noch jene blassen, schmachtenden, ewig unverstandenen Salondamen, welche unter dem Kollektivnamen „Berliner Geheimrathstöchter" überall bekannt sind. Wirbt endlich nach so mancher verfehlter Hoffnung und Herzenstäuschung ein Mann um ihre Hand, treten sie in den Stand der Ehe und gebären sie einige Kinder, so ist ihre Lebenskraft erschöpft, ihr Nervensystem zerrüttet und die ausgebildete Hysterie die natürliche Folge dieser unnatürlichen Verhältnisse.

In meiner Praxis hatte ich nun zu häufig Gelegenheit derartige Kranke genau zu beobachten Sie sind der Fluch des Arztes und bringen ihn vollständig zur Verzweiflung. So wenig wie man von einem Apriltag mit Bestimmtheit sagen kann ob er heiter oder stürmisch werden wird, eben so wenig wird man bei einer derartigen Patientin mit Sicherheit auf ihre Gesundheit rechnen dürfen. Sie steht Frühmorgens ruhig auf, will zu Mittag den Geist aufgeben und geht Abends munter und in bester Laune noch zu einem Ball. Das ganze Hauswesen leidet von ihrer wechselnden Laune. Keine Stunde geht ohne irgend einen unangenehmen Zwischenfall vorüber. Der Gatte steht wahre Höllenqualen aus, nie wird er seines Lebens froh. Er tritt in das Zimmer seiner Frau und sie bekommt ihren Krampf, weil er zu laut aufgetreten, oder zu stark mit ihr gesprochen hat. Er läßt bei Tisch den Löffel oder seine Gabel fallen, augenblicklich erscheint der verwünschte Krampf. Er darf in ihrer Gesellschaft sich keine Cigarre anstecken, da sie den Tabaksrauch nicht vertragen kann und sicher ihren Anfall bekommt. Widerspricht er ihr einmal, so droht sie sofort mit Zuckungen oder Ohnmachten. Sie kann an manchen Tagen auch nicht das leiseste Geräusch vertragen und doch geht sie Abends in die Oper und hört die Hugenotten oder gar Spontini's Vestalin von Anfang bis Ende ohne eine Miene zu verziehen. Gewisse Personen kann sie nicht um sich dulden. Oft muß der arme Gatte seinen besten Freund aufgeben, lediglich aus Gesundheitsrücksichten für seine Frau. Nicht minder oder noch viel mehr hat die übrige Umgebung einer solchen Patientin zu leiden. Wehe den armen Dienstboten und Untergebenen! —

Das Muster und der Typus einer solchen Patientin befand sich schon längere Zeit in meiner Behandlung. Ich hatte das Glück oder vielmehr das Unglück ihr Hausarzt zu sein. Sie war die Frau eines unserer reichsten Börsenmänner und lebte in den glänzendsten Verhältnissen, aber sich selbst und aller Welt zur Qual. Ihr Gesicht zeigte noch Spuren einer großen

Schönheit, die jedoch stark im Schwinden begriffen war. Dieser Umstand vermehrte sicher ihre üble Laune. Sie hatte lange Zeit in der Gesellschaft geglänzt und sah sich jetzt ziemlich einsam und verlassen. Zwei Kinder, welche sie ihrem Mann geboren, waren ihr frühzeitig gestorben. Es fehlte ihr an jeder ernsten Beschäftigung. Alle Zerstreuungen hatte sie bereits erschöpft und sie fühlte eine entsetzliche, tödtliche Langeweile. Ihr Mann kümmerte sich nicht allzuviel um sie, er ging seinen Geschäften und seinen Vergnügen nach. Dafür gestattete er auch ihr die größte Freiheit, welche sie, wie die Fama behauptete, auch redlich benutzt hatte. Zwischen den Gatten hatte nie eine innigere Verbindung stattgefunden. Konvenienz und Berechnung von beiden Seiten hatten statt des Herzens und der Liebe den Ausschlag gegeben. So lange es zu keinem öffentlichen Skandal kommt, pflegt die Welt eine derartige Ehe sogar eine glückliche zu nennen.

Mit zunehmenden Lebensjahren entwickelte sich hier auf diesem besonders fruchtbaren Boden ein seltenes Exemplar von Hysterie. Die Krankheit hatte bei der genannten Dame den höchsten Grad erreicht und alle meine Mittel erwiesen sich fruchtlos. Indeß die Patientin besaß leider zu mir ein unbedingtes Vertrauen und so kam es, daß sie weder mich noch ich sie aufgab. Um aber ganz ehrlich und offen zu sein, muß ich noch eingestehen, daß mich ein besonderer Grund weit öfter in das Haus und zu der Kranken führte, als dies unumgänglich nöthig war. In ihrer Umgebung lebte nämlich eine Gesellschafterin, eines jener seltenen Wesen, das der Himmel auf die Erde gesandt zu haben scheint, um den Ungläubigen zu beweisen, daß es wirklich noch Engel giebt. Ueberaus schön war dieser Engel nicht, aber unendlich reizend, anmuthig. Vor allen Dingen besaß dieser Engel, welcher, beiläufig gesagt, zwanzig Jahre zählte und Auguste hieß, eine angeborene Herzensgüte und eine himmlische Geduld. Ich hatte mehr als einmal Gelegenheit, diese beiden Eigenschaften an ihr zu bewundern, da

sie oft genug dieselben meiner hysterischen Patientin gegenüber entfaltete. In meinem ganzen Leben habe ich nie mehr Sanftmuth und Nachsicht gegen die Schwächen Anderer als bei ihr gefunden. Immer war sie bereit, die üble Laune ihrer Gebieterin, unter deren Ausbrüchen sie am härtesten litt, zu beschönigen und zu entschuldigen. Nie kam ein klagendes oder gar ein bitteres Wort aus ihrem Munde. Ich wußte, daß sie Höllenqualen dulden mußte und doch blieb sie stets ruhig und gefaßt. Sie war freundlich und gefällig gegen Jedermann und ich darf wohl sagen, auch gegen mich. Nur schien sie, wenn sie sich allein mit mir befand, eine gewisse Scheu zu empfinden, die mir wirklich weh that. Ich war schon oft entschlossen, sie wegen dieser Zurückhaltung zur Rede zu stellen, aber ich unterließ es immer wieder, und ich wußte selber nicht warum. Wenn sie mich mit ihren treuen, guten, blauen Augen ansah, verstummten mit einem Male alle Vorwürfe, die ich ihr machen wollte und ich ging grade wie ich gekommen, ohne ihr ein Wort zu sagen. Auf der Treppe fiel es mir erst ein, daß ich etwas vergessen habe und dann nahm ich mir vor, nächstens wiederzukommen, um das Versäumte nachzuholen.

Das dauerte so einige Monate. Eines Tages, als ich meine Patientin wieder einmal besuchte, fand ich ihre Gesellschafterin im Vorzimmer. Diesmal schien sie mich erwartet zu haben. Sonst ging sie stets, sobald ich kam, um ihrer Gebieterin meine Ankunft zu melden. Sie trat mir sogar einige Schritte entgegen und begrüßte mich freundlich, wenn auch mit der gewöhnlichen Befangenheit. Da ich ihre Anrede erwartete, so blieb ich vor ihr stehen. Ich weiß nicht warum sie schwieg und ohne alle Ursache erröthete. So viel war mir aber klar, daß ihr edles Gesicht durch diese holde Röthe nichts verlor. Es schien ihr in diesem Augenblick grade wie mir zu gehen, sie hatte muthmaßlich ganz und gar vergessen, was sie mir sagen wollte, denn ihr schöner Mund blieb stumm nach wie vor. Unter diesen Verhältnissen hielt ich es für meine Pflicht als Arzt

und Mensch, ihr zu Hülfe zu kommen. Sie konnte ja möglicher Weise krank geworden sein. Hoffentlich war es nur ein schnell vorübergehendes Unwohlsein.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte ich ziemlich ungeschickt.

Sie sah mich verwundert mit ihren großen Augen an. Ich glaubte ein leises, spöttisches Lächeln um ihre Lippen zu bemerken. Meine Frage mußte ihr gewiß sehr unpassend vorkommen. Wer fällt auch gleich mit der Thüre so in's Haus, und namentlich einem jungen, schüchternen Mädchen gegenüber. Bald war sie wieder wohl, wie es mir vorkam, aber traurig.

„Ich bin nicht krank,“ versetzte sie leise mit niedergeschlagenem Blick. „Ich wollte Sie nur um eine Gefälligkeit ersuchen.“

„Tausend für Eine,“ rief ich mit einer Hast, die wieder ganz unschicklich war.

Zum Glück achtete sie nicht darauf, da sie ganz und gar mit ihren eigenen Gedanken und Plänen beschäftigt war.

„Die gnädige Frau,“ fuhr sie ruhig fort, „hat mich heute aus ihrem Dienst entlassen.“

„Was fällt ihr ein? Einen solchen Engel — eine solche Gesellschafterin findet sie nicht wieder,“ verbesserte ich mich schnell. „Ich will sogleich mit ihr reden. Sie dürfen nicht das Haus verlassen. Sie müssen hier bleiben.“

„Eben deshalb wollte ich mit Ihnen sprechen. Ich habe die Kündigung mit Freuden angenommen. Sie wissen, Herr Doktor, daß meine Stellung nicht die angenehmste war. Längst war ich entschlossen, dieselbe aufzugeben und mit einer andern zu vertauschen. Ich habe mein Examen als Erzieherin gemacht, und nur weil ich als Gouvernante kein passendes Unterkommen fand, bin ich hier als Gesellschafterin eingetreten. Jetzt würde ich gern wieder zu meiner früheren Beschäftigung zurückkehren. Ich habe die besten Zeugnisse aufzuweisen, doch ich weiß, daß es hauptsächlich auf eine gute Empfehlung ankommt. Deshalb bin ich so frei gewesen, mich an Sie zu wenden. Sie kommen

in so viele und gute Häuser. Vielleicht finden Sie eine derartige Stelle für mich und legen dabei ein Wort zu meinen Gunsten ein. Sie kennen mich ja hinlänglich und ich habe keinen Menschen auf der Welt, zu dem ich mehr Vertrauen hätte, als zu Ihnen."

Die letzten Worte flüsterte sie so leise, daß ich sie kaum verstand, aber darum gefielen sie mir nur um so besser. Es lag wirklich etwas Rührendes in ihrem Ton. Wenn ich nicht irre, bemerkte ich, daß ihr Auge feucht wurde. Ich mußte mich zusammennehmen, um meine eigenen Gefühle nicht zu verrathen.

„Also Gouvernante wollen Sie werden?" fragte ich mit würdevollem Tone, „und ich soll Ihnen zu einer solchen Stelle verhelfen?"

„Ich würde Ihnen für immer dankbar sein."

„Ein schweres Geschäft."

„Ich weiß wohl; aber nicht schwerer wie meine gegenwärtige Lage."

„Das will ich wohl glauben," stimmte ich lachend bei.

„Ich werde gewiß meine Schuldigkeit thun, darauf können Sie sich verlassen," fügte sie treuherzig hinzu. „Mit Kindern gehe ich am Liebsten um und ich glaube auch die nöthigen Kenntnisse zu besitzen. Natürlich wünsche ich Mädchen zu unterrichten, nur im äußersten Nothfall würde ich die Erziehung eines Knaben übernehmen, doch müßte derselbe noch im zarten Alter sich befinden. Später werden die Buben gar zu unbändig und bedürfen einer strengeren Aufsicht, als ich ihnen geben kann. Nicht wahr, Herr Doktor, Sie nehmen es mir nicht übel, daß ich mich an Sie gewendet habe und Sie werden meine Bitte nicht vergessen?"

„Gewiß nicht," sagte ich zerstreut. „Ich will mir alle mögliche Mühe geben, Ihnen eine gute Stelle zu verschaffen, darauf können Sie sich verlassen."

Voll von ihrer Dankbarkeit vergaß sie ihre sonstige

Schüchternheit so weit, daß sie meine Hand ergriff. Ich drückte diese weiche, schlanke Hand mit väterlicher Zärtlichkeit, da ich ja gewissermaßen mich als ihren Vormund und Beschützer betrachten durfte. Ein leiser Gegendruck überzeugte mich von ihrem kindlichen Gefühle, darauf zog sie, wie es mir schien, viel zu früh und verwirrt dieses Pfand ihres Vertrauens wieder zurück. Flüchtig wie ein Reh entschlüpfte sie, um mich ihrer Gebieterin zu melden.

Nie war mir meine Patientin so widerlich und unangenehm wie in diesem Augenblicke vorgekommen. Sie hatte ja das gute Mädchen verabschiedet und das konnte ich ihr nicht verzeihn. Heute hörte ich ihre unzähligen Klagen völlig theilnahmlos an. Ich mußte mich zusammennehmen, um ihr nicht einige scharfe Wahrheiten zu sagen. So schnell wie möglich suchte ich mich von ihr loszumachen. Grade darin schien sie es darauf anzulegen, mich zu quälen und aufzuhalten. Nachdem sie die ganze Litanei ihrer Leiden mir zum hundertsten Male vorgeklagt, kam sie sogar darauf, über meine eigenen Verhältnisse zu sprechen. Ihre fixe Idee war, mich durchaus verheirathen zu wollen. Sie hatte eine ziemlich bejahrte Cousine mit einigem Vermögen und wie ich längst merken konnte, war mir diese alte Jungfer von ihr gütigst zugedacht. Wieder brachte sie die verwünschte Geschichte auf's Tapet.

„Doktor! Sie müssen heirathen."

Ich rückte ungeduldig mit dem Stuhl.

„Ein verheiratheter Arzt," fuhr sie zu meinem Entsetzen fort, „genießt weit mehr Vertrauen, besonders von Seiten der Frauen."

„Möglich!" versetzte ich zerstreut, indem ich Hut und Stock ergriff.

„Sie wollen schon gehn und ich habe Ihnen noch so viel mitzutheilen," sagte sie mich zurückhaltend. „Ich wüßte eine äußerst vortheilhafte Partie für Sie."

Ich sprang von meinem Sitze auf, da ich wußte, was

nun kommen würde. Mit einem Satze war ich an der Thür und stürmte ohne mich erst zu empfehlen aus dem Zimmer. Verwundert sah mir die Kranke nach. Sie mußte mich sicherlich für verrückt gehalten haben. Draußen traf ich die Gesellschafterin. Ich athmete wieder auf und blieb, um unser voriges Gespräch wieder mit ihr fortzusetzen. War es Zufall oder Absicht, der Störenfried da drinnen mußte wohl eine Ahnung haben. Die Glocke schellte der Gesellschafterin und aus der gehofften Unterredung wurde nichts.

„Lassen Sie mich," bat sie, indem sie an mir vorübereilte. „Ich werde gerufen. Vergessen Sie Ihr Versprechen nicht."

Ich blieb recht ärgerlich zurück. Auf der Treppe fiel mir erst Alles ein, was ich ihr noch sagen wollte. Dazu war es nun zu spät und wer weiß, wann und unter welchen Verhältnissen ich sie wieder sehen sollte. Den ganzen Tag beschäftigte ich mich mit dem guten Mädchen und mit ihrem Wunsche. Ich gab mir die möglichste Mühe, eine anständige und vortheilhafte Stellung als Gouvernante für sie ausfindig zu machen, trotzdem gelang es mir nicht. Es ging dabei nicht mit rechten Dingen zu. Ich hatte sehr viele Familien, mit denen ich genau bekannt war und die eine Erzieherin grade suchten, aber keine einzige entsprach meinen Anforderungen. Hier gefiel mir die Frau nicht, dort der Mann. An dem einen Orte fand ich die Kinder furchtbar verzogen, an dem andern gänzlich vernachlässigt. Unmöglich würde sie es in diesem Hause nur vier Wochen aushalten und in jenem keine drei Tage. Nie in meinem Leben war ich so bedenklich und skrupulös als jetzt mit einem Mal. Ich sah lauter Uebelstände und Unannehmlichkeiten, welche wahrscheinlich meine Aengstlichkeit bei Weitem übertrieb. Bei meinen Nachforschungen ging ich mit einer Gewissenhaftigkeit zu Werke, als handelte es sich um ein Königreich oder um die Wahl eines Mannes für eine geliebte Tochter. Kurz ich konnte zu keinem Entschlusse kommen, obgleich sich mehr als eine gute Stelle für meinen Schützling darbot.

So war bereits eine Woche vergangen, ich durfte meinen Besuch bei meiner Patientin nicht länger aufschieben, trotzdem ich der armen Gesellschafterin keine tröstliche Mittheilung zu machen hatte. Ich war ärgerlich darüber. Den ganzen Weg dachte ich an das gute Kind, das sicher mit Ungeduld meine Antwort erwartete. Nun kam ich mit leeren Händen und täuschte ihre Hoffnungen, die sie auf mich gesetzt.

Was aber sollte ich thun?

Das war eine kitzliche Frage, die mir viel Kopfzerbrechen verursachte. Ich hatte allerlei seltsame Gedanken darüber und als ich vor dem Hause stand, schoß mir plötzlich ein ganz närrischer Entschluß durch den Kopf. Ich mußte laut über mich selbst lachen. Verwundert sah mich der Portier an, welcher mir die verschlossene Thür öffnete. Der Mann, der mich genau kannte, glaubte am Ende, daß ich toll geworden sei. Aber das Lachen verging mir, als ich langsam und nachdenklich die Treppe hinaufstieg. Bald hatte mein Gesicht wieder die ernste, ärztliche Haltung angenommen. Im Vorzimmer erwartete mich die Gesellschafterin. Sie hatte mich wahrscheinlich kommen sehen und wollte mit mir über die gehoffte Stelle sprechen. Nun verging mir aller Scherz und ich war wirklich in Verlegenheit, was ich dem guten Mädchen sagen sollte.

„Ach! wie lange haben Sie mich warten lassen," rief sie mir schon von Weitem entgegen, „aber wie freue ich mich, sie endlich zu sehen. Gewiß, Sie bringen mir einen günstigen Bescheid."

Ich hätte sie um Alles in der Welt nicht enttäuschen mögen. Sie setzte so viel Zutrauen in meine Bemühungen. Deshalb suchte ich die unangenehme Nachricht, welche ich ihr leider zu bringen hatte, so viel als möglich zu umgehen. Ich bemühte mich, eine heitere Miene anzunehmen.

„Es ist mir allerdings gelungen," stotterte ich, „eine Stelle für Sie ausfindig zu machen, aber ich weiß wirklich nicht —"

„O! ich bin mit Allem zufrieden, was Sie für mich gewählt. Ich weiß, daß Sie Ihr Möglichstes gethan haben werden. Sie sind ja immer so gut, so theilnehmend für mich gewesen."

Nein! es war absolut unmöglich, ihr die Hoffnung zu rauben. Mein früherer Entschluß fiel mir wieder ein, aber diesmal lachte ich nicht mehr. Eben so wenig aber vermochte ich ein Wort herauszubringen. In der Freude ihres Herzens übersah sie meine Befangenheit.

„Nun müssen Sie mir auch das Nähere mittheilen," sagte sie mir; „ist die Familie gebildet und wohlwollend, in die ich treten soll?"

Ich stand vor ihr, wie ein betroffener Schulknabe vor seinem Lehrer, indeß mußte ich mich auf eine Lüge besinnen. Es blieb mir jetzt nichts weiter übrig. Das kommt davon, wenn man nicht gleich von Vornherein den Muth besitzt, die Wahrheit zu sagen.

„Die Familie," antwortete ich zögernd, um mich zu sammeln, „ist eigentlich keine Familie. Es handelt sich um ein wohlhabendes Waisenkind."

„Armes Kind!" rief sie erschüttert aus, „noch so jung und schon der Eltern beraubt. So wie ich," setzte sie leiser hinzu, und ihr Auge füllte sich mit Thränen.

„O! ich will es lieben," fuhr sie mit bewegter Stimme fort, „ich will ihm die todte Mutter zu ersetzen suchen."

Sie sprach diese Worte mit einer Innigkeit und einem Gefühle, das mich tief ergriff. Mein schwankender Entschluß wurde immer fester und stand mir klarer vor meiner Seele als vorher.

„Wollen Sie das wirklich?" fragte ich, indem ich eine aufsteigende Rührung zu verbergen suchte.

„Gewiß und wahrhaftig," betheuerte sie, die Hand auf's Herz legend und mich mit ihren sanften blauen Augen voll Liebe anblickend. „Ich weiß ja am Besten, wie es thut, wenn

man so ganz allein und verlassen auf der Welt steht; und gar noch ein zartes Kind. Das bedarf der Liebe noch weit mehr. Ich will mich bemühen, ihm Alles zu ersetzen, was ihm fehlt. Ich werde es hüten, wie meinen Augapfel, sein Herz zu gewinnen suchen und seinen Geist ausbilden, so weit dies in meinen schwachen Kräften steht. Es ist gewiß bisher immer in guten Händen gewesen und hat eine sorgfältige Erziehung genossen."

„Das kann ich gerade nicht sagen," versetzte ich schon dreister. Ich hatte bereits im Lügen Fortschritte gemacht.

„Ist es vielleicht verwahrlost?"

„Leider sehr verwildert."

„Ich werde Geduld mit ihm haben. Mein Gott, was kann auch das arme Kind dafür!" setzte sie gutmüthig hinzu. „Die Schuld fällt lediglich auf seine bisherigen Erzieher. Sicher ist es von Natur nicht bös gewesen."

„Da muß ich Ihnen Recht geben. Ich kenne es genau. Seine Fehler kommen wenigstens nicht aus einem schlechten Herzen und sind, wie ich glaube, auch nicht unverbesserlich."

„In der That, das freut mich aufrichtig. Ich will ihm schon die üblen Angewohnheiten nehmen. Man richtet oft mit Güte und Sanftmuth weit mehr aus als durch Strenge."

Unwillkürlich mußte ich über ihren Gouvernantenton lächeln. Die kleine Pedanterie stand ihr ganz allerliebst.

Der Scherz fing an, mich zu belustigen, und ich wollte denselben in humoristischer Weise auch zu Ende führen.

„Wie alt ist ungefähr das Kind?" fragte sie nach einer kleinen Pause.

„Nicht mehr ganz jung, aber kindisch genug."

„Das ist mir nicht lieb. Je älter die Kinder sind, um so schwerer sind sie auch zu erziehen. In jüngeren Jahren ist der Geist noch bildsam und weich wie Wachs. Mit den Jah-

ren verhärten sich auch unsere Fehler und es hält dann schwer, sie zu beseitigen. Ich fürchte, daß ich keine leichte Aufgabe haben werde."

„Sie müssen es sich nicht so schlimm vorstellen. Ich bin fest überzeugt, daß Ihnen gelingen muß, was keinem Andern gelingt."

„O, Sie sind viel zu nachsichtig gegen mich, Herr Doktor! Ich bin durch meine gegenwärtige Stellung aus der Uebung gekommen. Auch glaube ich, daß meine Kenntnisse nicht genügen dürften für ein bereits vorgerücktes Lebensalter. Ich weiß höchstens so viel, als zum Unterricht eines kleinen Mädchens hinreicht."

„Darüber brauchen Sie sich weiter keine Sorge zu machen. Es kommt in diesem Falle weit weniger auf die Bildung des Geistes als des Herzens an und für diese besitzen Sie grade die nöthigen Eigenschaften, Sanftmuth, zarte Weiblichkeit und eine Fülle von Gemüth."

Während meines ungeheuchelten Lobes schlug sie beschämt die Augen zu Boden und eine Purpurröthe überflog ihr feines Gesicht.

„Ich finde, daß ich die Bescheidenheit noch vergessen habe," fuhr ich ihre Hand ergreifend fort. „Vor allen Dingen aber sehe ich mich gezwungen, Ihnen einen Irrthum zu benehmen. Sie glauben, daß Sie die Stelle einer Erzieherin bei einem Mädchen versehen sollen?"

„Nicht bei einem Mädchen?" rief sie überrascht.

„Nein! sondern bei einem Knaben!"

„Dann thut es mir leid, daß ich Ihr gütiges Anerbieten nicht benutzen kann, besonders da der Knabe bereits erwachsen zu sein scheint."

„Freilich! es ist ein alter Knabe," bemerkte ich schmunzelnd und mich an ihrer Verlegenheit weidend, „aber so weit ich ihn kenne, wird er Alles thun, was er Ihnen an den Augen absehen kann. Er liebt Sie!"

„Er liebt mich!“ wiederholte sie bestürzt.

Erst jetzt schien ein Verdacht in ihrer unschuldigen Seele aufzusteigen. Verwirrt und betroffen stand sie von ihrem Stuhle auf, um sich zu entfernen. Ich war noch schneller als sie bereit, sie festzuhalten.

„Sie treiben Ihren Scherz mit mir. Das hätte ich nicht von Ihnen erwartet,“ sagte sie in vorwurfsvollem Ton. „Lassen Sie mich!“ bat sie mit Thränen in den Augen.

„Bleiben Sie und hören Sie mich ruhig an!“ versetzte ich jetzt mit allem Ernste, der mir zu Gebote stand.

„Auguste, ich liebe Sie schon lange Zeit! Oft genug war ich Zeuge Ihrer Herzensgüte und Sanftmuth, die Sie am unrechten Orte verschwendeten. Sie fühlten selbst, daß dies keine entsprechende Stellung für Sie war. Ich bemühte mich, Ihnen eine bessere zu verschaffen. Keine wollte mir für Ihren Werth genügen. Ich konnte den Gedanken länger nicht ertragen, Sie in fremder Dienstbarkeit zu sehen. So entstand dieser Entschluß, der Sie vielleicht überrascht, in meiner Seele. Sie sollten mir, mir allein gehören. Wollen Sie meine Erziehung übernehmen, dem verwilderten und alten Knaben die Hand reichen und mit ihm durch's Leben gehen? Reden Sie, Auguste! Wenn Sie sich von meinen Fehlern nicht abschrecken lassen, die ich wie jeder Mann besitze, wenn Sie mir ein treues Herz und den redlichen Willen zutrauen, Sie glücklich zu machen, so sagen Sie ein kurzes, leises Ja!“

„Ja!“ flüsterte ihr lieblicher Mund und in dem nächsten Moment hielt ich sie fest umschlungen in meinen Armen. In Thränen lächelnd blickte sie mit ihren sonnigen Augen zu mir empor. Ein Himmel voll Liebe und Treue lag darin.

Im Nebenzimmer schellte meine Patientin mit der Glocke immer heftiger.

„Laß sie rufen,“ sagte ich, als sie sich losreißen wollte. „Noch heute gehst Du mit mir!“

„Mit Dir durchs ganze Leben!“ hauchte sie.

Die Thür wurde plötzlich von Innen aufgerissen und die Hysterische stand mit wüthenden Blicken vor uns Beiden. Die Ueberraschung schien sie gelähmt zu haben, denn sie brachte trotz aller Anstrengung nicht ein Wort hervor.

„Meine Braut!“ sagte ich, das erröthende Mädchen ihr vorstellend. „Sie sehen, daß ich mir Ihre Ermahnungen zu Herzen genommen habe.“

„Ich gratulire!“ stammelte sie mit erstickter Wuth.

Trotz dieses geheuchelten Glückwunsches hatte ich keine Ursache, meinen Entschluß zu bereuen. Auguste wurde nach wenigen Wochen meine Frau und der alte Knabe ist ein überaus glücklicher Mann durch sie geworden.

Leipzig, Druck von A. Edelmann.

